

UB Braunschweig 84



2301-248-6

115

Darstellungen  
aus einer Reise

durch

Deutschland und Italien

im Jahre 1835.

Von

Friedrich Karl von Strombeck.

Erster Theil.

**Darstellungen**  
**a u s m e i n e m L e b e n**

und

**aus meiner Zeit.**

Von

**Friedrich Karl von Strombeck.**

Was ich besitze seh' ich wie im Weiten,  
Und was verschwand wird mir zu Wirklichkeiten.  
Göthe.

---

**Dritter Theil.**

---

**Braunschweig,**  
**Verlag von Friedrich Vieweg.**

**1836.**

**Darstellungen**  
**a u s e i n e r R e i s e**

durch

**Deutschland und Italien**

**im Jahre 1835.**

Von

**Friedrich Karl von Strombeck.**

---

**Erster Theil.**

---

**Braunschweig,**  
**Verlag von Friedrich Vieweg.**

**1836.**

Der Frau Gräfinn

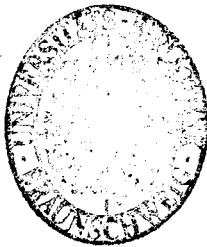
Sophie von Arco,

geborenen Gräfinn von Thunn,

zu

Arco.

Zum Andenken des siebenten Mai's 1835.



FRIEDR. VIEWEG & SOHN  
BRAUNSCHWEIG



## V o r r e d e .

„Die Neigung, welche wir zum Reisen-  
den hegen“ — sagt Göthe irgendwo — „ver-  
gegenwärtigt uns aus seinen Darstellun-  
gen auf das allersicherste entfernte Loca-  
litäten und Sitten.“ — Nichts ist richtiger als  
dieser Ausspruch, und so hege ich denn die Hoff-  
nung, daß diejenigen Freunde und Freundin-  
nen, welche von mir so dringend schriftlich und  
mündlich eine Fortsetzung meiner »Lebensdarstel-  
lungen« forderten, nicht nur Vergnügen, sondern  
selbst Nutzen aus der Lesung der ihnen hier darge-  
brachten Aufzeichnungen ziehen werden. — Bedenk-  
licher ist die Sache schon bei gleichgültigen, ver-  
loren aber unstreitig bei ungeneigten Lesern. Diese  
werden das oft Gesagte wiederholen: »Wann  
wird man aufhören, von dem schon so aus-  
führlich beschriebenen Italien zu berich-

ten?« — Ich mag mich nicht unterfangen, hierauf zu erwiedern, daß selbst der unterrichtete Leser in meinen Aufzeichnungen Vieles finden werde, welches ihm als völlig unbekannt erscheinen könne, denn dieses möchte eben nicht der Fall seyn — wohl aber, daß niemahls schaden möge, nicht selten aber zu großem Nutzen gereiche, Wahres wiederholend zu bestätigen; daß das in den neuesten Zeiten in Deutschland so arg verläumdete Italien doch auch wohl rechtfertigende Bemerkungen von einem Deutschen erwarten könne; daß das Leben stets Neues hervorbringe, und daß demnach zwischen Bekanntem manches noch nicht Berichtete vorgetragen worden, und vor Allem, daß meine Absicht weniger gewesen, zu unterrichten als zu unterhalten und zu vergnügen. — War ich nun in meinen Darstellungen nicht langweilig, so ist der vorgesezte Zweck schon erreicht, und ich bin zufrieden. — Hoffentlich lernt aber auch die Mehrheit der Leser manches Wünschenswerthe aus meinen Blättern. Ein solches scheint mir nämlich die richtige Vorstellung von dem gegenwärtigen Zustande eines Landes zu seyn, welches von wissenschaftlich Gebildeten mit Recht als das merkwürdigste und daher anziehendste auf der weiten Erde erkannt wird.

Nur zu oft vielleicht unterbreche ich meine Berichte durch Bemerkungen der mannichfachsten Art. Diejenigen, welche Bezug auf Staatsverwaltung und Politik haben, deren jedoch wenige sind, gefallen vielleicht einer bedeutenden Anzahl von Zeitgenossen keinesweges. Die Welt nahm stets gar zu leicht für Bestrebungen der Gunstsucht, was nur wohlwollende Aeußerung eigener Empfindung und das Ergebniß derjenigen Heiterkeit des Innern ist, welche doch, um recht zu sehen, unumgänglich erforderlich seyn möchte. — »Verläumdung und Mißgunst,« sagt ein großer Schriftsteller, »werden mit willigen Ohren aufgenommen, denn die Bosheit bekleidet sich mit der Freiheit falschem Scheine« \*). — Dieser so lockende Reiz geht nun einmahl meinen Zeilen ab, wiewohl ich hoffe, daß dem aufmerksamen Leser nicht entgehen wird, wo ich nicht billige, wenn dieses auch nur bescheiden und leise angedeutet seyn sollte. So darf man zu nutzen hoffen; denn gar oft erreicht man den Zweck durch sanfte Worte, wo harter Tadel oder offen liegende

\*) *Obtrectatio et livor pronis auribus accipiuntur, quippe . . . malignitati falsa species libertatis inest.*

TACIT. hist. I. 2.

Satyre schaden würden. — Freilich weiß ich, und erfuhr es auch wohl selbst, daß Wohlwollen nicht immer Wohlwollen erzeugt: aber mit dem Wunsche bleibt mir doch die Hoffnung, in dem Sinne gele- sen zu werden, in welchem ich schrieb.

Wolfenbüttel, im März 1836.

F. K. v. Strombeck.

## I n h a l t.

I. Einleitung.....	S. 1
II. Reise durch Norddeutschland. — Von Wolfenbüttel über Gotha und Coburg bis an die Grenze des Königreichs Bayern.....	— 29
III. Reise durch das Königreich Bayern. — Von Bamberg über Nürnberg, Regensburg, München bis an die Grenze von Tyrol.....	— 71
IV. Reise durch Tyrol. — Von Innsbruck über den Bren- ner und Gardasee nach Verona.....	— 157
V. Reise durch die venezianischen Staaten des lombardisch- venezianischen Königreichs. — Von Verona über Vi- cenza, Padua, Venedig und Rovigo nach Ferrara....	— 207

## A n l a g e n.

Anf. I. Personalstand der k. k. Leopold-Franzens-Univer- sität zu Innsbruck und Ordnung der öffentl. Vorle- sungen, welche an derselben in dem Schuljahre 1835 gehalten werden.....	— 362
— II. Briefe über Verona und Venedig. Von F. K. von Strombeck an Wilhelm Hoyer.....	— 381
— III. Canzonetta nuova sopra la Biondina in Gon- doletta.....	— 451

XII

Neues Lied über die Blonde in der Gondel. ....	G. 433
Ant. V. An die Frau Gräfinn E*** zu L***.	
Zusätze zu den Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit. ....	— 435

I.

Einleitung.

v. Strombeck's italiän. Reise. I.

1

Bis zum Monate September des Jahres tausend acht-  
 hundert und dreißig hatte ich mein eigenes Leben erzählt,  
 in stets wahren, aber den Umständen nach mehr oder  
 weniger ausgeführten Darstellungen. Denn eben dieses  
 ist das Loos des Geschichtschreibers (und auf den  
 Namen eines solchen darf auch der Biograph einigen  
 Anspruch machen), wenn die noch nahe liegende Vergan-  
 genheit den Stoff zu seinen Mittheilungen hergiebt, daß er  
 sich nur über Weniges mit völliger Bestimmtheit ausspre-  
 chen darf, über Vieles aber den, wenn auch nicht ganz ver-  
 hüllenden, doch das helle Licht mäßigenden Schleier werfen  
 muß. Auch ist dieses nicht Falschheit oder Furcht: es ist nur  
 Klugheit und Milde. In meinem Charakter liegt nun  
 überdies, bei aller Lebendigkeit und Kraft desselben, diese  
 Milde, wie meinen Lesern nicht entgangen ist, und das  
 daraus erwachsende Bestreben stets zu schonen, um ja Nie-  
 mand zu verletzen oder sogar dauernden Schaden zuzufügen.

Nun bedenket, ihr Freunde, die ihr mich so dringend mündlich und schriftlich auffordert, weil euch meine früheren Darstellungen vergnügt haben, auch schon jetzt eine Fortsetzung derselben zu liefern, wie befangen und unvollständig diese, unter den dargelegten Umständen, ausfallen mußte. Ja selbst von dem eigenen Leben der nächsten Vergangenheit läßt sich nicht mit völliger Offenheit erzählen. Klagen, erscheint man schwach; rühmend das eigene Glück, erregt man Neid. — Ueberdies floß mein Leben in den verwichenen fünf Jahren in einer solchen Ruhe dahin, daß ich es mit einem durch eine weite unabsehbare Ebene wellenlos dahinströmenden Flusse vergleichen möchte: stets heiter und klar ist mein Inneres, meine Gesundheit ist stets dieselbe, mein Familienglück läßt nichts zu wünschen übrig, einige wenige nahe und ferne Freunde lieben mich mit alter Treue, von öffentlichen Geschäften blieb mir nur das Amt eines Richters: — was läßt sich aus einem solchen Leben erzählen, wenn nicht Mittheilungen fremdartiger Beschaffenheit den Mangel an Stoff aus der eigenen Welt ersetzen sollen? — Wie groß war Klopstock, und welche Freunde hatte er! und doch gähnen die meisten Leser bei dem Briefwechsel Klopstocks und seiner Freunde, weil diese nur immer von ihrer Liebe, von ihrem Glück erzählen. — Aber die Freunde drängen: ich soll ihnen den

dritten, Viele verlangen sogar den vierten, Band meiner »Darstellungen« liefern, — ich erinnere mich auch oft genug des Vergnügens, welches ich selbst genoß, während ich die beiden ersten Theile niederschrieb, — ich bin hocherfreut gewesen über den Beifall, welchen ich sowohl im Vaterlande als in weiter Ferne einerntete, ein ganzer Band von Zuschriften schmeichelt meiner natürlichen und also verzeihlichen Eitelkeit: — wie soll ich es nun machen, ohne an jenen dargewiesenen Lebens-Klippen zu scheitern, Stoff zu einer Fortsetzung meiner Darstellungen zu erhalten, um den Freunden, um dem eigenen Verlangen zu genügen? — Seht, Freunde, es bietet sich mir ein Mittel dar, wodurch alle Schwierigkeiten, wie mich dünkt, beseitigt werden können, und welches mir nicht nur eine glückliche Gegenwart, sondern auch für den ganzen Rest meines Lebens eine lange Reihe glücklicher Stunden verspricht; diese durch die Erinnerung, durch das Andenken an eine Vergangenheit, die um so reizender sich darstellen wird, als, nach einem dem Menschen von der gütigen Gottheit verliehenen Geschenke, Mühen und Beschwerden nicht sowohl vergessen werden, als sie vielmehr neues Vergnügen in der Erinnerung gewähren. — Dieses Mittel, Stoff zu einer Fortsetzung meiner Memoiren zu erhalten, soll eine Reise nach Italien seyn. — Ich sah die Propyleen

dieses merkwürdigsten Landes unsers Planeten, nach welchem sich jedes Gebildeten Blicke sehnsüchtig richten, in meiner Jugend, vor zwei und vierzig Jahren; ich hatte oft genug geklagt, nicht über die Lombardei, die nichts als der Vorhof des wahren Italiens ist, hinausgekommen zu seyn; ich fühlte, daß mir etwas fehle, wenn ich meine Lieblinge, die römischen Classiker, las; ja, daß, fast am Ende des Lebens, ich möchte sagen »meine Erziehung« noch nicht vollendet sey; ich hatte aber ein Recht, in meinen amtlichen Verhältnissen auf einen längern Urlaub Anspruch zu machen, da ich einen solchen noch niemals erhalten, noch gefordert; so fest meine Gesundheit ist, so litt ich doch von Zeit zu Zeit an einer bedenklichen Schlaflosigkeit, die nicht bloß vom Alter herzurühren schien, und ich hatte Hoffnung, daß eine Reise mit den erquickenden Genius Schlaf wieder zuführen werde: alles dieses waren Gründe, die mich zu einer Reise nach Italien einluden: — also die Reise nach Italien wurde beschlossen.

Wohl billigten diesen Entschluß Verwandte und Freunde, doch nicht ohne manche Bedenklichkeit. Vor Kurzem war ein Werk, welches Aufsehen gemacht hatte, erschienen, das den Titel führt: »Italien, wie es

wirklich ist; Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden; als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen« (von Gustav Nicolai, königl. preussischem Divisions-Auditeur \*), in welchem es unter Anderm heißt, daß dem, welcher über Venedig in Italien hinausgeht, sich sofort von vorn hinein verfaulte Herrlichkeit, im Schlamm schmutziger Kloaken öffne; daß selbst Florenz den Enttäuschten nicht aufzurichten vermöge; daß mit Florenz aber stufenweise die Sämmerlichkeit des Landes und die Enttäuschung des Reisenden zunehme — \*\*). Dann werden an unzähligen Stellen des Buchs mit den lebhaftesten Farben die Qualen geschildert, welche in den »hesperischen Gefilden,« dem dürren, verbrannten, wüsten Lande mit nebelhaftem Himmel, Betrüger, Bettler, Mauth- und Paß-Beamte, übertheuernde, habgierige Gastwirthe, schlechte Köche, hinterlistige Kellner, vor Allen aber Myriaden von Flöhen, — die durch das ganze Werk eine Hauptrolle übernommen haben, die sie nur mit ihren noch blutgie-

\*) Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, in der Otto Wigandschen Verlags-Expedition.

\*\*) Zweite Auflage. 1r Th. S. 8.

rigern Verbündeten, den Scharen der Wanzen, theilen, — den armen Reisenden bereiten: so daß in jenem Lande des Nebels, des Betruges, des Schmutzes, Ungeziefers und Elends sich ein edeles Gemüth keinesweges gefallen könne. — Obwohl Herr Nicolai zu Neapel einen Palast zur Wohnung hatte — und mehr kann doch selbst ein gekröntes Haupt, welches Italien durchreiset, nicht verlangen oder erreichen, — so wird er doch selbst in diesem Palaste dermaßen von Flöhen mitgenommen, daß er verzweiflungsvoll — man muß zu seiner Entschuldigung und Ehre annehmen, ohne gehörig zu überlegen, was er niederschrieb, — im Gefühl aller Körper- und Seelenleiden ausruft: »Beneidenswerthe Eselfhäute derjenigen, die vor lauter Entzücken über die »*Fata Morgana* (für ungelehrte Leser ist das Wort in einer gelehrten Note erklärt) ihrer Einbildungskraft »in Italien die schmerzhaften Stiche des gefräßigen Ungeziefers nicht fühlen! Und gliche Italien wirklich den »Gefilden Elysium, wandelte man hier überall auf Blumenauen durch den Blüthenduft meilenweiter Drangenhälder dahin, oder träfe das Auge hier überall auf die »Farbenpracht erotischer Pflanzen; wie könnte ein »edeler, gemüthvoller, gebildeter und — »reinlicher Mensch in diesem Lande sich wohl »fühlen?« — Damit aber ein Jeder, der dessen un-

geachtet in jenem Lande sich wohl fühlte, recht deutlich schauen und verstehen möchte, weiß Geistes Kind er sey, ist die wahrhaft bewundernswerthe Apostrophe nicht allein mit durchschossenen Lettern gesetzt, sondern, nach einigen andern analogen Ausrufungen, um stumpfsinnigern Individuen ganz deutlich zu machen, wer hier der Edle, und wer das Thier sey, noch hinzugefügt: »Gern wird sich der Gebildete Entbehrungen und körperlichen Anstrengungen aller Art unterziehen, um seine Kenntnisse zu bereichern; allein, muß er sich halb zum Thier entwürdigen, steht der Edlere gewiß »zurück.« \*)

\*) Man traute seinen Augen nicht, wenn man Aeußerungen dieser Art von einem Manne liest, der doch wissen mußte, daß seit Jahrhunderten Männer und Frauen, welche Zeitgenossen und Nachwelt den Edelsten zurechneten, die Beschwerden, die eine Reise durch Italien darbieten mag, für nichts achteten, höherer Genüsse wegen, und um ihre Kenntnisse zu erweitern, mit einem Worte, um sich zu bilden? — Dachte er denn nicht, nur von Neuern zu reden, an Stolberg, an Göthe, an den verewigten Großherzog von Weimar und an so manchen noch lebenden hochgebildeten deutschen Fürsten. Denn auch diese legten können doch nicht mehr thun, als unterwegs in Palästen zu wohnen, und eben in einem Palaste war es ja, wo obige Worte der Verzweiflung dem Verfasser entfuhrten. — Fühlte er denn gar nicht, in welchem hohen Grade es wenigstens unanständig ist, in einer Angelegenheit, wo es doch nur



»Und in einem solchen Lande« — sagte mir ein Freund, der eben die Lesung jenes schaudererregenden

darauf antömmt, ob Jemand für mehr oder weniger Körperbeschwerden Geistesgenüsse einzutauschen geneigt sey, diejenigen, welche mehr Stoiker, als Er, sind (wenn bei Kleinigkeiten der Art bei einem männlichen Gemüthe überall von Stoicismus die Rede seyn könnte), sofort mit »Eselshäuten« die anders als Er Empfindenden zu beschenken, und sie nicht undeutlich unedeln, ungebildeten und unreinlichen Menschen zuzugesellen?! — In der That ein unglaubliches Vergessen seiner Selbst, jedes Anstandes und jeder Achtung, die man auch den anders Denkenden und anders Empfindenden schuldig ist. — Ich werde mich wohl hüten, in den Fehler des Herrn Nicolai zu verfallen, um auf Annäherungen solcher Art so zu antworten, wie Mancher geneigt seyn möchte, der sich ohne alles Bedenken, um das schöne Italien kennen zu lernen, solchen Beschwerden unterwarf, durch welche man sich, nach jenem Schriftsteller, »halb zum Thiere entwürdigt.« Die Sache selbst spricht zu laut und deutlich gegen Ihn, als daß dergleichen Wiedervergeltungen — wären sie auch anständig — erforderlich seyn könnten. — Folgende Paar Worte wird Herr Nicolai jedoch erlauben. Wahrhaft edele Menschen, denen Kraft des Geistes inwohnt, unterziehen sich willig Beschwerden und Entbehrungen, um sich zu unterrichten. Zum Thier würdigt man sich nicht durch Körperbeschwerden hinab, ist ihr Zweck nur edel, sondern dadurch, daß man den Körpergenüssen vor den Genüssen des Geistes den Vorzug giebt: *veluti pecora, quae natura prona atque ventri obedientia finxit*, sagt ein alter bekannter Schriftsteller. — Weit entfernt also, daß uns die Erduldung körperlichen Ungemachs, Geistes-Gewinnstes wegen, zum Weibe entwürdigte: ist es eben ein Zeichen höhern, ja göttli-

Werkes beendet hatte, der sich nicht überzeugen konnte, daß ein Mann, welcher, wenn auch nicht Soldat, doch dem Stande der Krieger nahe steht, in solche, Verzweiflung ausdrückende Klagen und Jammerrufe, ohne ein jede menschliche Kraft überwältigendes Leiden, sich auslassen würde — »in einem solchen Lande willst Du Dich in Deinem vier und sechzigsten Lebensjahre, ohne alle Bequemlichkeiten, an welche Du zu Haus gewöhnt bist, ja ohne die Begleitung Deines treuen und sorgsamen Bedienten, nicht in Deiner eigenen Reise-Chaise, sondern im schmutzigen Betturino-Wagen reisen? Mit einem Transportmittel, das Dir, nach Herrn Nicolai, jedes Ansehen, worauf Du Anspruch hast, berauben wird?« — Er vermied die wörtliche Wiederholung der Aeußerung dieses Schriftstellers über die Reisenden mit Lohnkutschen in Italien \*). — Wie bald wirst Du eine solche Qual

chen Sinnes, alle Beschwerden, alle Entbehrungen für nichts zu achten, wenn wir durch sie zur Erweiterung unserer Kenntnisse, also zur Bereicherung des Geistes, gelangen. Der Körper soll ja nur dienen. *Animi imperio, corporis magis servitio utimur: alterum nobis cum Dis, alterum cum belluis commune est.* — Hier, in diesem edeln Ausspruche steht Herr N., wodurch man sich zum Thiere hinabwürdigt.

\*) S. 100. »Wer mit einem Betturin reiset, wird in Italien für einen Lump gehalten. Ein solcher Reisender ver-

nicht ferner ertragen wollen und zurückkehren, wenn Du nicht gar diesem Jammer unterliegest?« — Meine Antwort war: »Nil sine magno vita labore dedit mortalibus.« — Ein männliches Gemüth wird, edler Genüsse wegen, und der edelste Genuß ist es, Kenntnisse zu erwerben, Mühen und Beschwerden nicht scheuen. Wer bloß zum Vergnügen, oder um der drückenden langen Weile zu entfliehen, reisen will, darf Italien nicht wählen: er möge, aus dem heimathlichen Sitze, wie es ihm am nächsten und bequemsten, Berlin, Leipzig, Dresden,

---

»dingt bei dem Lohnkutscher Fuhrlohn und Kost. Der Betturin wird nun der Beschützer und Freund des Reisenden, »und dieser ist genöthigt, mit ihm an der Fuhrmannstafel zu »speisen.« — Nichts ist in Italien gewöhnlicher, als mit einem Betturin zu reisen, und dem, der diese Art zu reisen wählte, wird eben die Achtung zu Theil, als dem, der mit Extrapost sich weiter befördern läßt. Jede einzelne Person bekommt ihr eigenes Zimmer, wenn es verlangt wird und möglich ist, und wird mit eben dem Respecte bedient, als den Extrapost-Reisenden nur zu Theil werden kann. Der Betturin wählt, seines eignen Vortheils wegen, stets die besten Gasthöfe, die jedoch oft schlecht genug sind, und nie wird es ihm, oder dem Wirthe einfallen, an der Tafel der Reisenden mitzspeisen zu wollen. Nicht nur Gelehrte, sondern auch die reichsten Gutsbesitzer reisen in Italien mit Betturinen. Ein kais. östreichischer Cammerherr, mit seiner Gemahlin, einer Sternkreuzordens-Dame, Officiere von den höchsten Graden, Gelehrte, Bankiers u. s. w. sind in Betturino-Wagen meine Reisegefährten gewesen.

Frankfurt, Prag, oder Wien zum Ziele seiner Reise machen; selbst nach Paris zu reisen, kann ich ihm nicht rathen, wenigstens möchte er in Belgien so ziemlich italiänische Beschwerden finden; will er sich aber den Hochgenuß verschaffen, das Land kennen zu lernen, in welchem einst die weltbeherrschende Roma thronte, in dem trauererregende, aber auch so noch herrliche Trümmer uns in Zeiten zurückversetzen, die, so lange die Erde dauern wird, die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich ziehen werden, in Zeiten, aus denen sich Europa's, ja eines großen Theils der Welt, jetziger Zustand entwickelte; wer das Land kennen lernen will, von dem die neuere Cultur ausging, das, neben den Meisterwerken alter Kunst in den Museen von Florenz, Rom und Neapel, den ewigen unerreichten Mustern für alle folgende Zeiten die Werke eines Michel Angelo, Raphael, Tiziano, Paolo Veronese bewahrt, das einen Dante, Ariosto und Tasso, einen Machiavelli, Galileo Galilei, einen Filangieri und Beccaria hervorbrachte, wer das erhabenste Bauwerk der Christenheit, die Peterskirche, wer die Schönheit Neapels, wer den Vesuv schauen will, — der muß nach Italien wandern, nicht scheuend die Beschwerden, die dem Reisenden dort entgegentreten mögen. Eine Reise von den Alpen nach Neapel oder gar nach Sicilien mag immer-

hin eine Art Feldzug seyn: aber wird ein edeles Gemüth, hoher Zwecke wegen, selbst die Beschwerden des Krieges scheuen? — Und wie unendlich übertreffen diese diejenigen, welche eine Reise durch Italien mit sich führen kann!« — So ungefähr antwortete ich. — Ich bin nach Italien gereiset allein, dort mich der Lohnfuhrer bedienen; und obwohl ich dem fünf und sechzigsten Lebensjahre nahe war, habe ich die Reisebeschwerden sehr erträglich, das Reise-Vergnügen aber unendlich groß gefunden. Selbst die Ersteigung des Vesuves, ohne alle Hülfe, die ich auch in meinem Alter verschmäht haben würde, fand ich, obwohl beschwerlich, doch nicht erschöpfend. Nie haben mich die ekelhaften Insecten, deren Herr Nicolai so oft erwähnt, und deren Bekriegung in unzähligen Feldzügen so lebendig geschildert wird, auch nicht ein einziges Mal, beunruhigt; ja, noch mehr, ich kann versichern, in Italien auch nicht ein Individuum dieser Insecten-Species gesehen zu haben, die Mücken aber belästigten mich nicht mehr als im lieben Vaterlande \*). — Das sich in Italien allerdings so oft

\*) Freilich muß ich gestehen, um auch in dieser Floh-Angelegenheit nichts zu verschweigen, daß ich in meinem ganzen Leben niemals weder von einem Floh, noch von einer Wanze gestochen bin; woraus ich denn den naturphilosophischen Schluß ziehe, daß ich für diese Kerfe (um mich eines neuen Danteschen Wortes

wiederholende: »i passaporti« — welches ich übrigens als eine offenbare Prellerei keinesweges in Schutz zu nehmen geneigt bin — hat mich doch nie erzürnt; denn warum sollte ich mich einer solchen Lumperei wegen den Genuß einer schönen Reise vergällen? — son-

zu bedienen) keine besondere Anziehung habe. Aber wie ging es zu, daß ich noch nie von meinen Reisegefährten und Reisegefährtinnen die Klage hörte, die die libri tristium des Herrn M. so beweglich ertönen lassen? — Wie kann mein ältester Sohn, der im Sommer 1834 mit seiner jungen Frau durch Italien reiste, mich versichern, sich nicht zu erinnern, daß er von Flöhen oder Wanzen beunruhigt sey? — Hatten alle diese Individuen »beneidenswerthe Efelshäute«? Theilten sie meine floh-abstoßende Eigenschaft? Oder, und dieses ist mir das Wahrscheinlichste, achteten sie auf ein Paar Flostiche nicht, die im lieben Vaterlande doch auch nicht fehlen werden. — Da ich jedoch weit entfernt bin, in den Floh-Relationen die hohe Wahrheitsliebe des Herrn Referenten zu bezweifeln, die um so erschütterlicher ist, da hin und wieder wahrhaft malerische Floh-Details hinzugefügt sind: so kann ich nur sein in der That beklagenswerthes Leiden daraus erklären, daß Er und seine Gefährten eine, jene Kerfe anziehende Eigenschaft haben müssen. — Ganz ernstlich von der Sache gesprochen: eben so wie einige Personen, hinsichtlich der Insecten, Efelshäute haben mögen, so haben Andere solche Exhalationen, welche jene anziehen. — Als ich vor vielen Jahren auf den Lagunen von Venedig in einem offenen Boote fuhr, wurde ein Individuum unserer Gesellschaft auf das kläglichste von Schnacken zerstoßen, während wir Uebrigen gänzlich verschont blieben. — So nur kann ich mir das Leiden des Herrn M. erklären.

bern vielfach, wenn es gar zu oft kam, zum Lachen und Scherzen mit den Reisegenossen, die nicht ganz so heiter, wie ich, bei dieser Angelegenheit blieben, aufgefordert. In Italien ist überdies die Beschwerde, welche durch die Paß-Production veranlaßt wird, höchst unbedeutend. Am Thore, oder auch beim Eintritt in den Gasthof heißt es: »I passaporti!« — Man giebt den Reisepaß hin. Eine halbe Stunde nachher bekommt man ihn von dem Abfordernden vi sirt zurück und reicht dem armen Schelm ein Almosen. — Welche Beschwerde? — Ist sie größer, als wenn man in Deutschland alle Wegstunden Weggeld bezahlt, welche Abgabe man in Italien bei den schönsten Chaussees nicht kennt? — Giebt es doch im lieben Vaterlande Länder, wo ausdrücklich auf der Rückseite des Interims-Scheins, welchen man am Thore für den abgelieferten Paß empfängt, bemerkt ist: daß der Reisende sich binnen 24 Stunden persönlich auf der Polizei einzufinden und den Paß abzufordern, oder, bei längerem Aufenthalte, eine Sicherheits-Charte zu lösen habe. — Hier kann der gebildete Mann dann des Vergnügens genießen, ein Stündchen zwischen dem Pöbel, welcher sich hindrängt, in der Reihe auf Abfertigung zu warten, — und physiognomische Betrachtungen, ein anderer Lavater oder (Friedrich) Nicolai, anzustellen. — Dieses findet man in Italien nirgends: der

Cameriere oder der Lohnbediente holt den Paß zurück. Hier wäre es also doch in Italien besser, als hin und wieder im Süden des Vaterlandes. — Gegen die Prellereien der Gastwirthe mußte ich mich auf das vollständigste zu sichern, denn das Erste, welches ich bei dem Eintritt in einen Gasthof begann, war, den Contract abzuschließen. Unterweges überließ ich die Bezahlung in der Regel dem Betturino, und bin, weil ich mit einem solchen reiste, mit meinen Reisegefährten, welche vielmals aus Männern und Frauen aus den ersten, stets aber aus den gebildeten Ständen bestanden, nie für »einen Lump« (wie sich Herr Nicolai hinsichtlich der Reisenden mit Betturinen zart ausdrückt) gehalten, sondern mit eben der Achtung aufgenommen, als wenn ich mit Extrapost gereiset wäre; bezahlte aber für Quartier und Beköstigung durch meinen Betturino, der mein Geschäftsführer in dieser Beziehung war, sehr mäßige Sätze. Ich fand die Matratzen in der Regel, selbst in schlechten Gasthöfen, vortrefflich, und schließ, ohne daß mein Genick auf den rollen-artigen Kopfunterlagen, deren ich mich freilich auch daheim bediene, das Mindeste gelitten hätte, fester, als in meinem eigenen behaglichen Schlafgemache. Die hohen unheimlichen, mit Stein gepflasterten, in der Regel unreinlichen Zimmer der wüsten Gasthöfe störten mich nicht, sondern bo-

v. Strombeck's italien. Reise. I. 2

ten mir nur Vergleichen dar, die mich des lieben Vaterlandes wohnliche Stuben erst recht schätzen lehrten. Aber, wenn es zu arg war, sagten wir Reisenden auch wohl: »wie zufrieden würde der große Friedrich oder Napoleon gewesen seyn, wenn sie in ihren Feldzügen stets ein Zimmer dieser Art gehabt hätten! Nichts Wesentliches geht uns ab; auf Bequemlichkeiten haben wir nicht gerechnet.« Die Schaa- ren der Bettler in den römischen und neapolitanischen Staaten haben mich nicht ungeduldig gemacht. Ich be- klagte, daß ich nicht Allen helfen, sondern nur sehr We- nigen geringe Almosen geben konnte, und daß ich gegen menschliches Elend gleichsam allmählig abgehärtet würde. Dieses machte mich freilich traurig; wobei ich also weit davon entfernt war, Italiens zahllose Bettler, gleich manchem jungen deutschen Maler zu Rom, für ein noth- wendiges pittoreskes Zubehör, für eine charakteristische Staffage der hohen Roma und des schönen Neapels zu halten; eben so wenig, als daß, des gehörigen malerischen Effects wegen, es erforderlich sey, daß Rom in einer Art Wüste liegen müsse, welches sogar ein Diplomat be- hauptete. Die auf den Straßen arbeitenden Handwer- ker bewiesen mir, daß ich in dem Süden von Europa mich befinde, — und versetzten mich gleichsam nach dem ihm verwandten Morgenlande. — Warum sollte der

Schuster, der Schneider, der Korbflechter sich auch bei dem Klima Neapels in ein dumpfes Zimmer schließen? Er mag Gottes freie Luft, wie ich, einathmen, sollte ich auch im Vorübergehen den Pechdrath ein wenig riechen müssen. Jedes Land hat seine Eigenthümlichkeiten. Und gewährt es nicht heitere Bilder, wenn wir Rom und Neapels, wenn auch nicht schöne, doch hübsche und zierliche Puzmacherinnen bei offenen Thüren arbeiten und von Zeit zu Zeit die ernstesten und spröden Blicke auf uns richten sehen? — Auch ich habe unsere deutschen Mädchen und Frauen, besonders in Bayern und Salz- burg, im Allgemeinen schöner, prächtiger möchte ich sa- gen, als die Florentinerinnen, Römerinnen und Neapo- litanerinnen, gefunden: wahre und große, besiegende Schönheit trifft man in Italien selten, — aber unter seinen Töchtern findet man kaum ein bedeutungsloses Gesicht, und das schönste Mädchen, welches ich je sah, war denn doch eine Frascatanerinn. Sollen aber die schönen Männer nichts gelten? Das Land der schön- sten Mannesgestalten ist unstreitig Neapel. Welche He- roen-Bilder bietet uns der neapolitanische Lastträger dar! — Wie mancher Fürst würde Millionen darum geben, in der Gestalt eines solchen Lazzarone prangen zu kön- nen! Der höchste Egoismus, und zwar in der tabelns- werthesten Form, charakterisirt den gemeinen unge-

bildeten Italiäner. Aber mit Wohlwollen nimmt der gebildete den Fremden auf. Nie werde ich vergessen, wie ich in Verona, in Venedig, Florenz und Rom aufgenommen bin; — denn in Neapel habe ich keine Empfehlungsbriefe abgegeben, ich lebte nur in der Gesellschaft meiner Reisegenossen, die aber auch hochgebildete Italiäner waren.

Ich fand in Italien weder die eigenthümlichen Schönheiten der Lage von Salzburg, noch von Innsbruck, und keine Stadt, die an regelmäßiger Bauart Berlin oder Potsdam gleichkäme. — Aber wo wäre in der Welt ein zweites Neapel, wo sein majestätischer Meerbusen, ausgeschmückt mit Allem, was die Natur und Kunst Schönes und Großes darbieten können? — Man sagt, Constantinopels Lage sey noch schöner. — Ich sah es nicht. — Wo wäre ein Anblick wie der von der Kuppel St. Peters auf Rom, seine Paläste, Kirchen, Villen und die zwar zum Theil öde, aber mahlerische Campagna bis zu den Sabinergebirgen und bis zum Meere hin? Wie schön liegt Florenz, auf dessen Fluren die Landhäuser, wie der Dichter sagt, sprossen. Wo in der Welt ist ein Platz, dem Marcusplatz vergleichbar, der sich wie ein majestätisches Theater darstellt, und mit einem »râcherigen Schlossplatz« nicht mehr Ähnlichkeit hat, als jeder, auch der schönste Platz mit dem schlechtesten.

Seine Paläste von istrischem Marmor sind von der Zeit geschwärzt, aber unverletzt in ihrer Architectur. — Sollen sie, um sich heiter darzustellen, isabellfarben oder couleur de rose angestrichen, oder alle zwanzig Jahre neu abgeputzt werden? — Das Erste wäre lächerlich, das Zweite zerstörend. Wer hat je an der mediceischen Venus getadelt, daß ihr Marmor an einigen Stellen die Farbe des braunen nürnbergers Lebkuchens hat? — Ist der Dom zu Magdeburg oder Halberstadt mit heiterer Farbe angestrichen? Oder der Dom zu Eöln, oder der Münster zu Wien abgeputzt? — Die Farbe eines Marmor-Palastes, ja jedes Gebäudes von Quadersteinen, wird nur durch die Zeit bestimmt. — Wo findet man in der Welt einen zweiten Dom, dem in Meiland ganz gleichzusetzen? — Und sucht nur, Freunde, die Bekanntschaft der Gelehrten zu Padua, Bologna, Florenz, Rom, Genua, Pavia und Meiland —: Ihr werdet finden, Italien ist an großen Geistern auch jetzt nicht arm: böten sich nur nicht hundert von ihnen nicht zu besiegende Schwierigkeiten dar, welche sie hindern, die Schöpfungen ihres Geistes drucken zu lassen, die besonders in der traurigen Beschaffenheit des italiänischen Buchhandels und im Bücher-Nachdrucke liegen. — Also, der gebildete Deutsche setze gleichsam seiner Ausbildung in Italien die Krone auf. Er wird oft Beschwerden auf einer

Reise durch die hesperischen Gefilde dulden müssen; aber männlich wird er diese ertragen, des großen Gewinnstes wegen, der ihm werden wird. — Ist er aber ein Weichling, dann bleibe er zu Haus: Baden=Baden oder Spaa werden ihm mehr zusagen als Tivoli und Frascati, die freundliche Pleiße mehr, als die ernste, gelbe Tiber und die Elbe bei Dresden mehr, als der Arno bei Florenz. — Ein jedes Land muß mit dem eigenen Maasstabe gemessen werden. — Was sind die Beschwerden einer Reise durch Italien gegen die einer solchen durch Aegypten, durch Syrien oder Arabien? — Werden wir aber den für Wissenschaft und Alterthum Begeisterten warnen, zu den Katarakten des Nils, zu den Ruinen Palmira's oder nach Jerusalem zu reisen, weil er vielleicht seine Nächte neben einem Kameeltreiber hinbringen muß? — Eine edele Frau, die Tochter meines Freundes, des kaiserlich russischen Gesandten zu Hamburg von Struve; Theresia von Bacheracht, Gemahlinn des kaiserlich russischen General=Consuls, Baron von Bacheracht daselbst, reifte mit ihrem Gemahl vor zwei Jahren durch Italien und Sicilien nach Malta, dann über Smyrna nach Konstantinopel, und von dort über Oessa, Moskau und Petersburg zurück nach Hamburg, und muthig ertrug sie die Beschwerden, warnte Niemand, und würde gern, wie die geistreichen

Briefe zeigen, die sie während der Reise schrieb, diese noch einmahl machen. — Eine zarte Frau bestieg den Aetna ohne Hülfe, und ich, ein Mann, sollte mich von acht Trägern den weit weniger schwer zu ersteigenden Vesuv hinauffschleppen lassen; ja ich sollte in dem Tragessel sitzen bleiben, obwohl das Blut dem Unglücklichen, der sich für einen halben Scudi zu Grunde richtete, aus Nase und Mund stürzt! — Nein, lieber hätte ich Verzicht geleistet, je den Gipfel eines Vulcans zu erreichen, und wäre umgekehrt, indem ich sofort die doppelte Bezahlung dem bejammernswerthen Patienten dargereicht hätte. — Hart gegen sich, mild gegen Andere! — Dieses sey der Grundsatz des deutschen Mannes, der immerhin stolz auf eigene Kraft seyn mag. — So möchte denn jene warnende Stimme wohl zu einem guten Theil von Weichlichkeit herrühren, und vielleicht nur Mangel an wahren Sinn für höhere Genüsse zeigen, für classisches Alterthum und für neuere Kunst. Auf diese Weise kann alles Berichtete subjectiv völlig wahr seyn. Ja, es kann Nutzen stiften, indem es Unberufene vor den hesperischen Gefilden warnet, die kein Elysium sind. — Nach Italien aber ziehet, wackere deutsche Männer, nach dem Lande, wohin so oft eure Kaiser mit kräftigen Schaa-ren muthiger Deutschen zogen, nach dem Lande, in dem ihr leider Spuren genug von euren Altvordern

finden werdet; nach dem Lande, welches uns ein Stolzberg und ein Göthe schilderten, die doch wohl nicht Lügen berichtet haben werden, die aber, Männer und Dichter, Italien aus dem Gesichtspunkte anschauten, aus dem es betrachtet werden muß, wenn es in seinem wahren Glanze erscheinen soll, — die dort Eroberungen im Gebiete der Kunst und Wissenschaft machten, es verweichlichten Nachfolgern überlassend, ausführliche Berichte von Feldzügen gegen hesperische Flöhe und Wanzen in jammererregenden Bülletins der lachenden Welt zu überliefern. — Ein Seume, doch kein verächtlicher Name in der deutschen Literatur, durchwanderte Italien vom Norden bis zum äußersten Süd zu Fuß, den Tornister auf dem Rücken, um kennen zu lernen, »quel bel paese, che l'Apenin parte e'l mar circonda e l'Alpi;« er ertrug hundertfache Beschwerden: aber er war ein Mann, und sein Geist siegte über den Körper. Eben hierdurch hoher Achtung werth, sollte er auch, weil er nicht mit Extrapost reiste, den »Lump s« zugezählet seyn und sich, nach der Aeußerung des Herrn Nicolai, halb zum Thiere hinuntergewürdigt haben. Noch ernster von der Sache zu reden, so getraue ich mir, nach einer nur flüchtigen Bekanntschaft mit einem gegebenen Individuum, stets zum Voraus anzudeuten, was für ein Urtheil ein solches, nach einer Reise durch Italien, über die-

ses Land fällen wird. Hier entscheiden Richtung des Geistes, frühere Studien, dem Geiste wie dem Körper einwohnende Kraft oder Schwäche. Was dem Einen zu Scherzen und humoristischen Einfällen Gelegenheit giebt, bringt die Galle des Andern in ernste Bewegung. — Meine Reisegefährten und ich, unter jenen war eine geistreiche, zart-organisirte Dame des höchsten Privatstandes, lachten über das ewige: »I passaporti!« Es erheiterte uns, wenn unsere Pässe, die wir stattdich, mit hinlänglichem Papier zu Fortsetzungen versehen, als Taschenbücher in Maroquin hatten binden lassen, sich mit Visa's und Siegelstempeln in allen Farben des Regenbogens füllten, die uns fast die Mühe eines Reisetagebuches ersparten, und eine Art von Album wurden. Die geringe Ausgabe an den zurückkehrenden Kriegsmann oder Polizeidiener — die doch für die ganze Reise wohl kaum die Summe von zwei Louisd'or überstiegen haben wird, betrachteten wir als ein Almosen, das vielleicht einem schlecht besoldeten Familienvater ganz erwünscht kam. Die Eingangs-Visitationen haben uns nie belästigt, und also nie geärgert. In einigen Ländern Italiens, als in Genua, und, irre ich mich nicht, auch in Florenz, vertraute man unsern Versicherungen und ehrlichem Gesichte, daß wir keine steuerbare Gegenstände bei uns führten; in dem österreichischen Italien bekräftig-



ten wir unsere Versicherung durch ein Paar Zwanziger (lire austriache), im päpstlichen Gebiete durch einige Paoli und im Königreiche Neapel durch drei oder vier Carlini. Einer also unterstützten Versicherung wurde niemals der vollständigste Glaube versagt, vielmehr entschuldigte man die Nothwendigkeit »der Form« auf das höflichste gegen unsere »Excellenzen« oder »Signorien,« und ich darf behaupten, daß auch nicht ein einziges Mahl von einem Mauthbeamten mein Reisekoffer in Italien eröffnet sey. — So, wie in diesen beiden Fällen, ertrugen wir, unter Scherzen, die übrigen Beschwerden, und wendeten unsern Ernst auf das Edele, Große, Schöne und Nützliche, welches wir vor uns sahen. Nichts scheint mir aber unzulässiger, als darüber zu streiten: Ob Deutschland oder Italien den Vorzug verdiene. — Der Ordner des Weltalls war reich genug, um jedem Lande des Planeten, den wir bewohnen, eigenthümliches Schönes und Großes zu verleihen, und jedem einen ihm eigenen Charakter aufzudrücken. Wie aber der Character der Länder, wie ihr Klima und ihr Boden verschieden sind, so ist es auch der Character und das Aeußere der Völker, die jene bewohnen. Italien hat kein Harzgebirge, keinen thüringer Wald, kein Fichtelgebirge, kein Elb-, kein Rheinthal. Es fehlen ihm Germaniens Eichen-, Bu-

chen- und Tannenwälder. Deutschland hat keinen Apennin, der sich in tausendfaltigen Erhebungen und Senkungen, aber meistens nur mit Buschwerk bewachsen, und prachtvoller Wälder ermangelnd, durch mehr als dreihundert Stunden dahinstreckt, ein wahrer Proteus, stets neue Gestalten zeigend: jetzt ernste, ja grausenhafte, dann heitere und liebliche, jetzt ein Heldengedicht, dann ein Idyll. Italien zeigt uns die Pracht und das Grausen der Vulcane; Deutschland in Bergwerken, welche noch unter den Spiegel des Meers sich hinabsenken, die Eingeweide der Erde. — Die in Deutschland bei den Landleuten und den untern Klassen der Städtebewohner nicht seltene Wiederkeit wird man weniger bei dem gemeinen Italiäner finden, obwohl sie auch ihm nicht stets fehlt. — Dafür aber hier ein heiteres und frohes Wesen bei oft drückender Armuth. Tiefe Gelehrsamkeit mehr in Deutschland, aber auch wieder weniger Pedantismus und Professoren-Dunkel unter Italiens Gelehrten, als unter denen unsers Vaterlandes. In Deutschland mehr Bildung, in Italien mehr Natur. — Bis in das Unendliche könnte eine Vergleichung dieser Art fortgesetzt werden. — Belohnt werde ich mich aber achten, wenn nachfolgende Blätter zu ähnlichen Vergleichen Beiträge liefern, indem sie den Leser erheitern und vergnügen.

Schließlich bemerke ich, daß ich deshalb die Briefe an meine Gattinn, die dem Nachfolgenden zum Grunde liegen, in die jetzige Form umgearbeitet habe, weil ich durch den Umstand, daß ich als Berichterstatler nach vollendeter Reise aufträte, den Vortheil gewinne, Vergleichen mit spätern Beobachtungen vortragen zu dürfen, welches weder in Briefen, noch in einem Tagebuche erlaubt gewesen seyn würde.

---

## II.

### Reise durch Norddeutschland.

---

Von Wolfenbüttel über Gotha und Coburg bis an die Grenze des Königreichs Bayern.

---

Am ersten April des Jahres tausend achthundert und fünf und dreißig um acht Uhr Morgens trat ich meine Reise nach Italien an. — Da ich nicht beabsichtigen konnte, auf der einen Seite allein Gastwirth, Camerieri, Postillione und Lohnbediente, auf der entgegengesetzten aber nur Gelehrte und andere Personen der höhern Stände, an welche ich Empfehlungsbriefe abzugeben hatte, kennen zu lernen, sondern, da ich dahin strebte, soviel, als in dem kurzen Zeitraum, welchen ich der Reise — nach meinen Amtsverhältnissen — widmen konnte, alle Classen der bürgerlichen Gesellschaft zu beobachten, — da ich überdieß aus meinen Jugendjahren wußte, wie zweckmäßig sich derjenige, der Italien in seinen Eigenheiten kennen lernen will, der Betturino-Führen bedient: so zog ich diese Art zu reisen, aller neueren Warnungen ungeachtet, vor, und wählte, um nicht an Italiens Grenzen meinen Reisewagen stehen zu lassen oder vielleicht wohlfeil verkaufen zu müssen, sofort von Haus aus zu meinem Transportmittel Miethswagen, die man hier zu Lande von einer sol-

Am ersten April des Jahres tausend achthundert und fünf und dreißig um acht Uhr Morgens trat ich meine Reise nach Italien an. — Da ich nicht beabsichtigen konnte, auf der einen Seite allein Gastwirth, Camerieri, Postillione und Lohnbediente, auf der entgegengesetzten aber nur Gelehrte und andere Personen der höhern Stände, an welche ich Empfehlungsbriefe abzugeben hatte, kennen zu lernen, sondern, da ich dahin strebte, soviel, als in dem kurzen Zeitraum, welchen ich der Reise — nach meinen Umstehverhältnissen — widmen konnte, alle Classen der bürgerlichen Gesellschaft zu beobachten, — da ich überdieß aus meinen Jugendjahren wußte, wie zweckmäßig sich derjenige, der Italien in seinen Eigenheiten kennen lernen will, der Betturino-Führen bedient: so zog ich diese Art zu reisen, aller neueren Warnungen ungeachtet, vor, und wählte, um nicht an Italiens Grenzen meinen Reisewagen stehen zu lassen oder vielleicht wohlfeil verkaufen zu müssen, sofort von Haus aus zu meinem Transportmittel Miethswagen, die man hier zu Lande von einer sol-

chen Eleganz erhalten kann, daß sie von eigenen Equipagen nicht zu unterscheiden sind. Auch täuschte ich mich nicht, fand solche bis zur Grenze Italiens, und immer wohlfeiler, je mehr ich nach Süden kam. Mein Begleiter für den Beginn der Reise war mein jüngster neunzehnjähriger Sohn, Eggeling Georg, welcher bereits anderthalb Jahre die Universität zu Göttingen besucht hatte, und der seine Studien während eines Semesters zu München fortsetzen sollte, um sodann nach Göttingen, zur Vollendung der akademischen Laufbahn, zurückzukehren. Ich hielt es für angemessen, um möglichen einseitigen Richtungen des jungen Mannes entgegenzutreten, ihm Gelegenheit zu verschaffen, auch den Süden unsers großen deutschen Vaterlandes und ein katholisches Land durch einen längern Aufenthalt kennen zu lernen, und überdieß seinen Kunstsinne in München, dem deutschen Florenz, auszubilden: denn er übt mit dem besten Erfolg in den Stunden, die ihm von seinen Hauptstudien übrig bleiben, die zeichnenden Künste und vorzüglich die Darstellung der Pferde. So wählte ich denn für ihn (wie ich schon bei seinem ältern Bruder gethan) das kunstreiche München, obgleich mir nicht unbekannt war, daß, so große und berühmte Gelehrte diese Hochschule auch besitzt, doch das Fach der Jurisprudenz — nach des Jünglings Bestimmung sein

Hauptstudium — dort jetzt, nach dem Tode des Herrn v. Wenling-Jungenheim, nicht in dem Maasse, als zu Göttingen der Fall, besetzt ist. Nicht einmahl einen Bedienten nahm ich mit. Ich hielt dafür, daß ein solcher in einem Lande, dessen Sprache ihm fremd, mir mehr hinderlich als nützlich seyn würde; auch wollte ich mich in die Zeiten der Jugend auf dieser Reise ganz zurücksetzen und völlig der eigenen Kraft vertrauen. Meine Reise-Effecten faßte ein kleiner eleganter, sehr zweckmäßig eingerichteter Koffer, den zu packen wenig Mühe veranlaßte, die überdieß dem jedesmaligen Lohnbedienten leicht übertragen werden konnte.

So verließ ich denn, gleich einem Studenten, das stille, aber heitere Wolfenbüttel, nachdem ich solche Vorkehrungen getroffen hatte, daß ich mit völliger Geistesheiterkeit und Beruhigung für die Zukunft die Meinigen zu verlassen vermochte. Doch leugne ich nicht, daß ich, als ich mich das letzte Mahl in mein Schlafgemach, am Abend vor der Abreise, begab, mich fragte: »Wirst du, der sechshundert deutsche Meilen allein zurückzulegen gedenkst, in einem Alter, wo Andere nur zu gern ruhen, dem Frieden dieses stillen schönen Zimmers wiedergegeben werden?«

Der Abschied von den Meinigen war überstanden; wir rollten auf der Straße, welche von Braunschweig nach Frankfurt a. Main führt, und mit der ein Neben-

v. Strombeck's italän. Reise. I.

weg die Stadt Wolfenbüttel in Verbindung setzt, bei kaltem, aber ziemlich heiterm Wetter fort. Unter wie mannichfachen Lebensverhältnissen hatte ich unzählige Mähe diesen Weg genommen! Auf ihm gelangte ich, die edelste Fürstin \*) begleitend, so oft nach dem stillen uralten Gandersheim, auf ihm nach dem geräuschvollen modernen Cassel, um Aemter bei dem neuen Königreiche Westphalen zu übernehmen. Und wie oft besuchte ich auf diesem Wege meinen edeln Freund und Schwager Heinrich Julius von Kniestedt, in dessen ritterlicher Burg Kniestedt (nahe bei dem hannoverschen Städtchen Salzgitter) ich jetzt nur noch seine Wittve, die Schwester meiner Frau, Abschied nehmend, begrüßen konnte. Auch dieses alte niedersächsische adelige Geschlecht erlischt allem Anscheine nach, und das Rittergut Kniestedt wird einen Besizer empfangen, der einen andern Namen als die Burg führen wird.

Welch einem sonderbaren Wechsel der Sterblichen Leben oftmahls unterworfen sey, davon gab mir ein Vorfall Beweis, dessen ich mich auf diesem Wege froh erinnerte. Zu der Zeit, als mich meine Geschäfte so oft nach der Abtei Gandersheim führten, welche meiner Ver-

\*) Auguste Dorothea, Prinzessin von Braunschweig. Fürstin - Aebtissin von Gandersheim.

waltung in jeder Hinsicht untergeben war, wurde ich öfter ersucht, bald Diesen, bald Jenen in meinem Wagen dorthin mitzunehmen, welches ich denn nicht leicht abschlug. So empfing ich einst ein allerliebstes, ungefähr zwölfsähriges Mädchen zur willkommenen Begleiterinn, die Tochter eines braunschweigischen Kirchenbedienten, und ließ es keineswegs an Aufmerksamkeit für die kleine geistreiche Schöne fehlen. Nach vollendeter Reise sah ich sie nicht wieder. — Erst nach vielen Jahren war dieses der Fall: ich erblickte, wie sie, zwischen Himmel und Erde schwebend, auf ätherischer Bahn dahinflog, während Tausende den Muth der auch jetzt noch schönen Luftschifferinn bewunderten. Sie war nämlich die Gattinn des Professors und Aeronauten Reichard geworden, desselben, der durch den Flug, den er mit einem »Verstorbenen« durch den leichten Aether genommen hat, und durch die Streitigkeit, in welche er mit diesem erlauchten Todten über dessen humoristischen Reisebericht, und unter andern über die Bewirthung beim gastlichen »Einsiedler« zu Potsdam, gerieth, von Neuem die Aufmerksamkeit Europa's — denn bei großen und berühmten Männern darf man nur von europäischem Rufe sprechen — auf sich gezogen. — Wer hätte es wohl damahls ahnen mögen, daß meine liebenswürdige kleine Begleiterinn, die aber schon zu der Zeit etwas Aetherisches

hatte, die Gattin eines Mannes werden würde, welcher mit verstorbenen fürstlichen Personen auf himmlischer Bahn Reisen unternähme, und daß sie selbst bei lebendigem Leibe himmelauf fahren würde! — Nil mortalibus arduum: coelum ipsum petimus — — — ich setze nicht mit Horaz hinzu »stultitia«: denn die lebenswürdige Luftschifferin wagt ihr Leben, um eine Familie zu ernähren, und handelt also nicht nur muthig, sondern auch edel. — Sie erinnerte sich übrigens, von der himmlischen Reise der Erde wiedergegeben, der irdischen Jugendfahrt mit mir noch sehr wohl, und erzählte mir, dem alten Bekannten, manches Merkwürdige aus den Höhen des Aethers; wovon mir die Mittheilung im Gedächtniß blieb, daß, wenn das Auge aus der Höhe längst auf der verlassenen Erdoberfläche nichts mehr mit Deutlichkeit zu erkennen vermag, dann noch die irdischen Töne, in die Wolkenregion hinaufbringend, vernehmbar sind: man hört die Glocken der wandelnden Heerden, die man nicht mehr sieht, und das Geräusch aus Thürmen, die man nicht mehr erkennt. Auf eine ähnliche Weise ist es der Sinn des Gehörs, welcher zuletzt dem Sterbenden entweicht, wenn der Geist im Begriff ist, sich emporzuschwingen. Wenn schon längst das Dunkel des Todes das Auge umhüllt, vernimmt der Scheidende noch die Klagen der Umstehenden und reicht die

Abschiedshand dem weinenden Freunde, den sein Auge nicht mehr erkennen kann. — Ja, der Todtgegläubte, in dessen Innern der Lebensfunke noch nicht erlosch, hört die Zubereitungen zu seiner Beerdigung, die noch immer in den meisten Ländern ohne genügende Beweise von dem gänzlichen Hinscheiden vorgenommen wird. — Um in ein Stadthor eingelassen zu werden, muß sich der Reisende legitimiren: beim Hinsenden zur ewigen Ruhe bedarf es keiner nähern Untersuchung. Das Grab eröffnet sich, ohne daß nach Legitimation gefragt wird.

Doch wir wollen in unserm Reiseberichte fortfahren, und uns von der dem Alter eigenthümlichen Luft, aus der Jugendzeit zu schwagen, nicht zu weit hinreißen lassen, wiewohl Freunde und Freundinnen behaupten, daß sie ähnlichem Geschwätz eben gern zuhören.

Bei Wallmoden — auch hier noch die Besichtigung eines alten Geschlechts gleiches Namens — erhebt sich der Boden, man berührt die Vorberge des Harzes an seiner nordwestlichen Grenze, nachdem man eine schöne steinerne Brücke über die aus dem Gebirge herabströmende, oft gefährliche Innerste überschritten. Von allen Seiten mächtige Eichen- und Buchenwälder auf Hügeln von Muschelkalk, und später von Quader-Sandstein, welcher jetzt die prächtigen Säulen zu dem neuen braunschweigischen Schlosse liefert. — Lutter am

Bahrenberg, ein braunschweigisches Amt, erinnert an die entscheidende Niederlage, welche in seiner Nähe am 17ten August 1626 das dänische Heer unter seinem Könige durch Tilly erlitt; eine Schlacht, deren Andenken noch jetzt unter den Landleuten der Gegend lebt, welche die Stellung der Schaaren und die Angriffs-Puncte nachweisen zu können glauben. Der königl. hannoversche General-Feldzeugmeister, Friedrich von der Decken, einer unserer geistreichsten Geschichtsforscher, hat die merkwürdige Schlacht, deren Folgen für unser Braunschweig so bedeutend waren, meisterhaft in seiner kürzlich erschienenen Lebensbeschreibung des Herzogs Georg von Braunschweig und Lüneburg beschrieben, einem der wichtigsten Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges; ja er hat zuerst mit historischer Genauigkeit und als Sachkenner diese Schlacht dargestellt \*). Bei Hahausen, einem rechts an der Heerstraße liegenden Dorfe, wird die Gegend wilder. Der Oberharz tritt ganz nahe heran, man überschreitet das Grauwacken-Gebirge, dessen Felsen hier zweckmäßig zum Chausseebau verwendet werden. Die Zerstörungen auf der Oberfläche des Planeten, aus deren zusammengeklüfteten Trümmern diese Grauwacken-Ge-

\*) Th. I. S. 218 ff.

birgsart besteht, müssen zu einer Zeit Statt gefunden haben, wo die Erde in dieser Gegend noch keine Thierarten ernährte; denn, so viel ich weiß und mir meine Sammlungen zeigen, sind es nur schilffartige Gewächse, welche die Grauwacke hier in sich schließt. Höher im Gebirge hinauf, zwischen Zellerfeld und Goslar, finden sich jedoch in dieser Gebirgsart Seethier-Versteinerungen, als z. B. Hysteroliten und Trochiten, aber nie Fische oder Reste von Quadrupeden. — Welch schöne wellenförmige Formen zeigt in dieser Gegend das Gebirge an der linken Seite des Weges! Oft bestieg ich in der Zeit, wo ich mich noch mit mehr Lebendigkeit, als jetzt, dem Studium der Geologie hingab, diese Höhen, von denen man einen sehr ausgebreiteten Gesichtskreis — von Hilbesheim her bis dem Elm entlang — überblickt. Wer ein wahrhaft prachtvolles Panorama überschauen will, der begeben sich zu dem Forstorte, welcher den Namen die kalte Birke führt. Er wird staunen. Gewiß, das Vaterland hat des Herrlichen Vieles!

Zu Seesen, einem braunschweigischen Landstädtchen, aßen wir zu Mittag in dem schönen Steigerthal'schen Gasthose, der, wie die halbe Stadt, aus den Trümmern und der Asche einer vor zehn Jahren stattgefundenen Feuersbrunst hervorgegangen ist. Ähnliche Feuersbrünste hatten in



den letzten Jahren fast sämtliche benachbarte Städte und Dörtschaften heimgesucht. Hasselfelde, Osterode, Nordheim, Dransfeld, Gandersheim, Müden u. s. w. wurden ganz oder zu einem sehr bedeutenden Theil in Ruinen und Asche verwandelt, und machten den Nutzen der so schwer zu controlirenden Brandversicherungen beweglicher Gegenstände wenigstens sehr zweifelhaft: denn daß die Feuersbrünste zum Theil absichtlich veranlaßt waren, litt wohl keinen Zweifel. Die nicht sehr ferne Stadt Elze sank jedoch der Rache eines jungen Mädchens, welches von seinem Dienstherrn eine Züchtigung empfangen hatte. Die strahlende Schönheit der verzweifelden Jungfrau, die vom süßen Leben so früh nicht scheiden wollte, erregte, als sie auf dem Blutgerüste ihr Verbrechen sühnte, allgemeines Mitgefühl. — Bei Seesen befindet sich eine schwefelhaltige Quelle und eine hierdurch veranlaßte Badeanstalt, die jedoch wenig besucht wird. Der Schwefelbäder sind in der Nachbarschaft schon zu viel. Israel Jacobson, einst berühmter Banquier und später Präsident des israelitischen Consistoriums zu Cassel, stiftete hier eine Erziehungsanstalt für israelitische Knaben. Die Anstalt, obwohl in eingeschränkterem Maasse als früher, blühet noch jetzt unter der Direction eines würdigen jüdischen Gelehrten, des Hofraths Schott. — Spät Abends gelangten wir nach Nordheim,

welche uralte hannoversche Stadt von Seesen, nach alter Rechnung, drei Meilen entfernt ist, und der Brandschäden auch ein ganz heiteres und modernes Ansehn verschafft haben. Wir fanden, Dank der letzten Brandzerstörung, ein bequemes, ja elegantes Quartier und ganz neue treffliche Matrazen, in der »Sonne.«

Die Gegend um Nordheim ist schön. Eine Kettenwaldiger Hügel, die mit dem merkwürdigen Gypsgebirge in Verbindung steht, welches von Westen nach Osten den südlichen Rand des Harzes in geringer Entfernung so materisch umkränzt, zieht sich links der Heerstraße nach Göttingen hin und steht wieder mit den Basalten der Gegend von Dransfeld in Verbindung. Auch bei Nordheim bricht eine Schwefelquelle hervor, die unstreitig dieser Gypsformation angehört. Die dabei versuchte Badeanstalt hat das Schicksal der bei Seesen angelegten. Hier verließen wir am andern Tage (12ten April) die von Braunschweig über Göttingen nach Cassel und Frankfurt führende große, den Norden und Süden Deutschlands verbindende Heerstraße, welche, auf dem hannoverschen Gebiete, sich gut unterhalten darstellte, und wandten uns ganz südlich über Gildeshausen dem Eichsfelde zu, einer hohen rothgefärbten wellenförmigen Bergfläche, welche der Formation des sogenannten bunten Sandsteines angehört, und die einigermaßen

den Harz mit dem thüringer Walde in Verbindung setzt. Das Eichsfeld, von Hessen, Thüringen und den hannoverschen Fürstenthümern Grubenhagen und Göttingen umgeben, ein Land, welches wohl 80,000 Menschen ernähren mag, gehörte ehemals zu den hur-mainzischen Ländern, die von Erfurt aus durch einen Statthalter regiert wurden, daher der Umstand erklärlich wird, daß sich der bei weitem größte Theil seiner Einwohner zur katholischen Religion bekennt, und daß der eingedrungene Protestantismus im 17ten und 18ten Jahrhundert dort Rückschritte gemacht hat. — Das südliche Eichsfeld (das obere) wurde in neuern Zeiten der preussischen Monarchie, das nördliche (das untere) dem Königreiche Hannover zugetheilt. Beide befinden sich bei diesem Wechsel wohl. Das letzte bietet mit seinem fast durchgängig rothen und trocknen Boden keinen besonders erfreulichen Anblick dar; kein Fluß durchströmet seine Bergfläche. Bei weitem malerischer ist der obere, südliche gebirgige Theil des Landes; dieser erinnert an den Unterharz und giebt mehreren Flüssen den Ursprung. Mittags waren wir zu Duderstadt, dem Hauptort des hannoverschen Eichsfeldes. Dem äußern Anschein nach kränkt, wie die große Mehrheit der kleinern Städte Deutschlands, auch dieser uralte Ort. Die Zeit der Städte ist vorüber, wie die Zeit der Messen auch fast

vorüber ist. Gäbe es keine kleine Städte, jetzt würden sie schwerlich gebaut, und gäb' es keine Messen, jetzt würden sie gewiß nicht zu Stande gebracht; denn die in neuern Zeiten angelegten sogenannten Messen sind nur größere Jahrmärkte. Das platte Land, auf dem jetzt fast überall städtische Nahrung betrieben wird, nimmt dagegen an Wohlstand zu. Die Sicherheit, welche es längst darbietet, macht die kleinern Städte überflüssig, so wie der Waarenhandel durch Bestellungen nach Proben den Besuch der Messen überflüssig macht. Nur diejenigen kleinen Städte werden im Laufe der Jahrhunderte fort dauern, die, ihres Ackerbesitzes wegen, als große Dörfer zu betrachten sind, die übrigen werden, gleich einer Pflanze, der es an Nahrung gebricht, allmählig verdorren; die Messen aber werden zu Jahrmärkten hinabsinken, in denen nur die Consumenten selbst, nicht aber Kaufleute kaufen, welches Letzte den Charakter der Messen ausmacht. Leipzig und Senigaglia möchten, des Orients wegen, zu dem nicht mit Sicherheit Waaren gesendet werden können, ferner Ausnahmen machen. Duderstadt hat eine katholische und eine protestantische Kirche und überdies ein Ursulinerinnen-Kloster, dessen fromme Nonnen die Lehrerinnen der weiblichen Jugend der Stadt sind. Man ist mit dem Unterrichte dieser geistlichen Damen, die ein

höchst eingezogenes und exemplarisches Leben führen, und die ihr Kloster in den ersten sechs Jahren ihres Eintritts gar nicht, nachher fast nie verlassen, im höchsten Grade zufrieden. Die katholische Kirche, welche wir besuchten, ist, nach Maßgabe einer Inschrift, (wenigstens soviel den Chor betrifft) im Jahre 1345 erbaut, und zwar in einem Style, der zwischen dem byzantinischen und gothischen — mit diesem Ausdrucke werde ich auch künftig, der Gewohnheit nach, den altdeutschen Styl bezeichnen — in der Mitte steht. Eine solche Vermischung beider Style findet man aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert in Norddeutschland sehr häufig, und man darf dann nicht gleich auf verschiedene Bauperioden schließen. Die einheimischen Baumeister in Norddeutschland haben fast nichts rein=gothisches geliefert. Im Innern der Kirche befindet sich an jedem Pfeiler eine kolossale, mit lebendigen Farben angestrichene Heiligen-Statue, unter denen sich St. Andreas in seiner Nacktheit und markenvollen Lage vorzüglich schaudernd erregend ausnimmt. Ich kann nicht glauben, daß sich eine Darstellung der Art dazu eigne, die Andacht der Gläubigen zu befördern. — Noch nördlich von Stadt=Norbis (einem Städtchen, welches keinen erfreulichen Anblick darbietet) erreichten wir das preussische Gebiet, und meldeten uns pflichtschuldig bei der Zoll=An-

stalt, dicht an der Grenze. Man traute unserm ehrlichen Gesichte und vielleicht meinem Namen, den der Beamte kannte, und wir blieben von jeder Untersuchung frei. Da hier von einem preussischen Beamten die Rede ist, versteht es sich ganz von selbst, ohne alle Bestätigung. Noch waren wir in Norddeutschland. — Zu Dingelsstedt, einem noch zu dem preussischen Eichsfelde gehörigen Flecken von unangenehmen Außern, an der Unstrut, trafen wir um 8 Uhr Abends ein. Da jedoch in dem dortigen Gasthose kein mir zusagendes Nachtquartier vorhanden war, nahm ich Vorspann, und gegen elf Uhr des Nachts befanden wir uns wohlbehalten im weißen Schwan der ehemaligen Reichs- und jetzt preussischen Stadt Mühlhausen, wo wir, es war ein Sonntag, noch Alles in lauter Freude fanden. Die Wege sind so vortrefflich und gesichert, daß man mit völliger Beruhigung auch in der finstern Nacht in der waldigen und gebirgigen Gegend reisen konnte. Zu Mühlhausen logirte dicht neben mir der Oberlandesgerichts-Präsident Stelzer aus Halberstadt, den hier Amtsgeschäfte hergeführt hatten, und der mich auf das freundlichste als Collegen in dem Institute des Bundeschiedsgerichtes begrüßte, welchen Ehrenposten ich dem Vertrauen und Wohlwollen der Fürsten der sechzehnten Kurie des deutschen Bundes verdanke. Diesen,

als einen der ausgezeichnetsten Geschäftsmänner im preussischen Staate und, was noch mehr sagen will, als einen sehr edeln Menschen auf das höchste geachteten Mann, hatte ich zum letzten Male bei einer für mich sehr traurigen Veranlassung gesehen. Er begleitete nämlich mit mir zu Halberstadt die Leiche meines verewigten Bruders Friedrich Heinrich zum Grabe, des besten Menschen, des liebevollsten Bruders, dessen kummer- und leidenvoller letzter Tage ich nie anders als mit der innigsten Wehmuth gedenken kann. Mühlhausen, auch an der Unstrutt gelegen, ist eine bedeutende Stadt, die in mehr als 1600 Häusern über 10,000 Einwohner ernährt und jährlich für mehr als drei Millionen Waaren, größtentheils in wollenen Zeugen, liefert. Mit alterthümlichen Festungsthürmen auf ihren Mauern umgeben, bietet sie auch von außen einen stattlichen Anblick dar. Die Fehdezeiten des Mittelalters traten uns vor Augen, wo nur befestigte Städte und Burgen Schutz gewährten. Preußen bekam die Stadt als Entschädigung 1802, und sie hat seit dieser Zeit an Wohlstand gewonnen, und gewinnt jährlich mehr durch das wohlberechnete preussische Zollsystem. Wir logirten im weißen Schwane ganz vorzüglich.

Am 13ten April, um 10 Uhr Morgens, führte uns der Weg, stets eine gut unterhaltene Chaussee, durch

Langensalza, eine wohlhabende preussische Fabrik-Stadt von ungefähr sechstausend Einwohnern. Sie rühmt sich, die Geburtsstadt Huflands zu seyn, und auf ihrer Bonifacius-Kirche den höchsten Thurm Sachsens zu besitzen. Wenn man von den Höhen der Südseite auf die Stadt hinunterschaut, so nimmt sie sich mit ihren Kirchen, Thürmen und mehreren großen Gebäuden sehr stattlich aus. — Um zwei Uhr Nachmittags kamen wir zu Gotha an, und stiegen, als Gegensatz des weißen Schwans zu Mühlhausen, unsers Nachtquartiers, in dem, mit fast europäischem Rufe versehenen, dicht vor der Stadt belegenen Gasthofe zum schwarzen Mohren ab, in welchem großen und gut unterhaltenen Gebäude wir das schönste und bequemste Unterkommen fanden.

Gotha war mir aus frühern Reisen nicht unbekannt, und so konnte ich es denn einigermaßen verschmerzen, der schönen und freundlichen Stadt, die durch ihre Schlösser und Anlagen an Cassel erinnert, aber sich meinem Geiste heiterer und angenehmer darstellt, nur den Rest des Tages widmen zu können; denn wollte ich es ausführen, die vorhabende Reise binnen vier Monaten zu vollenden, so durfte ich wahrlich nicht zögern. — Wer Gotha's prächtige Schlösser, Institute und wichtige Sammlungen, unter denen sich bekanntlich die höchstbedeutende Münzsammlung auszeichnet, welche in Deutsch-

land nur der kaiserlichen zu Wien weichen soll, einigermaßen gründlich kennen lernen will, möchte hierzu mehrere Wochen nöthig haben. Die ehemahligen Festungswerke der Stadt sind in parkartige Anlagen verwandelt, die mit ihren Baumgängen wenig den Anlagen meiner Vaterstadt Braunschweig weichen, die jedoch wiederum dem Residenzschlosse und übrigen herrschaftlichen Palästen Gotha's bis jetzt nichts Aehnliches entgegenzusetzen hat. Uebrigens fand ich Gotha still und ziemlich öde. Zwölftausend Einwohner, die es haben mag, können einer Stadt von seiner Ausdehnung kein angemessenes Leben verschaffen. Jetzt fehlt überdies den größten Theil des Jahres der Hof. Ein Glück, daß, nach der bekannten Regenten-Veränderung, die Regierungs-Behörden zu Gotha geblieben sind; wie denn auch Alles geschieht, was die Umstände nur erlauben, um der Stadt ihren großen Verlust weniger fühlbar zu machen. Auch die wissenschaftlichen Institute, vorzüglich die Bibliothek, werden mit fürstlicher Liberalität gepflegt.

Ich hatte mir vorgenommen, hier drei berühmte Gelehrte zu besuchen, nämlich den großen Griechen und Antiquar Jacobs, Bibliothecar des Herzogs, den Director des hiesigen Oberconsistoriums und Geheimen Conferenzrath von Hoff, und den vorzüglich als Herausgeber und Erklärer der Werke des Horaz auch außerhalb

der Grenzen Deutschlands rühmlich bekannt gewordenen Kirchenrath Döring. Ich machte mit Jacobs den Anfang, und fand in ihm, seiner siebenzig Jahre ungeachtet (geb. am 6ten October 1764), einen Mann in der vollsten Lebenskraft und von einer wahrhaft jugendlichen Munterkeit des Geistes. Mit liebenswürdiger Unbefangenheit, die von jedem Pedantismus weit entfernt war, nahm er mich, den ihm bis dahin persönlich völlig Unbekannten, gleich einem alten Freunde auf, und erbot sich sofort, mir alle Sammlungen zu zeigen, die seiner Obhut anvertraut sind; ein Anerbieten, das ich für dieses Mal leider nicht annehmen konnte. Doch zeigte er mir einige merkwürdige alte französische Handschriften der Bibliothek, die er zufällig eben benutzte und vielleicht in seinem wichtigen neuesten Werke, \*) beschreiben wollte. Da er von mir vernahm, daß ich den Herrn von Hoff zu besuchen beabsichtigte, so kleidete er sich an, um mich zu diesem berühmten Geschichtsforscher und Geologen zu begleiten; wir begaben uns schon auf den Weg, und nun erinnerte er sich erst, daß Herr von Hoff Tags vorher nach Coburg mit dem Herzoge abgereiset sey, um der

\*) Beiträge zur ältern Literatur, oder Merkwürdigkeiten der öffentlichen herzoglichen Bibliothek zu Gotha von Fr. Jacobs und F. A. Ufert. Leipzig. 1835. 1. Bandes 16 Heft.

v. Strombeck's italien. Reise. I.

Confirmation der Prinzen beizumohnen, welche Feierlichkeit in diesen Tagen dort stattfinden sollte. So entging mir denn das Vergnügen, den Verfasser der »Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche \*), von denen ich in der jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung eine Beurtheilung geliefert hatte, persönlich kennen zu lernen. Jetzt führte mich Herr Jacobs in die Zimmer seiner Gemahlinn, welche mit prächtigen Del-Gemälden des kunstreichen Sohnes Weider geschmückt sind, der, als Geschichtsmaler, in einem andern Fache als der Vater, sich Ruhm zu erwerben strebt. Die geistreiche Frau erzählte mir von der Reise, die auch sie einst mit ihrem Gemahl nach Italien gemacht hat, auf der sie jedoch zu ihrem Bedauern nur bis Florenz gekommen waren. Unsere Unterhaltung kam dann auf die Folgen des sogenannten constitutionellen Lebens in mehreren deutschen Ländern, welchem Leben Jacobs nicht besonders zu huldigen schien. Er achtete für bedenklich, die höchsten Interessen des Landes in die Hände von Männern zu legen, die, nach ihren Studien und ihrem bürgerlichen Standpuncte, diese doch nur, bei dem besten Willen, unvollkommen beurtheilen könn-

\*) Drei Bände. Gotha, 1822—1834.

ten. — Er meinte, jede Wissenschaft wolle erlernt seyn, und so auch die Staatswissenschaften. — Unstreitig berücksichtigte er nicht, daß derjenige, welchem Gott ein Amt giebt, auch, wie die tägliche Erfahrung zeigen soll, den dazu erforderlichen Verstand nachträglich gar bald empfängt. Ueberdieß giebt es ja so viele encyclopädische Werke für Landstände, daß es diesen nicht schwer fallen kann, sich schnell gründliche Einsichten in die schwierigsten staatswissenschaftlichen Materien zu verschaffen. Und leuchten denn nicht stets in den Ständeversammlungen ein Paar tüchtige, beredte Männer hervor, denen die Uebrigen, um sicher zu gehen, nur zu folgen brauchen? — Unter Gesprächen der Art war es zu spät geworden, auch zu Dörring zu gehen. Ich mußte befürchten, dem acht und siebenzigjährigen Greis (geb. am 9ten Februar 1757 zu Elsterburg im Voigtlande) in später Abendstunde beschwerlich zu fallen, und versagte mir daher einen Genuß, der mir ein theures Andenken verschafft haben würde.

Am andern Morgen (14. April) verließen wir früh das heitere Gotha und rollten auf dem schönsten Wege von der Welt (denn es ist gänzlich unmöglich, daß es besser unterhaltene Chausseen geben könne, als im Herzogthume Sachsen-Coburg-Gotha vorhanden sind) dem thüringer Walde zu, der in seiner ganzen Länge

vor uns sich ausbreitete, und mich an mein Lieblings-Gebirge, den schönen Harz, dessen Gegenstück er ist, lebhaft erinnerte. Jener Wald gehört zu den langen und schmalen Gebirgs-Rügen, die sich als Arme der größern Hauptgebirgsketten bis in das nördliche Deutschland hinüberstrecken \*). In Nordosten ist er das äußerste von diesen Gebirgen: bald beginnen nach dieser Seite die großen Flächen, welche sich bis zum sandigen Ufer der Ostsee ausbreiten, und welche, bedeckt mit Trümmern der norwegischen Urgebirge, ohne allen Zweifel zu dem Grunde dieses Meeres in vorgeschichtlichen Zeiten gehörten. Des thüringer Waldes Verbindung mit andern Gebirgen ist leicht zu erkennen. Er ist offenbar ein Arm des Fichtelgebirges, und hängt im Südosten mit diesem zusammen, so wie dieses wiederum im Zusammenhange mit dem Gebirge steht, welches Bayern von Böhmen trennt \*\*). An dem nordwestlichen Ende des thüringer Waldes hat das im Norden liegende Land eine beträchtliche Erhöhung, und man erkennt einen —

\*) Von Hoff's und Christian Wiltb. Jacobs's Werk: »der thüringer Wald, besonders für Reisende geschildert.« (Gotha, 1807. 2 Bände), liegt hier vor mir, und ist Jedem, der den thüringer Wald kennen lernen will, als unentbehrlich zu empfehlen.

\*\*) S. v. Hoff's und Jacobs's Werk in der Einleitung.

jetzt freilich nicht auffallend sichtbaren — Zusammenhang mit dem hohen Eichsfelde, und durch dieses mit unserm vaterländischen Harze. Der thüringer Wald ist ein langer Gebirgszug, der genau in derselben Richtung, als der Harz, von Nordwesten nach Südosten fortstreicht. Ein Haupt-Gebirgskörper, von welchem nach allen Punkten Thäler auslaufen, findet sich bei ihm nicht; im Ganzen fallen seine Hauptthäler nur nach zwei Richtungen, nach Nordost und Südwest, ab; und auch darin hat er mit dem Harze Aehnlichkeit. Nur eine Stelle giebt es, wo der Kamm zu einer einigermaßen breitem Fläche wird, und diese befindet sich in der Nähe des Schneekopfes zwischen Ohrdruf und Suhl, über welche Fläche uns der Weg führte. — Hier ist das Gebirge überhaupt am breitesten, und die erwähnte Fläche hat wohl eine halbe Meile, das ganze Gebirge aber zwischen drei und vier Meilen im Durchschnitte. Es erhebt sich dieses in seinen höchsten Puncten nicht über dreitausend Fuß über die Meeresfläche, und steht also in dieser Beziehung dem Harze nach, hat aber offenbar, wie dieser, dem Hervordrängen des Granites und der übrigen Gebirgsarten, die man den Urgebirgen zuzählen pflegte, weil sie in der Regel unter den sogenannten Uebergangs- und Flözgebirgen fortstreichen, seine Erhebung zu verdanken. Jetzt aber ist es durch viele Beobachtungen klar geworden, daß

der Granit, der Gneis, der Sienit u. s. w., »aus der ewigen Teufe« (wie der Bergmann sagt) hervordringend, sich über auflagernde Bergarten den Weg bahnten. Dieses Verhältniß zeigt an vielen Stellen der thüringer Wald eben so deutlich als das Fichtelgebirge und der Harz. Noch vor wenigen Jahren würde man Aeußerungen dieser Art lächerlich gefunden haben; jetzt, wo längst dem Basalt, dann dem Porphyr, ihr Plas unter den Producten des Feuers angewiesen ist, fallen solche Behauptungen, die hundertfältige Bestätigung in der Natur finden, geringen oder keinen Widerspruch.

Das thüringer Waldgebirge bedeckt eine dichte Bekleidung von Tannen und Buchen, fast bis zu seinen höchsten Gipfeln empor. Diese Bekleidung hält die Massen der Wolken fest, und giebt so zu unzähligen Bächen die Veranlassung, die an mehrern Stellen mahlerische Wasserfälle bilden, das Ganze beleben und Mühlen und Hammerwerke in Bewegung setzen.

Das Wetter, welches bisher für den Monat April nicht schlecht, aber auch eben nicht angenehm gewesen war, hatte sich auf das herrlichste aufgeklärt, und bei ganz wolkenlosem Himmel nahten wir uns dem Gebirge, dessen Formen sich dem Auge immer mehr, und immer schöner, entwickelten. Ungefähr um halb zehn Uhr erreichten wir es, indem wir in ein waldbedecktes mah-

lerisches Thal eintraten, welches, sich nur mäßig erhebend, zwischen Porphyrgebirgen, fast unmerklich emporführt. Keine angenehmere Fahrt ließ sich denken. — Nach einer Stunde wird der Weg steiler, und man erreicht bei dem herzoglichen Forsthaufe Hohenhof die Höhe des Gebirgs-Joches, und man ist — um Kleines mit Größerem zu vergleichen — auf dem Brenner des thüringer Waldes. — Von hier, wo man den höchsten Punct des Gebirges, die Schneekoppe, nicht fern zur Linken hat, senkt sich der Weg südlich hinunter, sich jedoch mehrmals wieder erhebend, bis man zu einem Thale gelangt, in welchem Zella liegt, ein Städtchen, das unserm Wildemann oder Grund, oder wohl mehr noch dem Flecken Braunlage (im Harze) vergleichbar ist, und in welchem sich die Einwohner vorzüglich mit Stahl- und Eisenarbeiten beschäftigen. Obwohl, nördlich von Zella, die Gebirge zum Theil noch Schnee bedeckte, so war doch die Kunststraße so sorgfältig davon gereinigt, daß eine Dame mit Ballschuhen, ohne sie zu beschmutzen, darauf hätte fortstreiten können.

Wir trafen in Zella um Mittag ein, begleitet von einer Chaise, in welcher sich zwei Schauspieler-Familien befanden, die mit ihren Kunstgenossen von Gotha nach Coburg übersiedelt wurden, um dort neue Kränze zu er-



werben. Dem schönen Personal, das über die Jahre der frühern Jugend hinaus zu seyn schien, waren unstreitig mehr Geistes- als Körpervorzüge zugetheilt, und so mochte es denn wohl kommen, da leider in unserer besten Welt diese schnellern Eindruck als jene machen, ja, da solche ohne Aeußerungen, und oft ohne Anregungen, nicht einmahl erkennbar sind, daß ich es bei höflichen Begrüßungen der Damen bewenden ließ, und kein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen suchte. Während das Mittagsmahl uns bereitet wurde, durchstreifte ich das Städtchen und machte einigen Arbeitern, die mich auf das freundlichste von ihren Geschäften unterhielten, Besuche. Da mußte ich denn zu meinem innigen Bedauern erfahren, daß der Ort neben mancher gewerbsleißigen Familie auch eine bedeutende Menge äußerst armer Menschen enthalte, die den größten Theil des Jahres, zwischen Eis und Schnee, nur so eben das elende Leben fristen. Besonders Mitleiden erregte mir eine franke sieben und siebenzigjährige hüßlose Wittve, die, kaum auf das nothdürftigste bedeckt, den kranken Körper mühsam hinschleppte, und ein fast nackter dreizehnjähriger Knabe, ein wahres Bild des Sammers und Hungers, der, um einen Groschen zu verdienen, weit her einen Sack mit weißem Sande geschleppt hatte, für den er nun nicht einmahl einen Käufer finden konnte, und auch in unserm Gast-

hofe vergeblich feilbot. Beide ließ ich an unserm Mittagsmahle, und zwar an dem Tische, an welchem wir aßen, Theil nehmen, so wie ich es auch bisweilen mit Armen im eigenen Hause halte; denn es ist für mich einmahl ein ganz eigenthümliches, ja das größte Vergnügen, selbst zu sehen, wie ein Unglücklicher — dem ich freilich, bei beschränkten Mitteln, selten gründlich helfen kann — auch nur für Augenblicke, seines Unglücks vergessend, sich erfreut und gleichsam in ein anderes Daseyn hinübergezaubert wird. Besteht doch auch das Leben des Glücklichen aus einer Abwechslung von heitern und trüben Tagen und Stunden: und wir danken den wohlwollenden Menschen gern, die uns die ersten bereiteten, auch noch dann, wenn die letzten schon erschienen. — So bereite der Menschenfreund dem Unglücklichen, dem er nicht gründlich helfen kann, eine glückliche Stunde, und überlasse es dem waltenden Schicksal, ihm andere von Zeit zu Zeit lindernd herbeizuführen, bis ihn der wohlthätige Genius Tod aus einem Leben wegleitet, das für ihn eine Bürde ist. Wie viel höher steht der Mensch als das Thier: aber auch dieses ist ein uns verwandtes Wesen. Daher ist es mir denn auch ein großes Vergnügen, selbst Thieren ein vorübergehendes Wohlfeyn zu verschaffen, oder ihnen einmahl aufgebürdete Lasten zu erleichtern.

Auch die Südseite des thüringer Waldes bietet durch ihre waldbedeckten Berge, Felsen, weite und prächtige Thäler, Abgründe, schäumend niederstürzende Waldbäche, nicht minder schöne Ansichten dar, als unser vaterländischer Harz, der mir in Berggegenden nun einmahl stets zur Vergleichung dient. Sowohl mein Sohn als ich gingen viel zu Fuß, um alles Dieses recht zu genießen und dem Gedächtnisse einzuprägen.

Suhl durchfuhren wir Nachmittags. — Diese wohlhabende, schöne preussische Fabrikstadt, mit fast siebentausend Einwohnern in ungefähr tausend Häusern, liegt, ganz von Bergen und Wäldern umgeben, äußerst romantisch, und gewährt einen recht freundlichen, ich möchte sagen erquickenden, Anblick durch ihre neuen und zum Theil stattlichen Gebäude und die in die Augen leuchtende Wohlhabenheit. Dieses heitere Ansehn verdankt sie, wie so manche andere kleine Stadt, zu großem Theil den Feuersbrünsten, welche das Alte in Asche verwandelten; aber auch ihrer Gewerthätigkeit, die man schon aus dem Umstande abnehmen kann, daß es Jahre gab, wo ihre Fabriken mehr als zwölftausend Stück Militär-Gewehre lieferten. Bei der Vortrefflichkeit der hiesigen Arbeit fehlen der Stadt Bestellungen in dieser Art nie.

Zu Schleusingen, dem Hauptorte des preussischen Antheils an der Grafschaft Henneberg, brachten wir

die Nacht in einem vorzüglichen Gasthose auf dem Markte zu. Auch diese Stadt, die mit Suhl an Gewerthätigkeit und Wichtigkeit nicht zu vergleichen ist, und kaum halb so viel Einwohner als dieses hat, liegt noch im Umfange des thüringer Waldgebirges. Ihr Ansehn ist ganz alterthümlich, wozu das mit Thürmen versehene, im Style der Ritterzeiten erbaute Residenzschloß der ehemahligen Grafen von Henneberg, das zu öffentlichen Zwecken gut unterhalten wird, und das alte Rathhaus nicht wenig beitragen. Ich bin überzeugt, daß jenes Schloß, in welchem sich das alte hennebergische Hauptarchiv befindet, das Rathhaus und die Kirche noch manche schöne Ausbeute dem Geschichts- und Kunstforscher liefern könnten.

Am andern Morzen (15. April) setzten wir unsere Reise fort. Dicht vor Schleusingen, in der Nähe des Flusses Schleuse, erblickten wir große Vorräthe von Tannen-Brennholz, Bauholz und Brettern, welche durch die Werra (in welche die Schleuse sich ergießt) und Weser nach Bremen gefläßt werden sollten; Vorräthe von einer Größe, die bei weitem Alles übertraf, welches ich je in dieser Art am Harze erblickt hatte. — Das thüringer Waldgebirge war noch nicht zu Ende; der stets vortreffliche Kunstweg führt über Berge und durch Thäler, die an mahlerischer Schönheit nichts zu wünschen

übrig lassen. Man verläßt nie einen großen majestätischen Naturgarten. Aber ich vernehme auch, daß eben dieser Weg die Veranlassung gegeben hat, daß diese Gegenden jetzt sehr häufig bloß zum Vergnügen besucht werden. Die anstehenden Gebirgsarten sind Porphyr und Basalt, redende Zeugen, daß auch hier einst eine Feuerwelt herrschte. Erst in der Nähe vor Hildburghausen geht das Gebirge in sanftere Erhebungen über.

Zu Hildburghausen kamen wir ungefähr um zehn Uhr Morgens an und durchstreiften sofort dieses schöngebaute freundliche Städtchen (3500 Einwohner), dessen weitläufiges und regelmäßiges Schloß jetzt öde und verlassen steht. Das bisher selbstständige Herzogthum Sachsen-Hildburghausen ward bekanntlich bei der Theilung der gothaischen Erbschaft größtentheils an Meiningen abgetreten, und sein Fürst bekam Altenburg. So kam Hildburghausen um seine vorzüglichsten Nahrungsquellen, den Hof und die obersten Regierungsbehörden, und versank in die jetzige Dede; ein Schicksal, welches so manche kleine deutsche Stadt und namentlich auch mein Wohnort Wolfenbüttel (vor nunmehr schon achtzig Jahren) erfahren hat. Ich machte zu Hildburghausen einige Besuche und hörte von allen Seiten Klagen: die Häuser seyen ohne Werth, die Miethen

sänken; für hundert Gulden könne man ein ganzes schönes Haus zur Miethe erhalten. Dabei fehlte denn nie am Ende die Klage: daß der Herzog so selten seine Stadt Hildburghausen besuche, obwohl er von dem nur dritthalb Meilen entfernten Meiningen sehr bequem in zwei Stunden hergelangen könne.

Die Klage scheint mir nicht gerecht. Den Zustand der Stadt kennt der wohlwollende und unterrichtete Fürst unstreitig genau; er fühlt aber, daß es ihm an Mitteln fehlt, einen Zustand gründlich zu heilen, den nicht er, sondern ein Schicksal, welches er nicht abwenden konnte, herbeigeführt hat, und weicht nun, eben weil ihm ein menschliches Herz in der Brust schlägt, Klagen aus, für welche ihm keine Abhülfe zu Gebote steht. — Eine hiervon sehr verschiedene Frage ist es freilich, ob Staaten, bei dem Tode des Regenten, gleich einer Privat-Erbschaft, unter gleichberechtigte Agnaten getheilt werden dürfen — nach der jetzigen Ausbildung des allgemeinen (oder natürlichen) Staatsrechts; — oder ob hier das Wohl der Staatsangehörigen entscheide. — Der Herzog von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen (Bernhard Erich Freund, geb. am 17. Dec. 1800) ist einer der edelsten, aufgeklärtesten und unterrichtesten Fürsten Deutschlands. Seine Denkart wird schon aus dem einzigen Umstande klar, daß er seinen einzigen Sohn, den

Erbprinzen Georg (geb. 6. April 1826), in einer öffentlichen Lehranstalt unterrichten läßt, ohne ihn jedoch dieser ganz zur Erziehung übergeben zu haben, welches, bei der künftigen Bestimmung des Prinzen, allerdings unzweckmäßig gewesen seyn würde. Hierdurch wird aber der junge Fürst neben positiven Kenntnissen Menschenkenntniß erwerben, die einem Regenten so unentbehrlich ist. Der deutsche Mittelstand erhob sich zu einer so hohen Stufe geistiger Bildung, daß ihm in dieser Beziehung keine Nation der Erde gleichsteht. So wird es denn durchaus erforderlich, daß ihm in dieser Hinsicht die höchsten Stände nachstreben, wenn sie sich dasjenige Ansehn erhalten wollen, welches ihnen, zum Wohl des Ganzen, auf ihrem Standpuncte gebührt.

Die große literarisch=artistische Fabrik=Anstalt zu Hilbburghausen, »das bibliographische Institut«, in Betrachtung zu ziehen, habe ich leider versäumt. Ich dachte erst daran, als es zu spät war, und muß dieses allerdings beklagen: denn wenn gleich die Unternehmungen desselben, zu dem bei weitem größten Theil, keinen literarischen Werth haben, ja nicht bedeutend sich von Nachdrücken unterscheiden, so hat doch das Institut, als Fabrik=Anstalt, etwas Großartiges, und ist dem verödeten Hilbburghausen gewiß sehr nützlich und also wohl zu gönnen. Von seinen Unternehmungen habe ich vor-

züglich die Ausgaben der lutherischen Bibel=Uebersetzung, die ich in meine Bibel=Sammlung aufgenommen habe, näher untersucht, und die Abdrücke keinesweges von der gepriesenen äußersten Genauigkeit gefunden, wie denn auch die beigegebenen Kupfer= und Stahlstiche von eben so verschiedenartigem Werthe, als, was ein großer Mißstand ist, von den mannichfaltigsten Formaten sind. Die Ankündigungen der Bibel=Ausgaben versprochen: »Zur Grundlage sollen den Revisoren die Original=Editionen, vorzüglich die letzte Ausgabe von 1545 von Luthers letzter Revision dienen, und Luthers Ausdruck soll unangestastet bleiben;« — aber die Ausnahme kommt gleich hinterher: »nur da, wo eine Form in der Wortbeugung offenbar gegen die jetzt bewährten grammatischen Gesetze anstößt, und deshalb Mißverstand veranlassen könnte, wird eine schonende Berichtigung zugelassen.« — Hierdurch wird nun aber in demselben Sinne verfahren, als von den bisherigen Bibelherausgebern auch geschehen, und von Neuem Alles wieder in das Ungewisse gestellt, nämlich es wird dem Urtheile des Revisors überlassen, was verändert werden und was bleiben soll. — In der That haben die hilbburghausenschen Ausgaben vor den halle'schen keine Vorzüge als den, daß sie allerdings besser in die Augen fallen; aber auch dafür, durch die Heft=Lieferungen (mit denen sich billig keine solide Buchhandlung befassen sollte)

täuschend, weit theurer als diese sind. — Da die Ausgabe von Luthers letzter Hand (von 1545) sehr selten ist, und doch sowohl dem Sprachforscher als dem Theologen daran gelegen seyn muß, dieß wichtige, gleich nach Luthers Tode durch Morarius Revisionen verfälschte Actenstück kennen zu lernen, so würde ich einen diplomatisch- (auch hinsichtlich der Rechtschreibung) genauen Abdruck dieser Ausgabe für sehr wünschenswerth halten. Luther achtete sehr viel auf den Wohlklang seiner Redesätze, und vermied daher häufig den Hiatus. — So schrieb er, z. B. gleich im Anfange der Genesis: »und der Geist Gottes schwebet' auf dem Wasser« — wo der hildburghäuser Revisor ohne alle Noth »schwebete« setzt, zum deutlichen Beweise, daß er die selbst aufgestellten Grundsätze nicht befolgt, wie seine Vorgänger hier sämmtlich ebenfalls auf gleiche Weise geändert hatten. Luthers Uebersetzung so herauszugeben, daß nur das nach dem jetzigen Standpuncte der Sprache nothwendig zu Verändernde eine Verbesserung empfangt, ist schon deshalb äußerst schwierig, da die Ansichten über die nothwendig zu veranstaltenden Aenderungen nach den verschiedenen Sprachansichten, ja Bildungsstufen der Beurtheilenden sehr verschieden ausfallen möchten. So hält der Eine »fließt« und »flucht« für prächtig und kraftvoll, der Andere für veraltet, gesucht

oder für verwerfliches Oberdeutsch. — Zum Glück genügen für den täglichen Haus-, Kirchen- und Schulgebrauch die gewöhnlichen, und unter diesen selbst die hildburghäuserischen Ausgaben: dem Gelehrten, oder vielmehr jedem Gebildeten, — dem eine genaue Kenntniß der Sprache Luthers in der Bibel-Üebersetzung, in diesem an ein Wunderwerk grenzenden Meisterstücke, wünschenswerth seyn muß — wird ein diplomatisch genauer Abdruck der Ausgabe von 1545 nothwendig seyn; wobei aber der Herausgeber genau darauf zu achten haben wird, daß er einen ächten und nicht einen mit falscher Jahrzahl versehenen Abdruck seiner Ausgabe zum Grunde lege.

Zu Rodach, einem coburgschen Städtchen von ungefähr 1500 Einwohnern, aßen wir zu Mittag in der »Schmerl.« Die ziemlich große, von Quadern in modern-antiken Style aufgeführte Stadtkirche mag ungefähr vor 100 Jahren gebaut seyn, und ist ein Beweis des damals in diesen Gegenden herrschenden schlechten Geschmacks.

Coburg, oder vielmehr die unweit der Stadt auf einem Berge liegende Feste, erblickt man schon in einer Entfernung von zwei Stunden. Der Anblick ist mahlerisch, ja prächtig. — Wir langten in der Stadt um fünf Uhr Nachmittags an, nahmen unser Quartier in

v. Strombeck's italien. Reise. I. 5

dem schönen Gasthofs zum weißen Schwan und erhielten sofort einen Lohnbedienten, der auf eine recht zweckmäßige Art den Cicerone machte. Auch Coburg (mit fast 8000 Einwohnern) hat ein freundliches Ansehn und in dieser Beziehung Aehnlichkeit mit Hildburghausen. Die Häuser Coburgs sind meist von Stein, von drei Stockwerken — das Erdstockwerk mitgerechnet — und gut unterhalten. Das Residenzschloß ist von dem jetzt regierenden Herzoge sehr verschönert und fast zu einem neuen Gebäude umgestaltet worden. Diese Umgestaltung ist in einem Style vorgenommen, der an die englisch-gothische Bauart erinnert und selbst Reminiscenzen an spanisch-arabische Gebäude hervorrufen. Ich überlasse es Andern, zu entscheiden, ob dieser Baustyl, in dieser Anwendung, völlig correct sey. Doch so viel ist gewiß, daß das Schloß in seiner jetzigen Gestalt einen imposanten Anblick gewährt, und noch mehr wird dieses der Fall seyn, wenn der Bau vollendet seyn wird. — Der sogenannte gothische Styl bietet gewiß unendlich viel mehr Mannigfaltigkeit dar, als der griechisch-römische, dessen Säulenordnungen, an geschlossenen Gebäuden, vor Mauern angewendet, überdies etwas Zweckwidriges und Unnatürliches haben. So mag es nicht getadelt werden, wenn man auch jetzt gothische Bauart, freilich im reinsten Style, anwendet. — Das Innere

des Schloßes haben wir nicht gesehen. Das Beschaun von Prachtzimmern verursacht dem Gebildeten, der sich ein wenig in der Welt umsieh, zu viel lange Weile, als daß nach Billigkeit verlangt werden könne, man solle sich bei jedem Schlosse einer solchen *Secatura* aussetzen. Wahre Kunstwerke sind hier selten zu finden, denn diese lassen sich nun einmahl nicht immer für baare Bezahlung haben — und honer seidene Tapeten zu sehen — was für ein Genuß? — Mein Sohn, ein guter Pferdekennner, besuchte den herzoglichen Marstall, war aber weder von den Wagen- noch Reitpferden erbaut. Besonders die letztern fanden keinesweges seinen Beifall. Ich konnte, bei dem abweichenden eigenen Geschmacke, nur mit Vergnügen erfahren, daß der Herzog mehr auf wissenschaftliche Anstalten und Bauten als auf Pferde wende; denn obwohl ich einst ein wichtiges hippologisches Werk nicht ohne Beifall in einer unserer ersten literarischen Institute recensirt habe, und, wie mir der Verfasser dankend schrieb: „zu seiner Belehrung,“ wie ich nicht geglaubt hätte: so gestehe ich doch gern, daß ich nicht im Geringsten ein Pferdekennner bin und auch kein anderes Interesse als das des Nutzens an dieser Thierspecies nehme; ja ich habe es nie so weit gebracht, meine eigenen gleichfarbigen Rutschpferde von einander unterscheiden zu lernen.

Bei unserer Besichtigung der öffentlichen Spaziergänge, welche den gothaischen an großartiger Schönheit weit nachstehen, fiel es uns auf, daß wir von fast allen uns begegnenden wohlgekleideten Personen auf das höflichste begrüßt wurden. Anfangs war ich geneigt, diese Ehre auf Rechnung meines durch die eminente Kunst des in seinem Fache hochberühmten braunschweigischen-Hofschneiders Jürgens (den ich hierdurch der eleganten Welt bestens empfohlen haben will) hergestellten Reise-Ueberrocks zu setzen, des Künstlers, der mit vollem Rechte mit Gellert's Schneider stolz sagen darf: »Kleider machen Leute, und die mach' ich.« — bald erfuhr ich jedoch, daß diese Sitte gegen Personen, die man als Fremde erkenne, hier zu Lande allgemein hergebracht sey. — Ich lobe sie, und bin weit entfernt, hier eine Kleinstädterei zu erkennen; sie ist vielmehr ein Ausdruck des Wohlwollens und gewissermaßen der Hospitalität, die den Fremden wohlthut. Einen Mann, der mich, obwohl ich ihm unbekannt bin, auf einem öffentlichen Spaziergange freundlich begrüßt, darf ich, wie wohl auf Vätern üblich, ohne Scheu anreden und von ihm die Beantwortung meiner Fragen erwarten. — So that ich denn auch, und man unterhielt sich mit mir, als wäre ich ein alter Bekannter gewesen; ja Damen, welche jene grüßenden Herren begleiteten, mischten sich freundlich

mit in das Gespräch. Wie viel liebenswürdiger erscheint eine solche Dame als jene steife Engländerin, die dafür zu halten scheint, sie verliere ihre Virginität, wenn sie einem Manne ein freundliches Gesicht zeige, oder jene gleichsam verachtend um sich schauenden schwarzäugigen Töchter Italiens. Ich lobe mir die liebenswürdigen Töchter Coburgs. — Auch ist das schöne Geschlecht in dieser Gegend wirklich reizend. Die Krone muß ich jedoch einem Mädchen zubilligen, welches an dem Weghause dicht vor Hildburghausen uns das Weggeld abforderte, die in der sanften und frommen Schönheit einer Raphaelischen Madonna entzückte; eine Erscheinung, wie ich sie in Italien in der Art nicht wiederfand. Wie doch das Schicksal launenhaft waltet! Wäre dieses Mädchen, welches unerkant verblühen wird, eine Königin, dann würde Europa von ihrer Schönheit wiederhallen; alle Fenster der Kunsthandlungen würden mit dem reizenden Bilde geschmückt seyn, sie wäre »eine Göttinn in Menschengestalt.« Auch alle Tugenden wären die ihren: sie wäre »Menschenfreundinn, die Beglückerin einer ganzen Nation«, die sie »anbetete,« es fehlte wenig, so würden der noch Lebenden Tempel errichtet. So aber bewundert sie nur flüchtig ein Reisender, und sie ist vielleicht nicht einmahl vor beleidigenden Scherzen roherer Männer sicher!

III.

Reise durch das Königreich Bayern.

---

Von Bamberg über Nürnberg, Augsburg, München,  
bis an die Grenze von Tyrol.

---



Der Lohnkutscher, welchen ich in Gotha angenommen, erfüllte jede Erwartung auf eine so ausgezeichnete Art, daß ich ihn, gegen Bezahlung von einem Thaler für zwei Wegstunden, für die Fortsetzung der Reise beibehielt. Mit ihm verließen wir Coburg gegen acht Uhr Morgens (16. April). So sehr uns das Wetter seit einigen Tagen, besonders während unserer Fahrt über den thüringer Wald begünstigte, eben so sehr hatte es sich in der verwichenen Nacht zum Schlimmen verändert. Es war kalt und regnete: ein wahres November-Wetter war eingetreten. Doch rollten wir auf dem unübertrefflichen Wege bis zur Grenze des Herzogthums Coburg schnell fort. Die Gegend bis zu dieser hat nichts Ausgezeichnetes. Der Boden hebt und senkt sich wellenförmig, und die Dörfer haben ein mittelmäßiges Ansehn; nur in der Nähe von Coburg erblickt man an beiden Seiten des Weges wohlgebaute Landfeste. — Mit dem Eintritte in das ehemalige Bisthum Bamberg, und hiermit also in das Königreich Bayern, (dem größten und mächtigsten deutschen Staate, nach Oestreich und Preußen),

wird die Gegend bergig und waldig, ungefähr in der Art, wie in unserm braunschweigischen Weserdistricte. Rechts, vier Stunden von Coburg, zeigt sich auf einer mäßigen Höhe, der Banzberg genannt, die ehemals so hochberühmte Benedictiner-Abtei Banz, die vom elften bis zum neunzehnten Jahrhundert blühte, und sich durch die Gelehrsamkeit ihrer Mönche auszeichnete, jetzt aber zu einem prachtvollen Sommerschlosse des Herzogs Wilhelm von Bayern umgeschaffen ist. Die Zeit der Klöster ist auf ewig vorbei. Dankbar erinnere man sich jedoch stets des Guten, welches sie (bei allen Mißbräuchen, die aus ihrem Wesen hervorgingen) gestiftet haben. Noch jetzt schließt Banz des Merkwürdigen und Sehenswerthen Vieles in sich, und lenkt mit Recht die Reisenden von der geraden Straße ab. Der zu seiner Zeit berühmte Gelehrte und Buchhändler Friedrich Nicolai zu Berlin hat diesem Kloster in seiner bekannten Reisebeschreibung \*) einen eignen Abschnitt gewidmet, welchen nachzulesen ich Jeden auffordere, der sich das banberreiche, ziemlich vergessene Werk verschaffen kann; ein Werk, welchem ich jetzt einen höhern Werth, als es bei seiner Erscheinung vielleicht hatte, zubilligen möchte; denn es setzt uns in Zeiten zurück, von denen uns Jahrhunderte zu tren-

\*) Band 1. S. 96.

nen scheinen, und die der jüngern Welt, mit wenigen Ausnahmen, völlig unbekannt sind. Nicolai mochte immer darauf ausgegangen seyn, im Interesse des Buchhändlers ein Buch ohne Ende zu schreiben, — daher den endlos auf dem Papier noch immerfort Reisenden die Xenien »den ewigen Juden« nannten: — sein Werk ist Jedem unentbehrlich, der erfahren will, wie es in Deutschland vor fünfzig Jahren ausah, was besser und was schlimmer geworden. — Die Wege wenigstens besser, denn wir rollten auf der herrlichsten Chaussee hin, wo Nicolai in Schlamm versank und seinen Wegmesser zerbrach, den er, um genau zu erforschen, wie weit die Ortschaften von einander entfernt lägen, an seinem Reisewagen wohlweislich angebracht hatte, und der mit seinen oft erduldeten Unfällen gleichsam eine stehende Rubrik in seinen Berichten empfing. Eine Vorrichtung, die wenigstens im Königreiche Bayern, wo auf den Heerstraßen bei einem jeden Achteel einer Wegstunde ein Stein mit deutlicher Bezeichnung der Entfernung angebracht ist, nicht mehr erforderlich erscheint.

Gegen elf Uhr überschritten wir den Main auf einer schönen hölzernen Brücke, und traten sonach — wenigstens nach meiner Vorstellung — in Süd-Deutsch-

land ein. Der hehre Main windet sich in einem heitern Thale fort, von dessen Schönheiten wir jedoch unter Sturm und Regen wenig genießen konnten. Gleich nachher gelangt man in die kleine Stadt Lichtenfels, wo mit unsern Reisepässen die ersten Legitimations-Formen (jedoch in lobenswerther Schnelligkeit und ohne alle Unkosten) vorgenommen wurden. Bisher hatte, wie in unserm Nord-Deutschland hergebracht ist, (wo man bekanntlich von demagogischen Umtrieben nichts weiß) Niemand nach unsern Pässen gefragt; sie steckten nur der Zukunft wegen ruhig in unsern Brieftaschen. Der Main scheidet von den Ländern des politischen Zutrauens die Länder des politischen Verdachts. Jeder Reisende muß sich streng durch einen Paß legitimiren, an dessen vorgeschriebener Form nicht das Geringste fehlen darf, und in die größte Verlegenheit würde er unstreitig gerathen, wenn er z. B. seinen Paß verloren hätte. Weil dieser Fall doch immer im Reiche der Möglichkeit liegt, und um so leichter eintreten kann, da auf einer längern Reise der Paß unzählige Male am Thore abgenommen wird, um auf der Polizei untersucht und niedergelegt, dann aber erst bei der Weiterreise zurückgegeben zu werden, so hatte ich mich — da ich diese Verhältnisse kannte — für jenen Nothfall mit einem zweiten Paß versehen. Zwar wurde

dieser nicht visirt, und wäre daher kein völlig regelmäßiges Beweismittel gewesen; doch konnte das unvollständige Document immerhin zum Anhaltspuncte bei weiteren Forschungen dienen, und war auf jeden Fall unstreitig besser als gar nichts. Ich war also in die Länder der: »i passaporti!« gelangt, und blieb in diesen bis nach Neapel hin, und von dort, (sogar auf dem Meere) über Genua und Meiland zurück, wiederum bis an den Main, wo mit jedem Verdachte auch jede Nachfrage nach Pässen aufhörte. — Doch habe ich, wie ich schon früher bemerkte, durch diese ewigen Paß-Productionen, da ich stets völlig in der Regel war, nie eine nur etwas bedeutende Beschwerde gehabt; meine Lohnbedienten und einige arme Schelme gewannen Kleinigkeiten durch die Polizeiwege; dieß war ein Vortheil für sie, ein geringer Nachtheil für mich. Nur wenige Male, und zwar nur in Bayern, bin ich persönlich auf der Polizei-Stube erschienen, weil dieses die Rückseite des für den Paß empfangenen Interims-Scheines vorschrieb, und ich gewohnt bin (selbst ein Richter) auf das pünctlichste die Gesetze zu befolgen. Man lächelte aber über diese Genauigkeit auf der Polizei-Stube, und gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß füglich mein Lohnbedienter den Gang hätte allein machen können. — Weßhalb sollte ich also ein solches Lamento, wie mancher anderer

neuere Reisende, über das »leidige Passwesen« anstellen? — Die Beurtheilung der Nothwendigkeit jener Einrichtung (die ich nicht einsehe) überlasse ich billig den Regierungen. Diese Nothwendigkeit muß nach *i h r e r* Ansicht vorhanden seyn, sonst würde eine Veranstaltung, die so viele Beamte erfordert, mit großen Kosten verknüpft seyn muß, und dem Staate, wo sie Statt findet, im Auslande keinesweges einen großen Ruf der Sicherheit verschafft, nicht Statt finden. Solche schlimme, und in jedem Falle bedenkliche Nothwendigkeit kann ich — dem Ruhe und persönliche Sicherheit, als anerkannte Hauptzwecke der Staatsvereine, so wichtig erscheinen — nur auf das äußerste beklagen, wenn sie wirklich vorhanden seyn sollte, welches ich, wie gesagt, nicht glaube; wenigstens für Bayern nicht glauben kann. Ich wünschte, nach meiner Philanthropie, daß jeder Staat Europa's es möglich machen könne, sich so wenig um die Pässe der Reisenden zu bekümmern, als dieses in Preußen der Fall ist, in welchem Lande ich vor einigen Jahren über hundert Meilen — von Braunschweig nach der Insel Nizza und zurück — reiste, ohne daß sich ein Sterblicher um meinen Paß bekümmert hätte, der ohne ein einziges Visa in das liebe Vaterland zurückkam. Innig wünsche ich, daß ein ähnliches Zutraun auch im Süden des Mains und

über »das Land, welches der Apennin theilt,« hinaus, bis zu der Insel Malta hin, recht bald möglich werde. Zu beurtheilen, wann dieser Zeitpunkt eingetreten sey, überlasse ich ebenfalls, wie billig, den Regierungen und unterwerfe mich mit Pünctlichkeit und ohne Klagen einer gesetzlichen Einrichtung, die mir keine bedeutende Beschwerde macht, und die zu meiner eigenen Sicherheit, ihrem Zwecke und ihrer Absicht nach, mit beitragen soll. — Daß in einigen größern Städten der gehörig legitimirte Reisende, bei dem Verlassen der Stadt: eine besondere »Auslaß = Erlaubniß« (die bezahlt wird) am Thore, außer dem Passe, produciren muß, kann ich auf keine Weise billigen. Diese Einrichtung scheint nur fiscalisch zu seyn: ist sie dieses nicht, so gebe man den Auslaß-Schein gratis.

Von dem so hoch gerühmten schönen Klima der Gegend um Bamberg konnten wir nun freilich wenig rühmen; denn wenn es bisher geregnet hatte, so begann es jetzt dermaßen zu schneien, daß sich der Schnee in unserm Wagen förmlich häufte und wir ihn zu verschließen gezwungen wurden. Unter so unangenehmen Verhältnissen dauerte uns die Zeit herzlich lang, bis wir, gegen drei Uhr Nachmittags, zu Bamberg anlangten,

wo wir in dem prächtigen Gasthose »zum bayerischen Hofe« abstiegen.

Um so mehr hatte ich es kaum erwarten können, Bamberg zu erreichen, da mir hier die Freude werden sollte, einen meiner ältesten und theuersten Freunde, den Appellations-Gerichts-Präsidenten von Spies, nach einer langjährigen Trennung wieder umarmen zu können. Ferdinand von Spies ist ein geborner Braunschweiger; die Häuser unserer Aeltern lagen nicht fern von einander, eben so unsere Gärten vor dem St. Peters-Thore; wir besuchten Beide die St. Martini-Schule: so kam es denn, daß uns schon in den Jahren der Kindheit innige Freundschaft vereinte, und unser trauliches »Du« stammt aus jener Zeit. Spies, im preussischen Staatsdienste in den fränkischen Fürstenthümern frühzeitig angestellt, ging, als diese der Krone Bayern zugeheilet, in den bayerischen Staatsdienst über, in welchem er, von dem Könige ganz seinem hohen Verdienste gemäß geehrt, früher den Posten eines Ministerial-Raths zu München bekleidete, jetzt aber das wichtige Amt eines Präsidenten des Appellations-Gerichts des Obermainkreises verwaltet. Seine Verdienste als Staatsmann sind in Bayern und sein schriftstellerisches Talent ist in ganz Deutschland bekannt, und mit Recht wird er als ein ausgezeichnete philosophischer Rechtsgelehrter hochgeachtet. — Kaum

hatte er erfahren, sein alter Freund sey in Bamberg, so flog er in meine Arme, und geleitete mich nach seinem Hause, wo ich glückliche Stunden, größtentheils der Erinnerung an die Zeiten unserer gemeinschaftlichen Kindheit geweiht, in seiner und seiner beiden liebenswürdigen und geistreichen Töchter Gesellschaft verlebte. War es doch nicht anders, als wären wir ein halbes Jahrhundert zurückgeschritten: vor uns lag wieder der Teich mit der Insel in dem Garten des Vaters meines Freundes, die von einigen unserer Kameraden als Festung tapfer vertheidigt, von der andern Hälfte auf einem Rahne angegriffen, doch endlich mit Sturm erobert wurde. — Nicht ohne Lächeln hörten da die beiden freundlichen Töchter zu, wie einst der Vater und sein Freund gegen einander gekämpft, die jetzt Beide mit Nührung einer Unschulds-Welt sich erinnerten, die so weit hinter ihnen lag. — Ein Sohn dieses meines Freundes ist als königl. bayerischer Ingenieur-Officier nach Griechenland gegangen und hilft jetzt Athen (wie öffentliche Blätter erzählen) aus den Ruinen wieder emporzurichten. — Wer hätte meinem Freunde sagen mögen, als wir unter unserm strengen Collega tertius, dem Magnaren Sczeleky, bei dem Alcibiades des Cornelius Nepos schwigten, daß einst sein, des jungen Braunschweigers, Sohn die von Barbaren vernichtete Vaterstadt des v. Strombed's italiän. Reise. I. 6

liebenswürdigsten Atheners wieder aufzubauen berufen seyn sollte?

Den Morgen des 17ten Aprils verbandte ich mit meinem Sohne zur Besichtigung der merkwürdigsten Gegenstände der Stadt Bamberg, die ich unter den Städten von ihrer Größe für eine der schönsten des deutschen Vaterlandes halten möchte. Ihr in der Regel mildes Klima, ihre amphitheatralische Lage in einer äußerst fruchtbaren Landschaft, welche einem großen Obstgarten vergleichbar ist, der von vier Armen der Regnitz, die sich eine Stunde unterhalb der Stadt bei dem Dorfe Bischofsberg in den Main ergießt, bewässert wird, machen sie schon in diesen Beziehungen zu einem höchst angenehmen Aufenthaltsorte.

Auch das Innere der Stadt — welche über 21,000 Einwohner besitzt, — zeigt durch Schönheit der Plätze und Straßen etwas Großartiges; bedeutende wissenschaftliche Institute und achtungswerthe Gelehrte ziehen aber auch den Mann an, welchem Geistesnahrung neben dem körperlichen Wohlfeyn Bedürfnis ist. So möchte ich denn das schöne und heitere Bamberg in mehreren Hinsichten solchen Gebildeten zum Wohnorte empfehlen, die in der glücklichen Lage sich befinden, sich den Aufenthalt nach eigenem Gurdünken wählen zu können.

Ähnlich hierin der ewigen Stadt liegt Bamberg auf sieben Hügeln. Auf einer dieser Anhöhen thront die Michaelis-Kirche mit ihren stattlichen Gebäuden, einem ehemaligen Kloster, weithin die Gegend beherrschend. Die Aussicht von hier würde uns, wie Jeden, der sie genoß und von ihr erzählt, entzückt haben, hätte uns der Sturmwind nicht Regen und Schneeflocken ins Gesicht getrieben, und so für die Schönheiten einer Landschaft weniger empfänglich gemacht. Die in gothischem Styl erbaute Kirche (mit griechisch-römisch-modernen Zusätzen, gleich unserer St. Catharinen-Kirche zu Braunschweig und sogar gleich dem Dome zu Meiland, versehen) enthält das Grabmahl des heiligen Bischofs Otto I. aus dem dreizehnten Jahrhundert. Während wir nun dieses Monument betrachteten, bemerkten wir, nicht ohne Verwunderung, daß eine bedeutende Anzahl gläubiger katholischer Christen tief gebückt durch einen Gang schlich, der quer durch dasselbe, und, irre ich nicht, unterhalb der Leiche des Heiligen, durchführte. Ich erkundigte mich bei einer, in ihrem eigenthümlichen Costüme recht mittelalterig erscheinenden älteren bambergischen Bürgerinn nach der Absicht des wunderlichen und unbequemen Spazierganges durch die stollenartige Grabesöffnung, und erfuhr, daß sowohl sie selbst als die übrigen Devoten »an Rückenschmerzen«

litten, gegen welche ein solcher Gang ein unfehlbares Mittel darbiete; nur müsse er dreimal, und mit dem gehörigen Glauben an die Wunderkraft des Heiligen, verrichtet werden. — Möge nun die winterhafte Witterung oder einige früher erduldete norddeutsche Wegbeschwerden die Ursach gewesen seyn: ich litt von Zeit zu Zeit, seit länger als acht Tagen, an recht bedeutenden Rückenschmerzen, und da ich — bei aller Freiheit des Geistes und Aufklärung, deren ich mich, ob mit Recht oder Unrecht lasse ich dahingestellt seyn, zu erfreuen glaube — nicht ganz frei von einer gewissen Hinneigung zum Uberglauben bin, von dem wohl wenig Menschen ganz frei seyn möchten, weil unsere Natur auf etwas aus unbekannten Regionen auf uns Einwirkendes hinzudeuten scheint, von dem uns nur dunkle Ahnung wurde: so kam mir, ohne weiteres Nachdenken, und in einer heitern, gleichsam scherzhaften Stimmung, in den Sinn, den auf jeden Fall unschädlichen Gang durch das Grabmonument des heiligen Otto mitzumachen. — Ich erlaube dem Leser zu lächeln, wie ich selbst innerlich in heiterer Stimmung war. Nur einmal mochte ich den Gang, und ich gestehe es gern, ohne alten Glauben, oder vielmehr ohne irgend etwas darauf Bezug Habendes zu denken; auch versäumte ich das Rüssen des Grabes, womit die übrigen Patienten, meine

Wanderungs = Gefährten, die gleichsam bergmännische »Einfahrt« beschlossen. — Ob nun der Heilige durch den Gang des Kezers besonders gerührt wurde, und so mittel- oder unmittelbar auf meinen Zustand einwirkte, obwohl die Ceremonie unvollständig war, — ob das bedeutende Bücken in den Muskeln meines Kreuzes eine wohlthätige Veränderung bewirkte, — oder ob hier eine homöopathische Heilart (an die ich übrigens nicht glaube) Statt fand, indem durch den »ähnlichen« Schmerz, den das Bücken veranlaßte, — gleichsam die nach Ansicht der homöopathischen Aerzte erforderliche Arznei = Krankheit — das bekämpfte Hauptübel wich; oder ob lediglich der Zufall obwaltete: alles dieses mag dahingestellt seyn, und überlasse ich es der Entscheidung des geneigten Lesers. Gewiß ist aber, daß mein Rückenschmerz sofort verschwand, und daß ich während der ganzen Reise nichts ferner davon verspürt und einer ganz ausgezeichneten Gesundheit genossen habe. So empfehle ich denn das Grab des heiligen Otto wenigstens mit eben dem Rechte den an Rückenschmerzen laborirenden Personen, als ein Decillion = Theilchen eines Granes Ipecacuanha u. s. w., ich glaube dieses gegen den Croup, wirksam seyn soll. Wunderbar erscheint das Erste nicht mehr als das Andere: ein Heiliger wird doch wohl so viel Kraft haben, wenn auch nur in den Ausflüssen

seiner Gebeine, als ein Decillion = Theil eines Granes Rhabarber?

Nachdem wir auch den in byzantinischem Stile erbauten Dom, mit dem Grabmahle des Stifters des Bisthums, Kaiser Heinrichs des Heiligen und seiner Gemahlinn Kunigunde, mehrere andere Kirchen und das Residenzschloß mit dem ominösen Kreuze an der Stelle, wo Alexander Berthier, Fürst von Neuchatel und Wagram, sich am 1. Januar 1815, Nachmittags, als eine Colonne russischer Truppen in Bamberg einrückte, aus einem Fenster des dritten Stockwerks hinabstürzte, betrachtet, vorzüglich aber der schönen Kettenbrücke über die Regnitz unsere Aufmerksamkeit geschenkt hatten, begaben wir uns zur Bibliothek, wo der berühmte Bibliothekar Jäck mich mit Wohlwollen aufnahm, und einen Theil der Merkwürdigkeiten zeigte, die er in seinen bekannten, der hiesigen Bibliothek gewidmeten Werken beschrieben hat. Auch Herrn Heller, den Verfasser einer Beschreibung Bambergs und so mancher nützlichen, besonders die deutsche Kunstgeschichte betreffenden Schrift, wollte ich in seinem mit Kunstschätzen erfüllten Hause besuchen, ich fand ihn aber nicht in diesem, sondern später unterwegs, wo mich mein Lohnbediente auf ihn aufmerksam machte; daher ich nur auf kurze Zeit des Vergnügens genießen konnte, mich

mit dem fleißigen, höchstanspruchlosen Manne zu unterhalten. Es war heute Charfreitag, der bei uns Protestanten so streng gefeiert wird, daß z. B. auf dem Harze die Hüttenfeuer (außer den Hochöfen) verlöschen. In katholischen Ländern ist dem nicht so. Dieser Tag ist gleichsam nur ein halber Festtag, an dem zwar öffentlicher Gottesdienst gehalten wird, nicht aber die bürgerlichen Geschäfte unterbrochen werden. Daher fanden wir denn die wissenschaftlichen Institute Bamberg's geöffnet, wie auch auf den Straßen und Märkten Alles in regem Leben. Ueberhaupt hat in katholischen Ländern die Sabbath's- und Fest-Feier nicht das Düstere mancher protestantischer Länder, vorzüglich Englands. Der ganze Cultus ist bei den Katholiken heiterer. Frohe Musik begleitet das Messopfer; die Priester erscheinen vor dem Altar in gold- und silber-gestickten farbigen Gewanden; Tapeten und Blumenkränze schmücken bei festlichen Gelegenheiten die durch Statuen und Gemälde prachtvollen Kirchen, die an vielen Abenden mit unzähligen Kerzen erleuchtet werden; die gottesdienstliche Feier beschränkt sich nicht auf das Innere der Tempel: mit prächtigen Fahnen wandeln die Priester, begleitet von Schaaren froher Menschen, unter Gottes freiem Himmel durch Städte und Felder; bei solchen Processionen schließt sich nicht der Fürst, nicht der König aus, von



seinem Hoffstaate begleitet, wandelt er unter prächtigem Baldachin in demselben Zuge mit dem niedrigsten seiner Unterthanen: Alles dieses erregt die Phantasie und erhält eine Liebe zu dem äußern Cultus, die in protestantischen Ländern wenig bekannt ist. Der Philosoph in den Ländern des Katholicismus sieht dieses Alles mit menschenfreundlichem Auge an; unendlich entfernt von dem modern-antiken trübseligen protestantischen Mysticismus, ist der Standpunct seines Glaubens derjenige, wohin ihm natürlicher Verstand und durch Nachdenken bewirkte Ausbildung des Geistes hoben; von diesem seinen Glauben hat er Niemand Rechenschaft abzulegen, indem er die Pflichten seiner Confession erfüllt. — Nicht stehen übrigens diese Betrachtungen hier niedergeschrieben, um irgend Jemand zu dem Schritte des »Rücktrittes« — wie jetzt wohl gesagt wird, zu der katholischen Kirche zu bewegen, oder um anzudeuten, daß es wohl wünschenswerth sey, daß eine Contre-Reformation Statt finde: die großen Vortheile, welche die Reformation bewirkt hat, selbst in katholischen Ländern, und noch täglich bewirkt, sind zu bekannt, als daß sie angedeutet zu werden brauchten: sondern nur, um treu zu schildern, was in der Wirklichkeit vorhanden ist, und um so das Schöne, ich möchte sagen Poetische, eines Cultus darzulegen, das Freude und Frohsinn über

ganze Länder verbreitet, welches besonders den Armen beglückt, und das gewiß bei der Reformation nicht sämmtlich abgeschafft zu werden brauchte, ja von Luther, wie die Aenden seiner Zeit deutlich darlegen, nicht einmal abgeschafft ist. — Selbst das Institut der Nonnen-Klöster würde nur Wohlthat für eine leider immer größer werdende Klasse des weiblichen Geschlechtes, für die Ehelosen seyn, wenn das Noviciat bis zum fünf und dreißigsten Lebensjahre der Aufgenommenen ausgedehnt würde, oder, noch besser, wenn die Nonne zu jeder Zeit unter gewissen Formen austreten könnte: denn unerträgliche, zur Verzeiwelung führende Leiden sind über unzählige arme Geschöpfe verhängt, die in jungen Jahren, wo ihnen die Triebe der Natur noch unbekannt, Gelübde leisteten, die über ihre Kräfte hinausgehen. Wäre die Strenge der Klöster auf die angeedeutete Art gemildert, dann könnte einem armen, verlassenen weiblichen Wesen, welches keinen Gatten fand, nichts wohlthätiger seyn, als wenn sie gleichsam in die Verhältnisse einer Westalinn käme. Der Zustand, zu dem sie das Schickal führte, schiene freie Wahl, die Liebe zu einem Manne und zu Kindern würde durch eine andere Liebe und durch heiliggehaltene Geschäfte ersetzt. Eine Lücke in ihrem Daseyn würde — immerhin möge es künstlich seyn — ausgefüllt, und, jeder weltlichen

Sorge euthoben, vor jedem Mangel geschützt, ginge sie heiter einem Ziele entgegen, wo jede Sehnucht gestillt wird. Statt der Kinder und Enkel drücken hier der Mütter liebende Schwestern die brechenden Augen zu. — Ein protestantischer Nonnen-Convent, selten vereint, scheint mir den angedeuteten Zweck nicht zu erfüllen, wie denn auch die Conventualinnen nicht das Geringste der äußern Ehre genießen, den ein gewissermaassen heiliges vestalisches Leben in den Augen der Menschen mit sich führt. Ein protestantisches Nonnenkloster wird für ein Hospital, ein katholisches für ein Heiligthum gehalten.

In den Kirchen Bambergs hatte ich Gelegenheit, die eigenthümlichen Gesichtszüge der Bambergerinnen zu bemerken, und wie wesentlich sie sich von denen der protestantischen Nachbarinnen in Coburg unterscheiden. Das schöne Geschlecht in Coburg (soviel ich davon auf den Spaziergängen sah) ist noch auf protestantisch-norddeutsche, das in Bamberg auf katholisch-süd-deutsche Art schön. Dort blonde Haare, blaue Augen, hier Brünnetten. Griechische Profile, feurige schwarze, andächtig-schmachtende Augen mit langen Wimpern sind hier nicht selten, und in regelmäßiger Schönheit übertreffen die Bambergerinnen, wie ich später die Ueberzeugung zu gewinnen Gelegenheit hatte, die Töchter der ewigen Roma. Gern will ich jedoch glauben, daß Zu-

fälligkeiten den flüchtig Reisenden täuschen können, obwohl, wenn ich nicht irre, auch schon andere Reisende (gewiß aber Hr. Nicolai) ähnliche Bemerkungen zu Bamberg gemacht haben.

Gleich nach Mittag verließen wir diese schöne Stadt, die einen bei weitem längern Aufenthalt verdient hätte, als ich ihr widmen konnte.

In dem uralten Borchheim (das schon unter den Carolingern in Urkunden vorkommt), einer ehemals stift-bambergischen Festung, flüchteten wir Nachmittags, und benutzten die uns vergönnte Zeit dazu, die St. Martins-Kirche zu besuchen, die wegen ihrer eigenthümlichen altdeutschen Bauart und wegen einer außerhalb derselben in einer großen Nische befindlichen Darstellung des Heilands am Delberge (in vollkommen ausgerundeten lebensgroßen Figuren) sehenswürdig ist. Die Umgebungen der Stadt sind sehr schön; zwischen Obst- und Weingärten, von Wiesenthälern der Regnitz umgeben, hat sie eine äußerst freundliche Lage. Sie hat Befestigung, und ihre Festungswerke werden erhalten. Borchheim hat 3400 Einwohner in 470 Häusern; wenig genug für eine Stadt von ihrem Alter und in einer so schönen Lage.

Ehe ich das ehemalige Hochstift Bamberg verlasse, muß ich noch einer ländlichen Gewohnheit Erwähnung

thun, die, obwohl sie zur Feier der Charwoche gehörte, uns zum Lachen reizte. Das Glockengeläute, welches in dieser Woche nicht Statt findet, wird durch ein furchtbareß Gerassel ersetzt, das durch eigenthümlich eingerichtete Schiebekarren hervorgebracht wird. Diese Karren zogen Bauerknaben durch die Gassen der Dörfer, indem sie von Hunderten ihrer Alters- und Standesgenossen gefolgt wurden, bei denen der betäubende Lärm nichts weniger als Passionsgedanken erweckte.

In dem regelmäßig gebauten Erlangen, dessen prächtiges und weitläufiges Schloß jetzt die Universität benutzt, hielten wir uns nur so lange auf, als erforderlich war, das Aeußere der Stadt kennen zu lernen. Hätte der geheime Hofrath von Glück noch gelebt, dann hätte ich auch den Mann persönlich kennen lernen müssen, auf dessen Pandecten-Commentar ich schon als helmstädtischer Student unterzeichnete, ein Werk, das wir Juristen oft, ohne es mit schuldiger Dankbarkeit namhaft zu machen, recht fleißig mit aller Bequemlichkeit, die es darbietet, benutzen; vorzüglich aber diejenigen unserer Kaste, die vornehm auf ein Buch herabzublicken sich den Schein geben, welches freilich eigenen eindringenden Studien nachtheilig seyn kann. Dieses von Glück selbst bis zum 34sten Theile fortgeführte Werk setzt jetzt bekanntlich der nicht minder als er berühmte geheime Ju-

stizrath und Professor Mühlenbruch zu Göttingen fort, wenn gleich nicht ganz in der Art und in dem Sinne des Verewigten. Die Universität zu Erlangen hat auch jetzt in allen Fächern tüchtige Lehrer. Ich nenne hier nur unter den Rechtsgelehrten Bucher, unter den Medicinern unsern braunschweigischen Landsmann Henke, — den Bruder des berühmten Criminalisten, der, früher Professor zu Bern, dann wieder im Vaterlande als Mitglied des Landesgerichtes angestellt, jetzt den Posten eines Rechtslehrers zu Halle bekleidet, — und aus der philosophischen Facultät Harl, dessen staatswissenschaftliche Schriften allgemein bekannt sind. — Wer mit wahren Nutzen reisen will, dem muß es nicht an Zeit fehlen, die Bekanntschaft von Männern der Art zu machen; mir fehlte diese Zeit: ich wollte vor meinem Tode noch einmahl Italien sehen, diesem Zwecke meiner Reise ordnete ich alles Uebrige unter.

Zu Nürnberg kamen wir Abends um zehn Uhr an und stiegen in dem bekannten großen Gasthause »zum bayerischen Hofe« ab, wo wir zwar von Silber auf das Beste bedient wurden, aber keinesweges gemächlich und bequem wohnten. Dieser Gasthof war ehemahls die ritterliche Wohnung der reichen Patricier-Familie Freiherren von Grundherr, und hat in seinen weitläufigen Vorhallen, Corridoren und Treppen ganz die

mittelalterliche Einrichtung alter patricischer Familien-Gebäude. Mein Urältervater hätte solche wahrscheinlich angemessen, stattlich und vortrefflich gefunden; mir war es aber ganz unheimlich in dem Hause von einer Bauart, die uns in längst dahingeschwundene Zeiten zurücksetzte, wo Vorplätze, Gänge und Treppen den größten Theil des Gebäudes einnahmen, in dem die Kellner und Lohnbedienten vielleicht hundert Schritte gehen mußten, um zu unsern Zimmern zu gelangen. Dabei hatten die mächtigen Rachel-Defen der Zimmer die, freilich in diesen Gegenden nicht ungewöhnliche Einrichtung (die vorzüglich in einem Gasthose als zweckmäßig schwerlich erkannt werden wird), daß sie erst nach einer drei oder vierstündigen Heizung eine dann recht comfortable, anhaltende Wärme von sich gaben. Der Lohnbediente, welcher uns zugetheilt wurde, hatte, ein ehrwürdiger Greis, vielleicht schon seit dreißig Jahren die Kraft verloren, um mit frohem Muthe Reisen in einem so gestalteten freiherrlichen Familien-Sitze anzustellen: Umstände genug, mich in eine keinesweges heitere Stimmung zu versetzen. — Durch diese Bemerkungen will ich jedoch für einen Sommeraufenthalt dem burgartigen stattlichen Gasthose seinen Werth nicht abgesprochen haben, vielmehr einräumen, daß, soviel die Localität erlaubt, Alles geschieht, um den Fremden zufrieden zu stellen: aber am

18ten und 19ten April 1835, wo ich mich in Nürnberg aufhielt, stürmte, schneite und regnete es, wie im December, und der Himmel weiß, daß die Luftstöße von der Pegnitz her, denen ich, besonders bei gewissen Gelegenheiten, auf das empfindlichste ausgesetzt war, mich befürchten ließen, daß der treffliche Gesundheitszustand, in welchen mich der heilige Otto zu Bamberg so wohlthätig versetzt hatte, wieder von mir weichen möchte. Doch glücklicher Weise hatte die Einwirkung des Heiligen über alle Zugluft von der Pegnitz her die Ueberhand. Rühmen muß ich dagegen, daß man in der Ritterburg auch ritterlich gespeiset wurde, und daß in dieser Beziehung nur Lobenswürdiges aus dem grundherrlichen Familien-Sitze zu berichten ist. Auf der Wirthstafel fehlten sogar Fasanen nicht, auch waren die anwesenden Gäste in der Geistesbildung zu dem Grade gelangt, daß sie selbst die Tafelzeit dieser widmeten; denn indem die Rechte den Suppenlöffel führte, hielt die Linke die Allgemeine Zeitung, wodurch denn freilich die Conversation nicht besonders belebt ward.

Eine Freude ist es, zu schauen, wie Nürnberg unter dem bayerischen Scepter sich wieder hebt. Wird es auch nie zu dem alten Glanze gelangen, so wird es doch zu der Höhe wieder emporsteigen, welche die Zeitverhältnisse und der jetzige Gang des Welthandels erlau-

ben. Schon hat seinen Fabriken, durch Bayerns Anschluß an den großen deutschen Zollverein, sich ein Markt geöffnet, auf den es noch vor wenigen Jahren kaum hoffen konnte. Allenthalben sieht man jetzt städtische Bauten, zum deutlichen Beweise, daß die Häuser wiederum einen Werth bekamen, den sie zum Theil verloren hatten, und überall zeigt sich erneute Thätigkeit. — Kurz, das alte edele, um deutsche Ehre und Kunst so hochverdiente Nürnberg erhebt sich zu einem neuen Leben — Selbst eine Königs-Stadt ist es wieder geworden; denn die uralte Reichsburg, wo so mancher deutsche Kaiser, und unter diesen auch Ludwig der Bayer, sein Hoflager hielt, ist von dem König Ludwig von Bayern, mit einem Kostenaufwande von mehr als zwanzigtausend Gulden, im Stile des Mittelalters hergestellt zu einem der königlichen Residenzschlösser erklärt worden. Auch hat der König vor einigen Jahren hier mehrere Tage mit seiner Gemahlinn Hof gehalten. — An den Thorflügeln der Burg prangt noch in stattlicher Größe auf gelbem Felde des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation schwarzer Doppel-Adler. Es öffnet sich das Thor, und man ist, wie durch einen Zauberschlag, in die Zeiten des Mittelalters zurückversetzt. Rechts und links durch die Zeit schwarzgefärbte Thürme, Mauern mit Zinnen und alter-

thümliche Gebäude. Die einfache steinerne Treppe leitet uns durch dunkle Gänge zu Kammern und Sälen, welche mit Gemälden altdeutscher Maler, — Dürers, Schüßlins, Cranachs, Holbeins u. s. w. — und mit prachtvollen Glasmalereien geschmückt sind. Hin und wieder an passenden Orten der Hausaltar eines deutschen Kaisers. Noch aufgeschlagen liegt das prächtig verzierte Geberbuch. Du glaubst, erst eben habe sich die alte Majestät vom Altare des Gebetskammerleins entfernt. — Jetzt treten wir in die kaiserliche Hofkapelle. Sie ist im byzantinischen Style erbaut und enthält merkwürdige alte Stein- und Holzarbeiten. Auch die Zimmer der Königin sind angenehm verziert. Diese Burg allein belohnt eine Reise nach Nürnberg, welches des Merkwürdigen so Vieles, ja was Denkmähler altdeutscher Kunst anbetrifft, mehr als irgend eine andere Stadt des deutschen Vaterlandes enthält. Die Aussicht aus den Sälen und Zimmern der Burg auf die Stadt und ihre Umgebung ist entzückend und erweckt ganz eigenthümliche Gefühle, die bei uns noch dadurch erhöht waren, daß wir von dem St. Johannis-Kirchhofe und seiner Kapelle (einer Stiftung der Patricier-Familie von Holzschuher), Adam Krafft's Passions-Statuen entlang, uns zur Burg begeben hatten. Kein Reisender veräume doch, jenen Kirchhof zu sehen, wo vielleicht

v. Strombeck's italien. Reise. I.

7

mehr als tausend, zum Theil mit Wappen von Bronze geschmückt, dicht neben einander gereichte Leichensteine in die feierlichste Stimmung versetzen. Hier ruhet Albrecht Dürer und so mancher alte berühmte Nürnberger, hier schaut man viele Kunstwerke Adam Kratts und seiner kunstreichen Zeitgenossen.

Nächst der Kaiserburg muß Jedem, der seine Aufmerksamkeit gern altdeutscher Kunst widmet, die Moritz-Kapelle anziehen, aus welcher König Ludwig einen Bildersaal für die alte ober- und niederdeutsche Malerschule hat einrichten lassen. Diese Kapelle, ganz in der Nähe der Sebaldus-Kirche, war seit mehreren Jahren zu einem Holzmagazin herabgewürdigt. Jetzt ist sie edlerem Gebrauche zurückgegeben und enthält hundert und ein und vierzig unter der unmittelbaren Leitung des k. Central-Galerie-Directors von Dillis wissenschaftlich geordnete altdeutsche Gemälde; so daß das mit vieler Umsicht aufgestellte Ganze als eine große historische Darstellung der alt- ober- und niederdeutschen Schule anzusehen ist. — Monumente der alten Kunst werden sorgfältig erhalten, und wie mit dem »schönen Brunnen« auf dem Markte geschehen, hergestellt. Auch neue öffentliche Gebäude erheben sich, unter denen das Schauspielhaus vorzüglich genannt zu werden verdient.

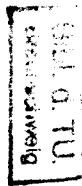
Auf diese Weise bereichert und erhebt König Ludwig eine Stadt, die in ihren Kirchen, in ihrem prachtvollen Rathhause, in andern öffentlichen und in Privat-Gebäuden schon eine Welt von Kunstschätzen in sich schließt. Gewiß würde jetzt Peter Fischers kunstreiches Gitterwerk, welches ehemals in dem großen Saale des Rathshauses aufgestellt war, nicht, wie in den letzten Zeiten der reichsstädtischen Verfassung geschehen ist, als altes Metall verkauft worden seyn. Unerklärlich auch für die damaligen Zeiten, die man nicht als der Kunst zuwider schildern darf. Die Größe des unerseßlichen Verlustes kann man erkennen, wenn man des großen Meisters Werke in der St. Sebaldus-Kirche hier zu Nürnberg und in dem Dome zu Magdeburg betrachtet, der ebenfalls jetzt wieder in neuem Glanze durch die Vorsehung eines kunstsinigen Königs prangt.

Die beiden Abende meines Aufenthaltes zu Nürnberg brachte ich in den angenehmsten und achtungswerthesten Umgebungen zu. Den ersten in dem Hause des kaiserlich-österreichischen Hofraths und Kammerherrn, Freiherrn Kress von Kressenstein, dessen Gemahlinn eine Tochter des berühmten Barons von Hormayr, jetzt k. bayerischen Gesandten zu Hannover, ist, welcher mich an sie empfohlen hatte. Den andern Abend bei dem Vater des Herrn von Kress, einem ehrwürdi-

gen, mehr als achtzigjährigen Greise, der wenige Wochen nachher auf eine äußerst rührende Art, umgeben von Kindern und Freunden, in die Gefilde des ewigen Friedens hinübergeschlummert ist. Bei diesem alten Herrn fand ich auch Hormayr's zweite Tochter Therese, die, nicht minder liebenswürdig als ihre ältere Schwester, mit gleichem Wohlwollen den Freund ihres Vaters aufnahm. Sie ist mit dem dem k. bayerischen Kessler Baron von Burette vermählt. Ich war hier in dem Cirkel altadeliger nürnbergischer Familien, muß aber, früher verbreiteten Meinungen entgegen, der Wahrheit gemäß bemerken, daß, weit entfernt aristokratische Anmaaßung wahrgenommen zu haben, ich nur wissenschaftlich gebildete wohlwollende Männer und Frauen kennen lernte, die mit einem wahrhaft vornehmen Anstand edele, ich möchte sagen alterthümliche, Einfachheit des Betragens verbanden. Ohne dem Werthe der andern schönen und geistreichen Damen der Gesellschaft im geringsten zu nahe zu treten, wird es mir jedoch wohl erlaubt seyn, dankbar zu äußern, daß die Baroninn Jann von Kress durch Geist, zuvorkommende Güte und Liebenswürdigkeit hervorleuchtete.

Friedrich Nicolai sah Nürnberg im Jahre 1781, und zwar, wie seine Reisebeschreibung deutlich ausspricht,

in übler Laune, die jedoch (unparteiisch sey es eingeräumt) durch nürnbergische Einrichtungen herbeigeführt war, welche — wenn hier keine Uebertreibungen obwalten — recht tadelnswerth erscheinen. — Nur mit unendlichen Schwierigkeiten konnte z. B. ein Fremder das nürnbergische Bürgerrecht gewinnen, wodurch veranlaßt wurde, daß die Bevölkerung gar keinen Zuwachs, der ihr so nöthig war, durch Fremde bekam; ein Handwerks-Geselle, der sich mit einem Mädchen vergangen, konnte, wenn er dieses auch heirathete, nie Meister werden; ein Mädchen, welches nur in den Verdacht gerieth, die Gesetze der Keuschheit übertreten zu haben, ohne alle Beziehung auf einen zu befürchtenden Kindermord, wurde einer Hebamme zur Untersuchung überwiesen, die von dem Ergebniß dem Senate berichten mußte u. s. w. Die Bürger und Schutzgenossen wurden von Abgaben (unter denen die sogenannte Loosung voranstand), die, wie Nicolai behauptet, bis zur Hälfte ihres Einkommens gingen, gleichsam erdrückt. Von der Verwendung dieser Abgaben legte der Magistrat aber Niemand Rechnung ab, denn diese hatte nur der Kaiser zu fordern das Recht. Unter solchen Verhältnissen sank die Nahrung der Stadt immer mehr und mehr, woran denn freilich mit Schuld war, daß Nürnbergs Kunst in einem gewissermaßen chineesischen Stillstand gerathen,



während die Engländer beständig fortschritten. — Wie hat sich dieses Alles in dem verflossenen halben Jahrhundert geändert! — Freilich ist Nürnberg keine Republik mehr; aber Mißbräuche und veraltete Geseze haben dem Lichte der Zeit weichen müssen, und Nürnberg scheint einem neuen Leben entgegen zu gehen: eine in der That merkwürdige Erscheinung; denn nur wenige Beispiele findet man in der Geschichte von gesunkenen Städten (wie auch Staaten), die wieder emporgeblühet wären. — Nicolai fand Nürnberg öde und menschenleer. Ich fand es in einigen Theilen der Stadt fast so lebhaft als in Hamburgs Straßen und allenthalben einen regen Verkehr. Was aber recht wohlthätig auf einen Fremden einwirkt: die Nürnberger erkennen dieses an, sind zufrieden und ihrem Könige mit warmer Zuneigung ergeben.

Wie hätte ich in Nürnberg seyn können, ohne Caspar Hausers zu gedenken, den die Stadt einst zu ihrem Pflegesohne angenommen hatte? — Ich habe mehrere verständige Männer und Frauen gesprochen, die ihn persönlich kannten, aber auch nicht bei Einem hatte der Gedanke Eingang gefunden, er könne ein Betrüger gewesen seyn. Um mit Erfolg die Rolle eines solchen zu spielen, hätte er ein Schauspieler seyn müssen, gegen den ein Garrick nur ein Anfänger gewesen wäre; er hätte

nicht allein sein äußeres Betragen, sondern auch diejenigen Functionen des Körpers, welche der Willkühr entzogen sind, in seiner Gewalt haben müssen; denn so hatten z. B., außer dem Brote und dem Wasser, anfangs alle Nahrungsmittel ganz eigenthümliche und stets constante Einwirkungen auf seinen körperlichen Zustand, und brachten Erscheinungen hervor, die darzustellen nicht in unserer Gewalt liegt. Seine Fußsohlen zeigten, daß er seiner Füße sich nicht zum Gehen bedient hatte; der ganz eigenthümliche Bau des Knies und der Kniekehle, daß er stets auf dem Boden mit ausgestreckten Füßen gesessen. Ganz allmählig lernte er denken und sprechen. Wie ist es möglich, den Gedanken zu fassen: Alles dieses sey eingeübte Rolle, Schein und Betrug gewesen, veranstaltet und ausgeübt von einem zum Jüngling reisenden Knaben? — Um aber die einmahl übernommene Rolle so auszuspielen, daß Niemand an der Wahrheit der Farce zweifeln möge, stieß sich der Betrüger den Dolch selbst in die Brust! — So leidet es denn für den Unbefangenen keinen Zweifel, daß ein Mord erst am Seelen-, dann am Körperleben eines unschuldigen Jünglings begangen worden, einen Zweck zu erreichen, der, wenn er wirklich erreicht ist, um so mehr mit Höllenmartern die Seele des Verbrechers quälen muß; wobei ich jedoch den Glauben hege, daß, wenn auch spät, einst des



verewigten edeln Anselm von Feuerbach Bestreben Wirkung haben und der Verbrecher entlarvt werden wird.

Am zweiten Ostertage (20. April) setzten wir früh Morgens unsere Reise fort. Obwohl bis zum 49sten Grad der Breite gelangt, fanden wir doch die Felder rings umher, so weit das Auge reichte, mit Schnee und die Chausseeegräben mit Eis bedeckt. Bei so unfreundlichem Wetter war es sehr willkommen, daß unser Reisewagen durch Glasfenster völlig verschlossen werden konnte. Ich hatte für einen höchst billigen Preis eine Lohnfuhr bis nach München bedungen, und fand immer mehr, wie vortheilhaft es sey, in Süddeutschland, statt der Extrapost, sich der Lohnfuhr zu bedienen. Zu Ellingen, einem Städtchen, welches der Hauptort der, dem Feldmarschall Fürsten Wrede, als Dotation verliehenen Herrschaft ist, speissten wir zu Mittag, und in der kleinen Stadt Mohnheim, wo uns wenig Bequemlichkeiten zu Theil wurden, brachten wir die Nacht zu. Der Weg hatte heute anfangs durch eine sandige Ebene, dann über Hügel geführt, die zum Theil so steil waren, daß der Hemmschuh angelegt werden mußte. Das Gehölz der Umgegend bestand aus Föhren und bot das Bild der Mark Brandenburg dar. — Ueber die Donau

tamen wir am andern Tage (21. April) bei Donauwerth um acht Uhr Morgens, und von nun an fanden wir keinen Schnee mehr in der fast völlig ebenen Gegend. Um Mittag wurde das Wetter selbst freundlich, und bald nachher erblickten wir am Horizont die Alpenkette, die wir mit einem frohen Zuruf begrüßten. — So schauten wir denn das merkwürdige Gebirge, welches den Deutschen von dem Welschen trennet und nördlich noch dem Vaterlande, südlich schon zu Italien gehört, das so mancher Deutscher überschritt, um hier den Tod zu finden.

Nachmittags kamen wir in Augsburg an, und stiegen in dem Gasthofs »zu den drei Mohren« ab, einem ehemahls gräflich Fuggerschen Palast, wo wir nicht nur bequem, sondern auch prächtig wohnten.

Welch eine großartige Stadt ist Augsburg! Die heitern, breiten, schöngepflasterten Straßen, öffentlichen Gebäude, palastartigen Häuser, kunstreichen Springbrunnen und Statuen von Bronze, Brunnen, wie man sie kaum zu Rom schöner findet, geben dieser edeln Stadt ein Ansehn von Größe, wie es wenige deutsche Städte darbieten, am wenigsten aber die langweilig-regelmäßigen. Die Hauptstraße (Maximiliansstraße), worauf wir wohnten, möchte ich dem Breiten Wege zu Magdeburg vergleichen; doch sind

die Häuser jener größer, und vorzüglich in weit reinerem Geschmack gebaut. — Aber das rege Leben des Breiten Weges fehlt hier, und so viel auch Bayerns Regierung thut, um auch Augsburg wieder aufzuheben, bis jetzt hat es sich zu seinem frühern Glanze nicht zu erheben vermocht. Zur Zeit ihrer Blüthe hatte die Stadt 80,000 — jetzt nicht 40,000 Einwohner.

Der Handel (außer dem Expeditions- und dem Geldhandel) ist, obwohl noch immer wichtig und in Süddeutschland ausgezeichnet zu nennen, doch noch weit von der alten Bedeutsamkeit entfernt. Die Grundstücke, vorzüglich die größern Häuser, sind so sehr im Werthe gesunken, daß, wie mich glaubhafte Personen versicherten, Paläste für funfzehn bis zwanzigtausend Gulden zu erhalten stehen und wirklich für solche unbedeutende Summen verkauft sind. — Wir benutzten den Rest des Nachmittags, das Aeußere der Stadt, und von Innen auch den Dom, der die Lorenzkirche zu Nürnberg an Größe übertrifft, und halb in byzantinischem, halb in gothischem Style erbaut ist, zu betrachten. Dann verfügten wir uns zu dem bischöflichen Palaste und sahen den Saal, wo die Augsburgerische Confession dem Kaiser überreicht wurde. Augsburg und Trident, beide auf der Straße nach Italien aus dem Herzen von Deutschland gelegen, gaben zwei Urkunden Ursprung und Namen,

die in der Christenheit eine Trennung besiegelten, welche keine Zeit ausgleichen wird. Ich habe beide ominöse Orte gesehen, wo diese Documente gleichsam ihre Besiegelung empfangen.

Außerst leid that es mir, daß ich zwei hochverdiente Männer, nämlich den Ritter von Reiser \*), Regierungs-Director, und den Professor Lebrecht, Redacteur der allgemeinen Zeitung, denen ich von Freunden Grüße zu bestellen hatte, nicht zu Haus traf; ich würde den Abend nicht nützlicher und genußreicher als in ihrer Gesellschaft haben zubringen können.

Am Morgen des folgenden Tages (22. April) ver-

---

\*) Der Regierungs-Director von Reiser, welcher in vieljähriger verdienstvoller Thätigkeit die Erforschung der römischen Ueberreste in den Umgebungen von Augsburg zum Gegenstande sehr mühevoller Untersuchungen gemacht hat, wurde durch ein Königl. bayerisches Ministerial-Rescript vom 20. Jul. 1829 aufgefordert, sämtliche römische Denkmäler des Ober-Donaufreises, mit Benützung seiner und anderweitiger Leistungen, auf eine allgemeine faßliche und übersichtliche Weise darzustellen. Dieser Veranlassung verdanken wir folgendes Werk (dem schon zwei andere Arbeiten ähnlichen Inhalts vorangegangen waren):

Der Oberdonaufreis des Königreichs Bayern unter den Römern. 1 — 3te Abtheilung. 1850 — 1852. 4.

S. Hall. Lit.-Zeitung. 1835, Nr. 148, woraus diese Notizen entnommen.

fügten wir uns zuvörderst nach der Ulrichs-Kirche, einem prächtigen Bau-Monument in gothischem Stile, welches viele herrliche alterthümliche Kunstwerke bewahrt, und dann nach der Moritz-Kirche, die ebenfalls des Merkwürdigen Vieles und von bedeutender Wichtigkeit enthält. — Doch wozu kann es nützen, so ohne weitere Bemerkungen von dem Einzelnen zu erwähnen, daß man es sah? — Nur sei es mir noch erlaubt, dankbar zu bemerken, daß der Inspector der königlichen Bildergalerie die Güte hatte, mich von dem neuen höchst zweckmäßig eingerichteten Local, einem ehemahligen Klostergebäude, wo die Galerie aufgestellt werden soll, und wo er sich befand, um Einrichtungen zu treffen, nach dem Rathhause zu begleiten, in dessen Sälen sich die Sammlung für jetzt noch befindet. In dieser Galerie trifft man Gemälde von Carracci, Tintoretto, Carlo Dolce, Dürer und andern großen Meistern der italiänischen und altdeutschen Schulen. Vervollständigt, wie es der kunstliebende König beabsichtigt, wird Augsburgs Bildersaal in Bayern gleich nach der Pinacothek zu München den Rang einnehmen.

Der große weltberühmte Saal des Rathhauses übertrifft an edeler Architectur und Pracht der Vergoldungen und Stuckarbeit Alles, was in dieser Art in Deutschland zu sehen ist, und steht ähnlichen Sälen zu Vene-

dig, Florenz, Rom und Genua nicht nach. Sein Fußboden ist kunstreich mit Marmor getäfelt, wie denn auch die wahrhaft majestätische Halle, welche sich im zweiten Stockwerk unter dem Saale befindet, von prächtigen Säulen aus rothem polirten Marmor mit Kapitälern von vergoldeter Bronze getragen wird.

Gewiß ist es Augsburg werth, den Fremden längere Zeit zu fesseln, als ich ihm widmen konnte. Die herrliche Stadt wetteifert mit Nürnberg im Reichthum an merkwürdigen Gegenständen. Dieses versetzt uns in das frühere Mittelalter, Augsburg in eine spätere Blüthenzeit, in das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert, wo die Schiffe der Fugger und Welser Augsburgs Ruhm nach beiden Indien trugen. Ist der frühere Reichthum gewichen, republicanische Biederkeit zeichnet noch jetzt die Bürger beider Städte aus. Das Schicksal möge beiden eine gleich heitere Zukunft bereiten!

Gleich nach Mittag verließen wir Augsburg, und so schlecht das Wetter war, — es schneiete und regnete wie im December — so legten wir doch die acht Meilen bis München in acht Stunden zurück und trafen in dieser Königsstadt gerade ein, als der Zapfenstreich geschlagen wurde. Von dem Wege, den wir bei verschlossenen Wagenfenstern zurücklegten, wußte ich nichts zu erzählen, als daß die Gegend, durch welche wir fuhr

ren, ganz den Character einer Hochebene hatte. Es liegt aber auch Augsburg über 1400 und München sogar mehr als 1600 pariser Fuß über der Meeresfläche, woraus es sich denn erklärt, daß das Klima dieser Gegend weit rauer ist, als das meiner Vaterstadt Braunschweig, wiewohl München vier Grad südlicher als diese liegt. Rechts schauten wir am Horizonte von Zeit zu Zeit in ihrem Schneegewande die Alpen. — Wir stiegen in dem Gasthose »zum schwarzen Adler« ab, wo wir zwar bei weitem nicht so elegant als in dem prächtigen »drei Mohren« zu Augsburg, aber doch anständig und bequem wohnten.

Zu München habe ich mich nur sechs Tage aufgehalten, eine sehr kurze Zeit für eine Stadt \*), von welcher vorzüglich die Wirksamkeit eines Königs ausgeht, der sich durch große und seltene Eigenschaften unter den Monarchen Europens auszeichnet, für eine Stadt, die unter einem solchen Fürsten eine der prächtigsten Europa's werden wird, auch schon jetzt der Kunstschätze und wissenschaftlichen Anstalten so viele und bedeutende enthält. — Man giebt Dresden den Ehrennamen des

\*) München hat jetzt mit seinen sieben Vorstädten über 90,000 Einwohner.

deutschen Florenz: München verdient diesen Namen nicht minder; zwar nicht hinsichtlich der Gegend, worin es liegt, die mit dem lachenden Thale des Arno auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit hat, wohl aber hinsichtlich seiner Paläste und der darin aufgehäuften Kunstwerke, und seines wissenschaftlichen und Kunstlebens. — Ich hatte keine Ruhe: es lag einmahl in meinem Plane, nach Italien zu eilen: dieses war Ziel und Zweck meiner Reise; und hierzu kam nun noch, daß ein im Frühling ganz unerträgliches Winterwetter mich gleichsam zur Flucht nach Italien forttrieb. Zu Braunschweig, wo ich vor zwei Wochen war, begannen Felder und Gärten Laub und Blumen zu treiben, hier fand ich einen großen Theil des Tages Dächer und Straßen mit Schnee bedeckt; dabei stürmte es wie auf meinem vaterländischen Brocken. — Kurz, es war mir nicht anders, als wäre ich, statt nach Süden, vier Grade nach Norden versetzt. Gern will ich glauben, daß ein Wetter der Art auch auf Münchens Hochebenen um diese Jahreszeit eine Ausnahme sey: doch die Ausnahme traf mich und trieb mich nach Hesperien. — Ueberdies hegte ich die Absicht, auf meiner Rückreise München wieder zu besuchen und das Versäumte nachzuholen.

Mein vorzüglicher Zweck war, hier meinen Sohn für ein halbjähriges Universitätsleben einzurichten. Um

ihm die Erlaubniß zum Aufenthalte in der Stadt und nachher die Aufnahme unter die Zahl der Studirenden zu verschaffen, waren mehrere Legitimationen erforderlich: doch erließ man ihm die bei der Immatriculation (welche erst nach der Zeit meiner Abreise stattfinden konnte) geforderte Nachweisung, daß er während der letzten Universitäts-Ferien ruhig bei seinen Aeltern, fern von allen demagogischen Umtrieben, gelebt habe, als er erklärte, daß er lieber sofort abreisen, als eine solche Legitimation von Haus nachfordern wolle. Ist es nicht zu beklagen, daß im deutschen Vaterlande Jünglinge, die eben seine Hoffnung seyn müssen, einen solchen Verdacht auf sich geladen haben, daß man Nachweisungen der Art von Söhnen als rechtlich bekannter Aeltern fordern zu müssen glaubt? — Und kann man wohl, wenn man aufrichtig seyn will, behaupten, daß der Verdacht der Regierungen ganz ungegründet sey? wenn gleich auch nicht zu läugnen steht, daß, so bestimmt ausgesprochen, mit solcher Schärfe den Individuen entgegengesetzt, er Gemüther junger Männer abwendig machen muß, die, mit mehr Zutrauen behandelt, wärmere Anhänger der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung werden würden. In dieser Beziehung scheint mir in Göttingen die rechte Mittelstraße gehalten zu werden, wo man keine Bescheinigungen fordert, die einem wohlerzogenen Jüngling beleidigend erscheinen

müssen. Auftritte, wie wir sie zu Frankfurt a. M., und selbst zu Göttingen, erlebt haben, sind zu ernstlich, als daß nicht die Regierungen die Pflicht hätten, darauf zu sinnen, wie der Wiederholung solcher Verbrechen entgegen zu treten sey. Die Mittel müssen aber dem Zwecke entsprechen: ein Mittel, welches das Uebel größer machen kann, ja seiner Natur nach machen muß, ist unbedingt zu verwerfen. Was am meisten noth thut, ist, die Gemüther zu beruhigen und der Jugend Wohlwollen gegen die vaterländischen Regierungen und Institutionen einzuflößen. Durch Mißtraun, bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt, wird dieses in Ewigkeit nicht erreicht werden. Die Erbitterung der Gemüther wird wachsen, und was das Gefährlichste ist, jene Mittel sind, wie sich jedem aufmerksamen Beobachter aufbringt, eine wahre Propaganda der Unzufriedenheit. Völlig sicher ist aber ein Staat nicht anders, als wenn die Mehrheit seiner Genossen zufrieden ist. Ein junger ehrliebender Mann wird sich nie an seinem Plaze finden, wenn er sich, gleich einem verdächtigen Vagabunden auf der Polizeistube ausweisen und legitimiren, und, wie zu München nicht selten der Fall ist, unter dem niedrigsten Pöbel stundenlang auf Abfertigung warten muß. Beschafft Jener auch Alles, der Dorn bleibt in seinem Innern zurück: es ist Haß erweckt, wo Liebe  
v. Strombeck's italien. Reise. I. 8

hätte erweckt werden sollen. Ich habe auf meiner Reise über das ewige »der Paß;« »il passaporto!« wie ich schon bemerkte, gelächelt, und den Schriftsteller getadelt, der eine solche Wichtigkeit auf diese Formen legte, daß er sich den Genuß einer schönen Reise dadurch verbitterte; aber jene Philosophie wird der junge Mann bei geforderten Nachweisungen: »keines Verbrechens« »verdächtig zu seyn,« doch nicht immer in seiner Gewalt haben.

Möchten die Regierungen so wohlwollend ausgesprochene Warnungen berücksichtigen, möchten sie einen wahren Freund in demjenigen erkennen, der auf diese Weise aufrichtig spricht; möchten sie auf wirksamere Mittel gegen Umtriebe denken, die allerdings in hohem Grade gefährlich sich darstellen. — Solche Mittel giebt es, und sie sind nicht übermenschlich schwer: Fürsten mit wahrhaft fürstlichem Gemüthe üben sie stets. Edelle, erhabene Beispiele von oben, und Vermeidung von Scenen, wie sie uns die neueste Geschichte in Masse darbietet; die vollständigste Gerechtigkeit, gepaart mit menschenfreundlicher Milde; durch Sparsamkeit zu erreichende Verminderung der Abgaben; Belebung des Handels und Verkehrs durch weise Gesetze und Verträge; vorzüglich zweckmäßige Unterrichts-Anstalten und Gewinnung der

jenigen Stände, die auf die Jugend und die Menge durch Lehre und Schrift einwirken.

Zu Betrachtungen dieser Art veranlaßte mich die Immatriculation meines Sohnes. In diesen Blättern, die mehr, bei Gelegenheit einer Reise, hingeschrieben sind, um Lebensverhältnisse der Gegenwart darzustellen und allerhand, vielleicht nützliche Gedanken mitzutheilen, als Städte und Gegenden zum tausendsten Male zu beschreiben, mögen sie nicht ganz an unrechter Stelle erscheinen. Ueberhaupt ist nichts am unrechten Plage, was nützlich werden kann; so würde ich mich nun glücklich achten, wenn ich nur eine Regierung veranlaßte, Maaßregeln abzustellen, die ganz und gar den Zweck verfehlen und wahrhaft verderben-verbreitend sind. Zutrauen erweckt Zutrauen und Liebe; Mißtrauen Widerstreben und Haß.

Die Universität zu München glänzt durch verdiente und als Schriftsteller berühmte Lehrer unter den Hochschulen Deutschlands und also Europa's. Die Namen v. Schelling, Thiersch, v. Martius, v. Ringseis, Schubert, Rößschlaub, Walther, v. Dresch, Bayer u. s. w. sind durch Deutschland, zum Theil durch Europa, rühmlich bekannt, und wür-

den jeder Universität zur hohen Zierde dienen; und wo wäre, außer Berlin, eine deutsche Hochschule, die den Jüngling so in das Heiligthum der Kunst führen könnte, als München? Die Kunst aber giebt dem Leben erst Reiz und Weihe. — Wenn dessen ungeachtet die Ludwig-Maximilians-Universität wenig von Norddeutschen, und überhaupt von Fremden, besucht wird, so rührt dieses daher, daß einige wissenschaftliche Fächer, vorzüglich das der Jurisprudenz, nicht hinlänglich mit Männern, die einen allgemeinen Ruf haben, besetzt sind, daß den Fremden die hiesigen Legitimations-Formen bei der Aufnahme u. s. w. nicht zusagen können, und daß der Ton unter den hiesigen Studirenden (im Allgemeinen) den jungen Mann aus den höhern und gebildeten Ständen wenig anziehen kann. Ich bin weit davon entfernt, die Armuth für ein Verbrechen, wie in England geschieht, zu halten, oder auch nur für verdächtig, Verbrechen begehen zu können; sie ist in meinen Augen nur ein Unglück, unter welchem oft eben der Edelste und Beste leidet; aber so viel wird jeder Unbefangene eingestehen müssen, daß der gute Ton der Gesellschaft und das, was der Römer „urbanitas“ nannte, nur selten mit dem Drucke der Dürftigkeit sich vereinet zeigt. Wohl ist dieses bisweilen der Fall, aber er kommt nicht häufig vor. Nun ist

aber die Mehrheit der Studirenden zu München so arm, daß sie nicht einmahl die Hälfte oder ein Viertel des sehr mäßigen Collegien-Honorars zu bezahlen im Stande ist, sondern die Vorlesungen ohne alle Bezahlung benutzt; daher denn auch ein hiesiger Professor durch zahlreich besuchte Collegien seine Einnahme wenig verbessert. Jene Bedürftigkeit Studirender führt, nach einer allgemeinen Erfahrung, sogar nicht selten zu einer innern Erbitterung, zu einer affectirten Verachtung urbaner Formen, und macht geneigt, in Verbindungen zu treten, die nicht eben conservativer Tendenz sind. Weit entfernt, diese Betrachtungen auf die Mehrheit anzuwenden, frage ich nur: Ob nicht Jeder, der zu beobachten im Stande ist, eingestehen müsse, daß die Erfahrung das Gesagte bestätigt. — So kommt es denn, daß sich der Abkömmling einer Familie, in welcher die feinern Formen einer gebildeten Gesellschaft vorherrschend sind, oftmahls nicht ganz an seinem Plage und völlig behaglich in Umgebungen findet, die mit ihm nicht auf gleicher Stufe, wenn auch nur äußerer Bildung, stehen. Schon aus diesem Grunde wird der wohlhabende Fremde eher Berlin oder Göttingen als München zu seiner Universitätsstadt wählen. — Nichts würde aber für Münchens studirende Jugend ersprißlicher seyn, als wenn durch das Herbeiziehen gebildeter Fremden der auf der-

selben hin und wieder herrschende Ton verfeinert würde; dann müßten aber polizeiliche Formen vermieden werden, die den Studirenden mit dem wandernden Handwerks-Burschen in gleiche Kategorie setzen.

Man spricht jetzt in Deutschland so viel von der immer mehr und mehr überhand nehmenden Ausbreitung demokratischer Grundsätze, von ihrer Gefährlichkeit, von dem Mangel an Achtung der Jugend gegen die Verhältnisse der höhern Stände: — aber verbreitet man diese Grundsätze nicht selbst, wenn man gegen den Gebildeten jede Achtung aus den Augen setzt, wenn man ihn gleich einem Handwerks-Burschen behandelt, der in jedem Städtchen sein Wanderbuch vorzeigen muß, und, wenn man Studirende, die sich doch den Wissenschaften widmen sollen, mit den niedrigsten Volksclassen in gleiche Lage bringt? —

Die theologische Facultät zu München ist bekanntlich katholisch und die Studirenden derselben werden als Seminaristen behandelt; sie stehen unter specieller Aufsicht, tragen geistliche Kleidung und werden, im feierlichen Zuge paarweise gehend, unter Aufsicht selbst spazieren geführt. Sie sind also von den übrigen Studirenden völlig getrennt und können gesellig auf diese nicht einwirken. — Uebrigens sind auch sie, wie man mir gesagt hat, in der Regel aus den niedrigen Ständen, da sich

Söhne wohlhabender Aeltern jetzt selten zum katholischen Priesterstande und dem damit verknüpften Cölibat entschließen.

Eine bedeutende Anzahl akademischer Lehrer habe ich persönlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und bin von ihnen mit wahrer Urbanität und dem größten Wohlwollen aufgenommen worden. Nie werde ich die Stunden vergessen, die ich in der Gesellschaft eines Thiersch, von Martius, Neumann, Ringseis u. s. w. verlebt habe, die mit der humansten Bereitwilligkeit meinen Wünschen entgegenkamen.

Ihre ich mich nicht, so findet sich bei weitem mehr Hinnéigung zu freundschaftlichen gelehrten Mittheilungen in gesellschaftlichen Circeln zu München, als auf den norddeutschen Universitäten der Fall ist. Stets wird mir in dieser Beziehung ein bei dem Herrn von Martius verlebter Abend in dankbarem Andenken bleiben, wo in Gegenwart seiner Gemahlinn und anderer geistreichen Damen, eine Anzahl Gelehrter versammelt war, die in ihrer Vereinigung fast von allen Ländern der Erde zu erzählen vermochten: der Eine (v. Siebold) hatte Japan, ein Anderer (Neumann \*) China, ein Dritter

\*) Ueber v. Siebold und Neumann s. das Conversations-Lexicon der neuesten Zeit.



fast ganz Europa, Herr von Martius selbst aber America durch Reisen kennen gelernt. Erfahrungen dieser Art sind gewiß das beste Mittel gegen akademischen Pedantismus, den ich aber auch in München nicht gefunden habe.

Ein König, der Gelehrter, Philosoph und Dichter, vor Allem aber humaner Selbstherrscher ist, der gerecht und beharrlich, nicht nur herrscht, sondern auch regiert, ist eine zu seltene Erscheinung, als daß solche Eigenschaften nicht den beobachtenden Reisenden auffordern sollten, zu suchen, einen Monarchen, dem sie eigen sind, steht dieses zu erreichen, persönlich kennen zu lernen \*). Ich wußte überdies, daß meine Reise nach München dem Könige von auswärts her gemeldet war; ich hatte von Ihm, bei Gelegenheit der Uebersendung meines Entwurfs eines Strafgesetzbuches, ein gütiges, in den wichtigen Gegenstand eingehendes Schreiben empfangen; ja ich hatte Seiner Majestät in ihren Jugendjahren per-

\*) König Ludwig von Bayern war der erste europäische Monarch, der es gegen die Ansicht der Cabinette wagte, sich öffentlich für Griechenlands Sache zu erklären. Ein Schritt, der den Griechen unendlichen Vortheil brachte. Schon dieses Einzige würde ihn unsterblich machen.

sönlich bekannt zu werden Gelegenheit gehabt. Ohne den Apparat von Hofkleidern und Uniformen reisend, konnte ich mich nicht am Hofe vorstellen lassen, und wandte mich daher, wie es zu München in ähnlichen Fällen üblich ist, in dem salon de service des Königs an dessen dienstthuenden General-Adjutanten, damals den Fürsten von Turn und Taxis, empfing aber zwei Tage nachher von Seiner Durchlaucht die Bescheidung, daß eine schon einige Zeit dauernde Unpäßlichkeit den König abhalte, mir in diesen Tagen eine Privat-Audienz zu gewähren. Da ich nun durch den Zweck meiner Reise gehindert wurde, mich längere Zeit in München aufzuhalten, so habe ich auf eine Begünstigung Verzicht leisten müssen, die mich allerdings beglückt haben würde.

Während meines Aufenthalts zu München habe ich zwei Beschreibungen dieser Stadt benutzt, von denen die erste den Titel führt: »Acht Tage in München« (1834), die andere, später von Adolph von Schaben verfaßt: »Neuster Wegweiser durch die Haupt- und Residenzstadt München und deren Umgebungen« (1835) betitelt ist. Beide sind zweckmäßig abgefaßt und enthalten auch Abbildungen der merkwürdigsten Gebäude und einen Plan der Stadt.

Auf diese nützlichen und wohlfeilen Bücher verweise ich den geneigten Leser, mit der Bitte, mir Mittheilungen aus solchen oder eine eigene Anzeige von Münchens vielen Sehenswürdigkeiten zu erlassen. — Doch dürfe ich wiederholend bemerken: München wird eine der schönsten Städte Europa's werden, ja ist es schon in seiner noch unvollendeten Gestalt. Kirchen, Paläste, — unter diesen vorzüglich die Glyptothek und Pinakothek — Brücken, Thore, Monumente, Casernen, überhaupt die neuen Straßen und Plätze, Gärten und Anlagen, Alles ist in großem Styl, und fordert zur Bewunderung auf. Durch die bekannten historischen Fresken in dem Hofgarten, welche sämmtlich Bezug auf die bayerische Geschichte haben, scheint König Ludwig den großen Zweck, Vaterlandsliebe zu erwecken und immer mehr und mehr zu befördern, erreichen zu wollen. In der That ist die Kenntniß bayerischer Geschichten schon jetzt nicht wenig dadurch befördert \*).

\*) Der Baron von Hormayr äußert sich in seinem Werke: »Die geschichtlichen Fresken in den Arcaden des Hofgartens zu München« (2te Aufl. München, 1831) in dieser Beziehung folgendermaßen (S. 259), welche Stelle hier, als eine gerechte Anerkennung der Bestrebungen des Königs Ludwig einen Platz finden möge:

»Noch einmal sei es gesagt, denn es scheint manchemal

sprach mich der sogenannte Königsbau in der Architectur seiner Hauptseite an. Diese erscheint, beim ersten Anblick aus der Ferne, dem, welcher den großherzoglichen Residenz-Palast zu Florenz, den Palazzo Pitti,

doch nicht genug gesagt: — jenes himmlische Kleeblatt: Religion, Geschichte und Kunst, wies Er seinem Volk als spezifisches Heilmittel wider die unheiligen Zeichen der Zeit. — Die beständige und innige Vermählung der Historie mit der Kunst bringt die erstere vom offenen Heerweg des Gedächtnisses zu farbenstrahlender Anschauung der entzückten Sinne und ins Allerheiligste des Herzens. — Die mitten unter den Plagen und Schrecken des Fremdlingsoches entworfene Walhalla, diese geschichtlichen Fresken mit den Krieger- und Friedensthaten der Wittelsbacher, der Kabinettsbefehl vom 29. Mai 1827 aus Villa Solombella wegen der Erhaltung der alterthümlichen Kunstwerke und geschichtlichen Ueberreste, (dessen reiche Ausbeute anderwärts besprochen werden soll) die Apotheose der altdeutschen Malerschule und die Entdeckung und Schaustellung der altbayerischen Schule durch die Galerien Voissiere und Wallerstei in der Pinakothek, nachdem Ebenmaß und Schönheit und ewige Jugend des klassischen Alterthums ihr Geis in der Glyptothek ausgesprochen haben, die Münchener Malerschule, wie das neue Deutschland keine noch gesehen, und an ihrer Spitze ein Meister, wie die letzten drei Jahrhunderte auch keinen mehr erblickt, die sorgsame, zarte Feier jedes vaterländischen großen Namens und jeder klassischen Stätte, die Wiederbesetzung der Akademie, die Wiedergeburt der Monumenta Boica, und hiemit die Entfaltung des lange brach gelegenen, darauf riesenstark hervorgetretenen,

kennt, nur eine treue Nachbildung dieses zu seyn, und in der That ist er dieß auch im Wesentlichen. Ein ganz eigenthümliches Bauwerk ist jenes festungsartige Schloß, dessen mittlern Haupttheil im Jahre 1440 ein florentinischer Bürger und Gonfaloniere, Lucas Pitti, durch Brunellesco Lapi in einem Style erbauen ließ, den ich einen cyclopischen nennen möchte. Ungeheure Felsenmassen sind, ohne weitere architectonische Verzierung, außer Löwenköpfen im Erdgeschoß unter den Fenstern, à la rustica zu einer Höhe von 107 Fuß — bei einer Breite von 447 F. — aufgethürmt. Ich habe an einzelnen Steinen eine Länge von zwölf Schritten gemessen; und diese Massen sind so wenig geebnet, daß einzelne Felsen oft gleichsam Zacken von mehr als einem Fuß in dem Hervortreten über die Ebene der Wand darweisen. Das Ganze erscheint aber dadurch noch bei weitem colossaler, als es wirklich ist, daß es auf einer bedeutenden Erhöhung steht, zu welcher eine ziemlich steil anstei-

---

aber allzubald wieder eingeschlummerten, historischen Charakters Bayerns, läßt uns des dritten Maximilian liebende Erinnerung: »ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe,« in ruhmwürdiger Erfüllung erblicken durch König Ludwig, von dessen medicinischem Wirken es noch in ganz anderm Maasse gilt: *Excitavit artes, manumisit ingenia.*

gende Ebene emporführt. — Diesen Bau stellt, wie gesagt, die Hauptfronte des neuen königlichen Schlosses zu München im Wesentlichen beim ersten Anblicke dar, und zwar nicht in kleinerm Maasstabe, wie es scheint, weil dieses auf keiner Anhöhe gleich jenem liegt. Doch bei näherer Betrachtung zeigen sich bedeutende — in der Ferne unbemerkbare — Abänderungen. Der Palazzo Pitti hat in der Hauptfronte keine Säulen- oder Pilaster-Verzierung, er ist ganz à la rustica aufgeführt. Bei dem Königsbau erhebt sich das Erdgeschoß auch im Rustico-Style, aber nicht in einem dermaßen rohen als beim Palazzo Pitti, gekrönt mit dorischem Hauptgebälke. Hierauf folgt das erste Stock mit einer ionischen Pilaster-Ordnung. Die zweite Etage erhebt sich nur theilweise (wie auch am Palazzo Pitti), etwa 220 Fuß lang, über die Mitte der Hauptfronte in korinthischer Ordnung, von einem reinen Consolen-Gesimse gekrönt, beide Stockwerke übrigens auch im Rustico-Style. In sofern stimmt diese Architectur mit der der Rückseite des florentinischen Palastes überein, daß auch diese mit Pilastern jener Ordnungen zwischen den Fensteröffnungen versehen ist.

Erhellet gleich aus obiger Darstellung, daß der Königsbau keinesweges, wie man sich fast allgemein vorstellt, eine getreue, gleichsam sklavische Nachbildung des

florentinischen Schlosses ist, so ist er doch, nach meinem Gefühl, noch immer zu sehr Copie, um auf das Verdienst der Originalität Anspruch machen zu können. Nun aber scheint es mir überdies, daß der Palazzo Pitti — ein höchst merkwürdiges originelles Bauwerk für die Zeit, in welcher er entstand, — gar keine Nachahmung verdiente. Ursprünglich sollte er, wie zu Florenz bei dessen innern Mischlichkeiten erforderlich war, zugleich als Festung dienen, und allenfalls, wie so viele andere Paläste in jener Stadt, eine Belagerung aushalten können. Hieraus erklärt sich sein unelegantes cyclopenartiges Ansehen. Dieses ist zwar zu einem bedeutenden Theil in München abgeändert: aber der Bau im Ganzen hat noch völlig das florentinische Ansehn von düsterm Ernst, welches für eine deutsche Königswohnung eben so wenig als zu dem heitern Innern des Gebäudes selbst passen möchte. — Mein Geschmack mag ein falscher seyn: aber ich gestehe es, mir würde eine Fagade im heitern Styl des Palladio mehr zugesagt haben, als eine solche im Styl des florentinischen Mittelalters. Einen Palazzo Pitti erhält man, wie man die Marcus-Kirche zu Venedig sorgfältig erhält; aber mich dünkt, man darf einen solchen, für eine bestimmte Zeit und zu eigenthümlichen Zwecken geschaffenen Bau eben so wenig

nachbilden, als die gedrückte Gestalt jener wunderbaren Basilica nachgebildet werden darf.

Dagegen kann ich mir nichts Schöneres, zu ihrem Zwecke denken, als das königliche Theater, die Glyptothek und Pinakothek. Möchte der Genius, welcher bei der Erfindung dieser Formen obwaltete, auch bei der Erbauung der protestantischen Kirche eingewirkt haben: denn diese bietet mit ihrem schornsteinartigen Thurme einen Anblick dar, der des deutschen Florenz keinesweges würdig ist.

»Schreitet denn Bayern wirklich zum Aberglauben und zur Bigotterie zurück?« — fragt man in Norddeutschland sofort den aus jenem Lande zurückkehrenden Reisenden, als man ihn ansichtig wird. — Ich habe Bayern von seiner Nord- bis zu seiner Süd-Grenze, und bei meinem zweiten Aufenthalte bis zur Ost-Grenze durchreiset, und von einem solchen Rückschreiten nicht das Geringste in Erfahrung gebracht. — Der Katholik hat keinen Vorzug vor dem Protestanten; von einer Propaganda weiß man nichts, und eine besondere Achtung wird den Convertiten wahrlich nicht zu Theil. — Die Verfassungs-Urkunde wird von dem Könige auf das Gewissenhafteste und Genaueste

aufrecht erhalten, und so auch in denjenigen Bestimmungen, welche die Rechte der drei in dem Königreiche bestehenden christlichen Kirchengesellschaften völlig gleichstellen. — »Über man errichtet Klöster, und den Benedictinern soll der Gymnasial-Unterricht für die Zukunft übertragen werden?« — Die Sache scheint bei weitem bedenklicher, als sie sich an Ort und Stelle darweist. — Im Artikel VII des mit dem Papste abgeschlossenen Concordats vom 5ten Junius 1817 ist von Bayern versprochen worden: »E i n i g e Klöster der geistlichen Orden • beiderlei Geschlechts, entweder zum Unterrichte der Jugend in der Religion und den Wissenschaften, oder zur • Aushilfe der Seelsorge, oder zur Krankenpflege, in • Benehmen mit dem heiligen Stuhle, mit angemessener Dotation, herstellen zu lassen.« — Dieser Artikel hat die erste Veranlassung gegeben, auf Herstellung einiger Klöster zu denken, und gewiß konnte aus einer solchen eingeschränkten Herstellung auch nicht das geringste Uebel erfolgen: denn die Zeit der Klöster ist dergestalt vorüber, daß keine menschliche Gewalt im Stande sein wird, Klöster im alten Sinne, d. h. mit der alten Wirksamkeit, herzustellen. — Jetzt werden nun freilich nicht einige Klöster, sondern eine sehr bedeutende Anzahl errichtet, und den Benedictiner-Mönchen

soll sogar der Gymnasial-Unterricht anvertraut werden. — Ist dieses zeitgemäß? — Ist es zu billigen? — Für zeitgemäß kann ich, ein Protestant, Herstellung der Mönchsklöster überhaupt nicht erkennen, und in sofern kann ich auch nicht lobpreisend einstimmen, wenn mehr geschieht, als nach dem Concordate, welches als Staatsvertrag treu zu halten ist, geschehen muß. — Aber Schaden wird die vermehrte Herstellung auch nicht stiften, weil sie in keinem irgend bedeutenden Maße, sollte man dieses beabsichtigen, zu Stande gebracht werden kann. Die Erfahrung hat dieses hinlänglich gelehrt; Niemand will Mönch werden, und nur mit Mühe sind fremde Ordensgeistliche herbeigeschafft. — Der Grund des Versuchs jener ausgedehnteren Kloster-Errichtung, mit Uebertragung des Gymnasial-Unterrichts an Benedictiner, liegt nun — außer in einer gleichsam poetisch-religiösen Stimmung einiger Zeitgenossen, die hier wohl mit einwirken mag — vorzüglich darin, daß in Bayern schwerer als in Norddeutschland classisch-gebildete Gymnasial-Lehrer zu erhalten stehen. Fände man nun solche, wie man hofft, in dem gelehrten Benedictiner-Orden, so läßt sich nicht leugnen, daß dieses nur nützlich einwirken kann: denn daran ist in jetziger Zeit gar nicht zu denken, daß die Benedictiner im Stande seyen, mönchische Grundsätze zu

verbreiten. So wie sie dieses begannen, wäre ihre Wirksamkeit zu Ende; der Erste, der soldem Unwesen entgegentreten würde, wäre König Ludwig mit seiner hohen geistigen Bildung selbst. Auch werden sie dieses nie versuchen: denn der deutsche Benedictiner ist in der jetzigen Zeit nichts mehr als ein in Zurückgezogenheit lebender Geistlicher und Gelehrter. — Ein zweiter Grund jener Maaßregel — welcher wohl bei der Erwägung und dem Entschlusse dem ersten nicht nachstand, vielleicht sogar vorging — war gewiß folgender: — Man bemerkte, daß die Jugend der jetzigen Zeit früh destructive Grundsätze sich aneignet und erkennen läßt, und fand, oder glaubte zu finden, daß es auch wohl unzufriedene Lehrer selbst seyen — denn schon sind wir dahin gelangt, daß selten Jemand mit dem ihm von der Vorsehung angewiesenen Standpuncte zufrieden ist — von denen die Verbreitung des revolutionären Giftes ausgehe. — Wie war diesem am wirksamsten zu begegnen? — Es giebt in der katholischen Welt einen geistlichen Orden deutschen Ursprungs, aus welchem der jetzige Papst selbst hervorgegangen, der sich stets durch Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und durch das treueste Arbeiten, wo ihm Jugend-Unterricht übertragen war, auszeichnete, sich aber niemahls, im Allgemeinen, wie seine Feinde, die Jesuiten im Gegentheil thaten, po-

litischen Einfluß zu verschaffen suchte. Nur Rühmliches mußte man von den Benedictinern zu melden. So lag denn der Gedanke nicht entfernt, diesen wahrhaft ehrwürdigen Vätern künftighin die Sorge für den Jugend-Unterricht in katholischen Gymnasien anzuvertrauen \*). Ist es gegründet, was mir von glaubhaften

\*) Nachdem das Obige längst niedergeschrieben, enthalten öffentliche Blätter folgende Mittheilungen, welchen ich, als das Gesagte bestätigend, hier einen Nag einräume.

„In der Rede, welche der Minister des Innern, Fürst von Dettingen-Wallerstein, bei Eröffnung des Benedictiner-Klosters in Augsburg hielt, erinnerte er daran, wie in Bayern die Errichtung einer entsprechenden Anzahl von Klöstern, und unter diesen einiger dem Unterrichte der Jugend in der Religion und den Wissenschaften ausschließlich gewidmeten, durch den Artikel VII. des zweiten Anhangs zur Verfassungsurkunde zum förmlichen Verfassungsgebote erhoben sey; wie demnach die heutige Feier (abgesehen von ihrer sonstigen Bedeutsamkeit) schon als Erfüllung einer von dem höchstseligen Könige feierlich eingegangenen Verpflichtung nur als ein weiterer Schritt zur vollständigen Durchführung des in allen seinen Theilen gleich heilig beschworenen, somit auch in allen seinen Theilen gleich loyal anzuwendenden Grundgesetzes, jeder Meinung willkommen seyn müsse. Der Minister wies sodann nach, wie der erlauchte Monarch die in der erwähnten Verfassungsstelle entwickelte wichtige Aufgabe, ungeachtet der mehrfach geäußerten dringenden Wünsche, nicht einer Corporation, die man eines reactionirenden Standpunctes mindestens fähig erachtete, sondern einen Orden deutschen Wesens und deut-

Personen erzählt worden, daß sich die Jesuiten auf das äußerste bemühet haben, den Gymnasial-Unterricht in Bayern von neuem in ihre Hände zu bekommen, sich erbietend, in diesem Fall, und wenn ihnen ihr altes herr-

scher Stiftung, einer kirchlichen Körperschaft anvertraut habe, für deren unbedingt Fernsein von allen politischen Tendenzen die Geschichte von zehn Jahrhunderten zeuge, deren tiefe wissenschaftliche Bildung, heitere Lebensansicht und echt veredelnde Erziehungsweise allen Confectionen gleiche Achtung einflöße, und deren treuem Wirken zunächst die germanischen Völker ihre Civilisation und den großartigen Charakter ihrer geistigen Entwicklung danken. Der Minister führte an, wie des Königs Majestät weder religiöse Ausbildung auf Kosten der Erudition, noch Verstandessteigerung ohne Pflege des Gemüthes wolle; wie vielmehr sein königliches Streben auf gleichmäßige Entfaltung von Kopf und Herz, auf Veredelung des ganzen Menschen zielt, wie er neben der sorgfältigsten Entwicklung, neben einer gründlichen und tüchtigen Auszubildung aller übrigen Geistesanlagen, auch die treue Bewahrung und Entfaltung jenes Uegedankens fordere, welchen die Vererbung in die Brust jedes Menschen gelegt hat, und dessen Uebertäubung alles Wissen nur zu einem Princip innerer Entzweiung und zu einem Blick in maaslose Wüsten gestaltet, und wie der Monarch in dem Heranziehen eines seiner Landesgeschichte befreundeten, seiner Aufgabe klar bewußten, durch eine alle Klassen durchdringende und veredelnde Bildung in Tagen universalhistorischen Umschwungs gegen jede Art von Irrgang gleichgerichteten Ordens, die heiligste Aufforderung des Königthums erkenne. Er erwähnte, als einer nicht zu verkennenden höheren Fügung, des Umstandes, daß von allen, zur Zeit der Sä-

liches Collegium wieder eingeräumt wurde, „Alles mit Gelde baar zu bezahlen;“ daß sie in ihren Bemühungen sogar von auswärts unterstützt seyen: so kann man doch nur der Vorsehung danken, daß diese Bemühungen nicht das vorgesezte Ziel erreichten. Was die Jesuiten für eine Wirksamkeit in Bayern früher ausübten, hat uns der Ritter von Lang in seiner

cularisation in dem weiten bayerischen Reiche wirksam gewesen. Neben nur ein einziger (der bei dem Acte anwesende, seiner tiefen Erudition und seiner hohen sittlichen Würde wegen allgemein verehrte Subelgeis Cölestin von Königsdörfer) noch am Leben sey; daß dieser dem einzig zu erneuter Wirksamkeit berufenen Orden angehöre, daß sonach der gegenwärtige Abt aus den Händen eines noch lebenden Vorgängers die Traditionen der Vergangenheit und den Segen einer tausendjährigen Keisefolge älterer Brüder empfangen.“ — Die bisherigen Lehrer der dem Benedictiner-Orden zur Leitung anvertrauten Studien-Anstalt St. Stephan zu Augsburg sind an andere Studien-Anstalten oder auch auf Pfarreien versetzt, und nicht ohne Wehmuth sollen sie sich von ihrem bisherigen Wirkungskreise getrennt haben. — Im Ganzen lehren jetzt am Lyceum sieben Professoren, am Gymnasium eben soviel, an der lateinischen Schule acht; sämmtlich Conventualen des neuen Benedictiner-Klosters. Drei sind noch für den Unterricht in neuen Sprachen bestimmt. Die bisherigen Kunstlehrer sind beibehalten. Da diese Anstalt bereits über siebenhundert Schüler zählt: so erkennt man leicht die Ausdehnung der Wirksamkeit des Ordens, welchem auch ein Priorat in Ottebeuern begründet ist.

»Geschichte der Jesuiten in Bayern« \*) dargelegt, und mit welcher Sicherheit diesen Vätern schöne Jünglinge anvertrauet werden konnten, lehren des »Reverendi in Christo fratris Jacobi Marelli S. J. amores \*\*), von welchen der Herausgeber sagt: »si quis autem atrox illud facinus, quod ex ipsis provinciae superioris Germaniae scriniis hic jam prodimus, insolens et unicum tantum existimet, ei nos centum aequae ac ducenta proferre posse testamur, ex quibus in fine libelli quaedam adhuc subjungamus.« Man möge sich also völlig beruhigen: Bayern wird in Aufklärung nicht zurückschreiten.

\*) Nürnberg, bei Riegel und Wiesner. 1819. Hier lautet es S. 217: »Alle andere Orden, besonders die Benedictiner, haben weit mehr freundschaftlichen und wissenschaftlichen Verkehr mit den Protestanten beibehalten als die Jesuiten. Diese aber, ungesellig und ungastfrei, immer fast »und argwöhnisch, nirgend auf halbem Weg entgegenkommend, jedes Ergeben auf Capitulation verwerfend, hätten selbst bei dem verdienstlichsten Lob und Dank die Meldung nicht unterdrücken können: daß es von einem Haereticus geschehen.«

\*\*) E scriniis provinciae superioris Germaniae Monachi nuper apertis brevi libello expositi per Karolum Henricum de Lang. Monachi, 1815.

Uebrigens kostet die Errichtung neuer Klöster den Staatsapparat nichts. Selbst der König giebt aus seinem Privatvermögen, wie man mich versichert, nichts Bedeutendes dazu her \*). Das neue Kloster empfängt höchstens unbenutzte Gebäude; dann mögen die Herren Geistlichen sorgen, wie sie durch Anleihen oder Beisteuern der Gläubigen sich forthelfen. Selbst protestantische Dekonomen und Gutsbesitzer in der Nachbarschaft des neuen Klosters haben Zuschüsse nicht versagt, weil sie hofften, daß durch den Besuch der Klosterkirchen aus der Nachbarschaft — sich der Absatz ihrer Brauereien heben würde. — Durch so materielle Gründe werden häufig die Handlungen der Menschen bestimmt.

Daß man im Auslande, vorzüglich in Norddeutschland, jetzt einigermaßen Bayerns wahrhaft hohen wissenschaftlichen Standpunct verkennet, daß man der Meinung zu seyn scheint, es solle dort eine Art von pfaffsitterlichem Mittelalter hergestellt werden, daß man sogar zu zweifeln beginnt, ob dort noch jetzt wahre bür-

\*) Wenn der König dem Benedictiner-Kloster zu Augsburg, bei der Uebertragung des Unterrichts an dieses, sechs und fünfzig tausend Gulden aus seinem Privatvermögen schenkte, so war hier ein höherer Zweck — Beförderung der Unterrichts-Anstalt — abgesehen von dem Kloster, als solchem, vorhanden.



gerliche Freiheit herrsche, kommt vorzüglich daher, daß die aus Bayern zurückkehrenden Reisenden, durch das für nothwendig erachtete Paßwesen, welches sie in der Ausdehnung in ihrem Vaterlande nicht kennen, und die Art polizeilicher Aufsicht, der sie gleichsam während ihres Aufenthalts im Lande unterworfen sind, in übele Laune versetzt, Alles, was ihnen in diesen Beziehungen Unangenehmes widerfuhr, übertreiben, das wahrhaft Große und Löbliche nicht mit lebendigen Farben schildern, hingegen solche Einrichtungen, die einer Erklärung bedürfen, wie z. B. die Uebertragung des Unterrichts an Mönche, ohne alle weitere Beleuchtung lassen, wodurch sie in ein milderer Licht gesetzt werden möchten. — In den kurzen Bemerkungen, die ich niederschrieb, habe ich mich beflissen, die Sachen so darzustellen, wie sie mir eine unbefangene Betrachtung gezeigt hat. Ich glaube so Bayern weit nützlicher gewesen zu seyn, als wenn ich, wie bei einem Local-Schriftsteller allenfalls entschuldigt werden mag, einzig Lob und wiederum Lob und Bewunderung gespendet hätte. Ich glaube aber auch, durch eine solche wohlwollende Aufrichtigkeit gewissermaßen berechtigt geworden zu seyn, einige Anträge zu machen, die ich weiterer Ueberlegung anheimstelle, und meine, dadurch nicht mit dem früher Gesagten in Widerspruch gekommen zu seyn. Ich halte es für Pflicht, eine vom Staate angeordnete

Maafregel, so lange sie besteht, pünctlich zu befolgen, und über solche nicht unmännlich zu klagen; womit jedoch sehr vereinbar und einem aufrichtigen Gemüthe wohl anständig ist, sich mit Freimüthigkeit, hinsichtlich ihrer Folgen, so wie sie sich diesem (sollte auch ein Irrthum obwalten) darstellen, zu äußern. — Dieß kann keinen Schaden, sondern nur Nutzen bringen. Es scheint mir durchaus erforderlich, daß in Bayern in der Strenge des Paßwesens und in der polizeilichen Aufsicht, welcher der Fremde gewissermaßen unterworfen ist, mildere Formen in Ausübung kommen. Selbst im Lande bewirkt übermäßige Strenge in ähnlichen Verhältnissen Unzufriedenheit, auf den Fremden wirkt sie aber ganz vorzüglich nachtheilig. Ich bin fest überzeugt, daß bei dem in Bayern herrschenden Patriotismus und bei der Liebe, welche der so wohlwollende, hochgebildete und populäre König genießt, ohne alle Bedenklichkeit es hinsichtlich der Reise-Pässe und der Aufsicht über die Fremden eben so gehalten werden könne, wie dieses in den preussischen und hannoverschen Staaten der Fall ist, die sich doch einer vorzüglichen innern Ruhe erfreuen. Dort führt der Reisende seinen Paß gleichsam nur zur Vorzeigung im Nothfall; er wird aber nicht in jeder Stadt des Innern gezwungen, ihn visiren zu lassen, ihn auf der Polizei niederzulegen, Sicherheitskarten zu lösen und die Aus-

laß-Erlaubniß baar zu bezahlen. — Niemand ist geneigter als ich, die Maaßregeln einer Regierung zu vertheiligen, weil ich es für Pflicht halte, daß in einer bewegten Zeit jeder Einzelne sich bestrebe, den Regierungen das so höchst nothwendige Zutrauen zu verschaffen: aber ich gestehe es frei, daß ich nicht ohne innere Aufregung blieb, als man am 27sten Juli 1835, bei meiner Rückkehr aus Italien, mir auf der Polizei die Rückgabe des Passes meines Sohnes versagte, — den ich auf wenige Tage zu meiner Gesellschaft und zu seiner Belehrung nach Salzburg mitnehmen wollte — bis er eine Bescheinigung des königlichen Universitäts-Rectorats beigebracht haben würde: »daß er während seines Aufenthalts an der hiesigen Universität einen Antheil an einer geheimen Verbindung nicht gehabt.« — Erst als er diese Bescheinigung mit der Bemerkung, »daß man hierorts gegen diese Reise nichts einzuwenden habe,« beigebracht, empfing er die Erlaubniß »auf acht Tage,« seinen Vater nach Salzburg begleiten zu dürfen. — Formen dieser Art, dünkt mich, müssen wegfallen, wenn Bayern auch im Auslande denjenigen Ruhm einrenten soll, welchen es in der That verdient, und wenn man will, daß seine erste Universität auch von gebildeten Ausländern besucht werde.

Nachdem ich mit meinem Sohne, welcher die Hoffnung hatte, am ersten Mai unter die Zahl der Studierenden aufgenommen zu werden (da ich glaubte, daß an seinen Legitimationen und den Zeugnissen, »nie Mitglied verdächtiger Gesellschaften gewesen zu seyn,« nichts fehle), noch einmahl, gleichsam abschiednehmend, die prächtig emporkwachsende Stadt durchstreift, verließ ich sie Mittags am 28sten April bei hellem, obwohl kalten Wetter, mit einer bis Innsbruck bedungenen Lohnfuhr. Im Augenblicke, als ich abreisen wollte, ersuchte mich einer der königlichen Münzgraveurs, ein junger gebildeter Mann, ihm einen Platz in meinem Wagen zu gestatten. Es ist mir keineswegs gereut gewesen, ihm die Bitte gewährt zu haben; er kannte die Gegend, da er die Reise oft gemacht, und wußte mich über die Kunstschätze und manche Verhältnisse Münchens auf eine angenehme und nützliche Weise zu unterhalten. Bei Unterfending theilt sich die Straße. Rechts, in mehr westlicher Richtung, führt sie nach Starnberg, berühmt durch den wunderschönen See, an welchem es liegt; \*) links, gerade nach Süden, nicht fern vom westlichen Ufer der Isar hinlaufend, nach Wolf-

\*) Karte des Starnberger Sees und seiner Umgebungen, mit siebenzehn Ansichten und Beschreibung des Sees. Zweite Aufl. München, bei Lindauer, 1834.

rathshausen. Dieser Weg war der unsere. Er wird dadurch anziehend, daß man, über die Isar hin, auf die mahlerische Kette der Bayerischen Voralpen schauet. Besonders da, wo man links das alte Schloß Grünwald erblickt, ist die Gegend außerordentlich schön, und selbst für den Alterthumsforscher durch die Ueberreste von einem Castelle und von Schanzen merkwürdig, welche einst die Römerstraße beschützten, die von Salzburg nach Augsburg führte, und die von unserm Wege durchschnitten wird. Dieser läuft anfangs in einer Ebene fort, dann über zum Theil steile Hügel, stets in einer Höhe von 1800 bis 2000 Fuß über dem Meere. Die Gegend bot mir viel Aehnlichkeit mit unserm Unterharze dar. Sie hebt sich immer mehr, wie schon die aus dem Gebirge lebhaft hinunterströmenden Flüsse beweisen. Bei Bayerbrunn, gleich an der Römerstraße, erblickt man noch die Ueberreste der Burg des tapfern Konrad von Bayerbrunn, welchen die Kriegsgeschichte wegen seiner, dem Kaiser Ludwig IV. in der Schlacht bei Ampfing geleisteten treuen Dienste ehrenvoll erwähnt. Dann durchläuft die Straße, bei Rothenbrunn, einen schönen Buchenwald. Bei dem Austritte aus diesem fällt der Blick zur Rechten auf das Dorf Hohenschäftlarn, woselbst ein Gesundbrunnen mit einer Badeanstalt sich befindet. In der herrlichen, ehemahligen Klo-

ster-Kirche sind sehenswerthe Gemälde von Zimmermann, Albert und Straub, bayerischen Künstlern. Die Klostergebäude sind jetzt zur Wohnung der Badegäste eingerichtet. Die Wirksamkeit des Mineralwassers, das mit dem des Schlangenbades Aehnlichkeit haben soll, wird sehr gerühmt, und selbst das hohe Alter, welches die Bewohner des Thales zu erreichen pflegen, diesem Wasser, das selbst zum Bierbrauen angewendet wird, zugeschrieben. Wem also die süße Gewohnheit des Lebens über Alles geht, der richte sich im Kloster Schäftlarn ein; oder noch besser im nahen Weiler Ebenhausen, aus dessen Gasthofe man sich der köstlichsten Aussicht über Berg und Thal und einer recht erquickenden Alpenluft erfreut.

Noch eine Stunde vor Sonnenuntergang kamen wir in dem Städtchen Wolfrathshausen (von ungefähr 1000 Einwohnern) an, um dort zu übernachten. Es liegt in einer recht mahlerischen Gegend, nicht fern vom östlichen Ufer des Starnberger Sees am Zusammenströmen der Loisach mit der Isar. Für einen Norddeutschen hat dieser Ort, wie überhaupt die kleinen Städte und Dörfer hier im Gebirge, ein ganz fremdartiges Ansehen. Die massiven, sämmtlich auf das sauberste geputzten Häuser sind an ihrer, nach der Straße gerichteten Giebelseite meist mit großen gemahlten Heiligen-Bildern verziert, und ihre fünf bis acht Fuß vorstehenden

Dächer sind so flach, daß die zu deren Sicherung für Sturm und Wetter darauf gelegten Steine nicht hinabrollen. Es scheint mir gewiß, daß unsere niedersächsischen spitzen Dächer auch hier gegen Regen und Schnee angemessener seyn würden: aber man nähert sich Italien; italienische Formen und Gebräuche beginnen vorzuherrschen. Gleich nach meiner Ankunft machte ich einen einsamen Spaziergang auf den südwestlich dicht an dem Städtchen sich erhebenden, mit Tannen bewachsenen Berg, von welchem mich eine köstliche Aussicht in das Thal und auf den mit Flößholz bedeckten Loisachfluß entzückte. Ich ließ mich hier auf einer mit Moos bekleideten Felsenbank nieder, mit den Gedanken zu Verwandten und Freunden schweifend, bis die, mir im Rücken, hinter den Bergen untergehende Sonne die vor mir emporstrebenden Berghöhen nicht mehr vergoldete. Dann begab ich mich in das Städtchen zurück, wo ich mit den vor ihren Thüren feiernden Einwohnern, gleich einem alten Bekannten, mich unterhielt. Besonders freundlich war ein altes Mütterchen, in deren Laden ich zur Reiseprovision ein halbes Pfund Zucker gekauft hatte. »Wie viel Kinder und Enkel sie habe,« mußte ich hören, wogegen sie aber auch von dem zutraulichen Reisenden wohlwollend Auskunft über seine häuslichen Verhältnisse verlangte. — Ihr vornehmen

Reisenden, die ihr, stets nur an eure eigene persönliche Wichtigkeit denkend, mürrisch und zankend mit Extrapoß die Welt durchjagt, keine Ahnung wird euch von der Gutmüthigkeit, die noch jetzt in den untern Classen der bürgerlichen Gesellschaft wohnt. Mit Recht wird euerm abstoßenden Wesen mit Kälte begegnet, und mit Recht werden euch solche Dienstleistungen versagt, die man nicht mit Trinkgeldern bezahlt.

Schon um fünf Uhr Morgens (29. April) wurde die Reise fortgesetzt, und um zehn Uhr waren wir bereits zu Benedict=Beuern, wo Mittagsrast gehalten werden sollte. Der Weg hierher ist dem gestern Nachmittags zurückgelegten ähnlich. — Schon in bedeutender Ferne gewährt Benedict=Beuern in seinen idyllischen Umgebungen einen herrlichen Anblick. Von dem vorliegenden Glanze dieser ehemahls so berühmten Abtei — welche von dem Gasthose ungefähr eine Viertelstunde entfernt liegt — sind nach der Aufhebung nur die schönen Gebäude, ihrem Aeußern nach, erhalten. In der, keinesweges in einem reinen Style erbauten Stiftskirche findet man ein sehenswerthes Fresco=Gemälde von Alfani und zum Theil werthvolle Altar=Blätter von Amigoni, Knoller u. s. w. — Die Klostergebäude selbst stehen wüst und leer, und versehen durch ihre Zimmer=Verzierungen in die vierziger Jahre des vorigen

Jahrhunderts. Eine eigene Empfindung erregt es, durch die lange Reihe der in ihrer alten Pracht versalenden Fremden-Zimmer und durch die wüsten Säle, welche mir ein hier wohnender Beamter mit vieler Freundlichkeit zeigte, gleichsam durch ein modernes Pompeji, hinzuwandeln. Die Dekonomie-Gebäude, welche einen weitläufigen Hof einschließen, sind zum Local eines Militär-Gestütes (der *Fohlenhof* genannt) eingerichtet, das unter der Direction des Kriegsministeriums steht. Eben bei diesem Institute war der mich herumführende Beamte, der „*Actuaris*“ genannt wurde, angestellt.

Das Ganze scheint nicht mit vollkommener Sorgfalt in Ordnung gehalten zu werden; wenigstens bot sich mir in den Gebäuden der Anblick eines vernachlässigten Dekonomie-Wesens dar.

Im Jahre 1805 wurde das bekannte Ufchneider-Frauenhofer'sche optische Institut hier gegründet, welches späterhin nach München verlegt ist. — — So der Lauf der Zeit! — — Ehemahls blühte zu Benedict-Beuern Gelehrsamkeit; große historische Werke erhielten ihren Ursprung in den Zellen wissenschaftlich gebildeter Mönche, unterstützt von einer auch an alten Handschriften sehr bedeutenden Bibliothek: jetzt werden hier Füllen gezogen, und es wird auch Glas geschmolzen, wo man ehemahls Bücher schrieb. — Die Gläser, welche man

zu Frank's herrlichen, für den regensburger Dom und für die Kirche in der Au bei München bestimmten Glasgemälden anwendet, werden noch jetzt hier verfertigt.

Hinter Benedict-Beuern verändert sich die Scene: man tritt nun in die Vorhallen der Alpenwelt ein. Zu beiden Seiten des Weges zum Himmel emporstrebende, mit Schnee bedeckte Felsen-Gebirge. Der Straße westlich breitet sich der ansehnliche *Kochelsee*, welcher von steilen Felsenwänden am Süd-Ufer begränzet wird, aus — Im Osten erhebt sich, doch noch in bedeutender Entfernung, die berühmte, den Pflanzenkundigen so anziehende *Benedictenwand*. Die Aussicht von dieser weithin sich erstreckenden Berghöhe (5500 Fuß über dem Meere) über Bayerns Ebenen und einen Theil von Schwaben, über die Spiegel von sieben Seen und auf das nahe Hochgebirge, soll entzückend seyn. Man versicherte mich, daß mehrere Tage dazu erforderlich wären, das Merkwürdige dieser Gegend zu betrachten, und ich bin davon überzeugt. Kaum hat man den *Kochelsee* verlassen, so geht es den steilen *Kesselberg* hinan, von dessen mittlerer Höhe der Sturz des *Jochbaches* sichtbar wird. Oben auf dem Berge ist man im Stande, nicht nur den *Kochel*-, sondern auch den *Wallersee* zu überschauen, zu dessen westlichem Ufer man hinabsteigend nun gelangt. Dieser übertrifft den ersten noch

bei weitem an mahlerischer Schönheit. Zu einer Zeit, wo ich den Garda- und den Comer-See noch nicht gesehen hatte, konnte ich mir kaum einbilden, daß es einen reizendern Anblick als den des Wallersee's (in Beziehung auf Landseen sey es gesagt) geben könne. Hohe, größtentheils mit Schnee noch bedeckte Berge senken ihre Füße in den Spiegel der kristallhellen Fluth, indem sie in ihrer wellenförmigen Linie und mit ihren düstern Buchten ein landschaftliches Bild darstellen, welches zum Entzücken hinreißt. Der Weg läuft unmittelbar an dem westlichen Ufer des Sees hin, über dessen klaren Spiegel auf dunkeltem Hintergrunde eine weiße Kirche freundlich herleuchtet, gleichsam zum Besuche einladend. — Das Posthaus von dem Orte Wallersee liegt fast dicht am Wasser; ein neues zu demselben gehörendes Gebäude aber, in welchem sich ganz vorzüglich freundliche, neu angelegte Fremden-Zimmer befinden, ist in den See hineingebaut, so daß man aus den Fenstern fast den ganzen Umfang desselben überschauen kann. Ich lade Jeden, der auf dieser Straße reiset, ein, hier eine Nacht zuzubringen, wie ich späterhin auf meiner Rückreise that. Nichts Wonnevolleres, als hier bei einer Tasse Kaffee die goldene Sonne über die Gebirge emporsteigen zu sehn! *Ille mihi praeter omnes angulus ridet.* — Die Frau Wirthinn war zwar

hochbetrübt, denn sie hatte vor wenigen Wochen ihren Gemahl durch den Tod verloren, doch hielt sie dieses nicht ab, ihre Gäste mit der größten Freundlichkeit einzuladen, bei der Rückkehr die schönen Zimmer am Wallersee wenigstens auf einen halben Tag zu bewohnen. Gegen meinen damaligen Plan habe ich ihre Wünsche erfüllt, wo ich denn fand, daß die junge Frau, dem herben Geschicke philosophisch nachgebend, sich getröstet und einen andern Lebensgefährten gewählt hatte, mit welchem sie nächstens die Vermählung zu feiern gedachte. In demselben großväterlichen Lehnstuhle, wo sie vor wenigen Monden sich über den Verlust des ersten Gatten nicht zu trösten vermochte, empfing sie nun den Trost, den ihr jedes fühlende Herz so gern gönnte. — Wer möchte auch die Reize des schönen Wallersee's so allein genießen wollen?

Am Wallersee hatten wir wunderschönes Wetter. Die Sonne schien warm wie im Sommer, und der blaue reine Himmel spiegelte sich in eben so reinen Fluthen. Aber wir waren im Monate April und zwischen Alpen. Kaum eine halbe Stunde von Wallersee entfernt, überfiel uns ein Sturm- und Regenwetter, welches, Alles durchdringend, in wenigen Minuten das Innere unsers Wagens, den wir nicht schnell genug mit seinem Leder-Verdeck verschließen konnten, unter Wasser setzte. Zu

Walchau, dem nächsten Dorfe, flüchteten wir, doch leider schon zu spät, mit Wagen und Pferden in eine zum Glück offenstehende Scheuer, die Rückkehr des Phöbus nach den Wolken erwartend. Hier ist die nachher mächtige Isar noch ein ganz jugendlicher Fluß, aber die Art von Wolkenbruch, die wir erlebten, hatte ihn zu einem laut aufbrausenden Waldstrome gemacht. Gegen sechs Uhr erreichten wir Mittenwald, wo wir übernachteten.

Dieses freundliche Städtchen (mit ungefähr 1700 Einwohnern) liegt, umschlossen von gewaltigen Bergmassen, an der Isar in einer heitern Ebene, aber schon so hoch, daß sein Klima keinesweges milde genannt werden kann. Es strich ein Wind von so schneidender Beschaffenheit durch die Straßen, wie ich ihn so oft auf unserm vaterländischen Brocken empfunden habe. Man befindet sich hier schon ganz und gar in der Alpenwelt. Der größte Theil der hiesigen männlichen Einwohner beschäftigt sich mit der Verfertigung von Geigen, Fiedelbogen und Guitarren, die, schön geformt und wohlklingend, einen bedeutenden Absatz finden sollen, während die Frauen, nicht minder kunstfertig und fleißig, von Florettseide Goldbörsen stricken. Zu Mittenwald vereinigen sich zwei Straßen, nämlich die von Augsburg über Partenkirchen führende, und die, auf welcher

wir selbst hierhergelangt waren, zu einer Hauptstraße. Diese Straße, noch jetzt die wichtigste für den Handel von allen denen, die von altersher über die Alpen führten, bahnten schon die Römer, wie man denn auch Mittenwald für das römische Funtrium hält. In geringer Entfernung von dem Städtchen läuft der österreichische Grenzzug, welcher östlich durch die gewaltige Felsenwand des hohen Karwerdel von der Natur selbst scharf bezeichnet ist. — Wir wohnten zu Mittenwald gut und wurden von unsern heitern und freundlichen Wirthsleuten auf das Beste mit Forellen und wilden Enten bewirthet.

Am andern Tage (30. April) verließen wir um sechs Uhr Morgens unser Alpenstädtchen und setzten die Reise durch das noch hoch mit Schnee bedeckte Thal zwischen Felsengebirgen fort, wie ich sie seit zwei und vierzig Jahren nicht gesehen hatte; denn der mir so lieb gewordene Harz bietet, in Vergleich mit dem, was man hier erblickt, nur Miniatur-Bilder dar.

Nicht fern von dem gewerbfleißigen Mittenwald liegt Scharnitz, ein ehemals stark besetzter österreichischer Grenzplatz, welchen der Marschall Ney nach den Tagen von Ulm vergeblich bestürmte. Doch Scharnitz

wurde umgangen, genommen, und die Eroberung Tyrols in wenigen Tagen vollendet. Jetzt war ich also in dem über die ganze Erde seit Jahrhunderten wegen seiner treuen Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich hochgerühmten Tyrol. — Bei der hier befindlichen kaiserlichen Mauth traute man meinen, der Wahrheit völlig gemäßen Versicherungen, nichts Steuerbares bei mir zu führen, und fertigte mich schnell, ohne meinen Koffer zu öffnen, ab; für welche Gefälligkeit ich denn nicht verfehlte, mich reell dankbar zu bezeigen, wie es in Süddeutschland üblich ist. — Von den kahlen Felsen der Scharnig geht es nun über Seefeld beständig bergab nach Zirl, wo man in das reizende Innthal tritt. — Hier zu Zirl erneute ich im Gasthose die Bekanntschaft eines Herrn von Münchhausen aus Cassel, welcher in seiner Jugend mit dem Regimente des Barons von Hammerstein von dem westphälischen Heere zu dem österreichischen übergegangen war, und der hier nun als Rittmeister im Quartier lag. Er hatte mich an meiner norddeutschen Sprache erkannt, dagegen er die österreichische Mundart sich völlig zu eigen gemacht hatte. — Von Zirl geht der Weg östlich, dicht an schroffen Felsen, unter denen die Martinswand, auf welcher Kaiser Maximilian I sich bekanntlich auf der Gemsen-Jagd verstieg und der Sage nach durch einen Engel gerettet

ward, die Aufmerksamkeit der Reisenden vorzüglich auf sich zieht \*). — Ich möchte den Anblick dieser Felsen:

\*) Der geschichtkundige Erklärer der »Ansichten von Tyrol durch L. Allom gezeichnet,« erzählt S. 57 dieses Abenteuer des Kaisers Maximilian I. folgendermaßen:

»Eine kurze Strecke ob Zirl, dicht an der Innsbrucker Straße, steigt die berühmte hohe Felsenklippe der Martinswand empor. Man erblickt von der Straße hinauf eine geräumige Höhle, in der Höhe von beinahe 150 Klaftern über dem Innstrom. Kaum fingerlang erscheint das in dieser Höhe errichtete, 13 Schuh hohe Crucifix. Das Vorwort vermehrte, wie der letzte Ritter, der römische König Maximilian, keines der weitläufigen Länder, deren Erwerbung er vorbereitet und vollbracht, so sehr geliebt wie Tyrol. Tyrol war die Achse aller seiner Pläne wider Venedig. Er selbst, eine tyrolische Statur, lauter Muth, lauter Freude an den schnell durchschauenden Dingen. Er war selbst der beste Bergmann, Waffenschmied, der erste Constable, Scharfschütze, Reiter und Matrose. Kaum hatte Max die Herrschaft Tyrols aus der Hand des alterthümlichen Oheims Siegmund übernommen, als er am Ockertag 1490 zur Gemsejagd nach Zirl aufbrach. Bald sah das glänzende Gefolge von Fürsten und Hofleuten Max in Verfolgung einer Gemse auf dem höchsten Punet der Felsenwand erscheinen und bloß auf seinen Schaft und auf die Fußseilen geknüpft, die schroff herabhängende Wand fest herunterklimmen, wo das Losgehen eines Felsstückes und das Brechen des Fußseils ihn auf eine hervorragende Stelle der Wand herabgleiten ließ. Von dieser konnte er weder auf- noch abwärts. Der ganze innsbrucker Hof, viele fremde Fürsten und Tausende vom Volk sahen, aus der Tiefe, voll Jam-



wand mit dem, welchen unser Eisenstein im Harze gewährt, vergleichen. Auch tragen beide Felsen ein der Rettung aus großem Unglück geweihtes Kreuz. Die Martinswand besteht jedoch aus einem Kalkfelsen, der Eisenstein aus Granit. — Nicht weit mehr, und wir überschauten die ganze Schönheit des prächtigen Thales,

mers, den entsetzlichen Unfall. Von Zirl brachte man den Priester, um den verlorenen Fürsten die Hostie zu zeigen, die er ihm nicht reichen konnte. Alle Hoffnungen des Hauses Habsburg, die ganze Geschichte der folgenden Jahrhunderte hing an diesem Augenblicke. — Maxens furchtbarster Feind, der Ungarheld König Matthias, lag in demselben Augenblicke entseelt in der Burg zu Wien.

Alle Bergknappen von Schwarz, die versuchtesten Wildschützen wurden zur Rettung aufgefodert. Der Kaiser wurde auch gerettet, nachdem er (wenige Bissen Brot und Käse in der Waidtische) volle 52 Stunden zwischen Himmel und Erde des Hungertodes geharrt, während alle Sturmglocken durchs ganze Land wehlagten und alles Volk in den Kirchen stehend um Rettung auf den Knien lag. Zwei kühne Bergmänner nahen ihm. Der Eine, selbst überrascht, dem geliebten Fürsten so nahe zu seyn, rief ihn an: »Holla! Was machst Du?« — »Ich lauere« (ich warte auf Hülfe), entgegnete der todesmatte König — und dem zweiten fragenden Reiter: »O heim, O heim!« — wonach die Beiden Geschlechtsnamen »Oheim und Hollaur« erhielten. Im Wappen der Oheime ist ein Gemensschädel, woraus sieben Blutstropfen fallen; in dem der Hollauer vom hohen Felsen ertheilten Wappenschild, eine springende Gemse mit dem Alpenblümlein.

in dem das freundliche Innsbruck liegt, und kurz darauf rollten wir über die schöne Brücke, welche hier über den Inn führt, und von der man zu beiden Seiten eine wahrhaft majestätische Aussicht auf hohe mit Schnee bedeckte Felsenberge hat. Ich nahm in dem ersten Gasthofe der Stadt »zur goldnen Sonne,« der auf der Hauptstraße gelegen ist, mein Quartier.

IV.

Reise durch Tyrol.

---

Von Innsbruck über den Brenner und Gardasee nach  
Verona.

---

**I**nnsbruck, die Hauptstadt der gefürsteten Grafschaft Tyrol, dieser Heimath eines durch Treue gegen seine Fürsten und festes Anschließen an die uralte, aus Vortlichkeit und Geschichte hervorgegangene Verfassung über die ganze Erde hochberühmten Volkes, liegt in dem Thale des Innstromes, der sie in zwei ungleiche Hälften theilt, in einer nicht weiten, aber wunderschönen Ebene, welcher von der Natur eine Umkränzung von Felsengebirgen zu Theil ward, die an Pracht und Majestät nicht wohl übertroffen werden kann. Es wetteifert in dieser Beziehung Innsbruck mit Salzburg: aber zweifelhaft bleibt es, welche beider Städte, hinsichtlich des Großartigen ihrer Alpen-Umgebung, den Sieg davontrage. Die Gebirge, welche die erste umschließen (die selbst 1754 Fuß über d. M. liegt), erheben sich bis zu sieben- und achttausend Fuß und bewahren den Schnee gewöhnlich das ganze Jahr hindurch. Von der Sonne beschienen, bieten sie einen Farbenwechsel und Schimmer dar, den kein Mahlerpinsel, dem doch nur irdische Stoffe zu Gebote stehn, nachzuahmen vermag. Der Reiz des untern Fern-

thals, in welchem hinunter man aus dem Hintergebäude des Gasthofes »zur Sonne« schaut, ist ganz unaussprechlich; die zum Himmel strebenden Alpen erblickt man aber aus allen Straßen der Stadt, die dadurch eigenthümliche Pracht empfangen.

In dieser edeln und schönen Stadt, dem Geburtsorte eines Mannes, den ich »Freund« zu nennen mich rühme, des Freiherrn von Hormayr-Hortenburg, und wohlempfohlen von ihm an hiesige Verwandte und Freunde, befand ich mich jetzt, nicht ohne das Andenken an all das Große und Bewundernswürthe, was er im Jahre 1809, mit dem rechtschaffenen Andreas Hofer, der durch ihn vorzüglich leistete, was er geleistet hat, in diesem Lande der Felsen, aber auch felsenfester Treue, zu Stande brachte, in einer Zeit, wo er gleichsam Commandant der großen von den Heeren aufgegebenen Hauptfeste der österreichischen Monarchie war. Und als ich nun aus dem Munde eines Jeden, der erfuhr, daß ich ein Bekannter Hormayr's sey, das Lob dieses Mannes vernahm, und zugleich das Bedauern, daß er nicht mehr einem Staate angehöre, für den er oft das Leben eingesetzt, stets die Ruhe aufgeopfert: da, ich gestehe es, war ich hocherfreut, mich der Freundschaft eines solchen Mannes rühmen zu können, und ich eilte, seine hier an einen der gelehrtesten

und berühmtesten Aerzte Süddeutschlands, den Protomedicus von Tyrol und Gubernialrath Ehrhart Edeln von Ehrhartstein vermählte Schwester kennen zu lernen \*).

Frau von Ehrhart (eine Dame in den mittlern Jahren, welcher Wohlwollen und Herzensgüte so recht aus den Augen leuchten) empfing mich, den Freund ihres geliebten Bruders, gleich einem alten Bekannten, und ihr Gemahl, der Protomedicus, auf eine nicht minder gütige und freundschaftliche Weise. Ich habe in ih-

\*) Joseph Freiherr von Hormayr-Hortenburg, jetzt k. bayerischer wirklicher Geheimer Rath, Kämmerer und Gesandter am hannoverschen Hofe, wurde zu Innsbruck am 20ten Januar 1781 geboren. Von zehn Söhnen blieb der berühmte Verfasser des österreichischen Mutarch's allein übrig, und es hat allen Anschein, daß er der Letzte seines edeln Stammes seyn werde. Sein Vater war erster Landrath, seine Mutter stammte aus dem alten, dem ersten Adel Tyrols verwandten Hause der Maierhofer zu Koburg und Angar. Sein Großvater, auch Joseph genannt, war tyrolischer Kanzler und Geheimer Rath. — Hormayr's Leben findet sich in dem Werke: »Biographische Züge aus dem Leben deutscher Männer« (Leipzig, 1815. 6. Gleditsch) von L. C. H. Merian im ersten Hefte beschrieben. Was er im tyroler Kriege 1809 leistete, erzählt die »Geschichte Andreas Hofers, Landwirths aus Passenr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809.« Leipzig, 1817. bei Brockhaus.

rem gastfreundlichen Hause, welches durch eine Reihe schöner Töchter und hoffnungsvoller Söhne erheitert wird, sowohl bei meinem ersten als zweiten Aufenthalte zu Innsbruck (denn ich bemerke zum Voraus, daß ich über diese Stadt aus Italien auch zurückkehrte) die angenehmsten Stunden in den anziehendsten Gesellschaften verlebte. Bei meiner jetzigen Anwesenheit waren zu Innsbruck die Stände von Tyrol versammelt. Dieser Umstand hatte mehrere Verwandte der Familie, unter andern den Herrn von Uthhammer, Gutsbesitzer und Arzt aus Riva am Gardasee hierher geführt, und eben dieser, durch Gelehrsamkeit und Bescheidenheit gleich anziehende Mann war es, der mir durch seine Empfehlungen an Verwandte und Freunde im italiänischen Tyrol und Italien selbst so manchen edeln Genuß verschafft hat. So gelangte ich auf meiner Reise gleichsam von einer Freundes Hand in die andere, und hatte den unschätzbaren Vortheil, nicht, wie so mancher Reisende, der mit Extrapost die Welt durchjagt, nur einzig Postillone, Kellner und Lohnbedienten, und von den Naturerscheinungen »Fische und Wanzen«, sondern edele und hochgebildete Menschen, und durch sie das Schönste und Herrlichste aus der Natur der merkwürdigen Länder, durch welche ich reisste, kennen zu lernen. — Schon in Tyrol beginnen italiänische Gewohnheiten.

In den freundschaftlichen Abendversammlungen wird nicht mehr der, von mir von Jugend her verabscheute Thee gereicht — in Italien ist dieses chinesische Kraut nur in den Apotheken (und zwar von recht pharmaceutischem Geruche) zu haben, und den, der es fordert hält man für krank —, sondern ein kräftig entgegenduftender orientalischer Kaffee, dann Eis und Zuckerwerk. So glaubt der Südländer die Unterhaltung mehr zu würzen, als durch substantiöse Kost, welche man jetzt in unsern Abendcirkeln herumreicht. Es wird die edele Zeit auch nicht durch unedeles Kartenspiel vergeudet, jenes Ausfüllungsmittel der Gesellschaften, die sich nichts Geistiges mitzutheilen haben: aber Gespräche, mit südlicher Lebhaftigkeit geführt, machen, daß die flüchtige Zeit, die Stunden-Berechnung täuschend, dahineilt. — Ich zweifle nicht, ja es ist mir bekannt, daß auch in diesen Gegenden und in Italien durch Kartenspiel, in solchen Gesellschaften, wo freie, ungezwungene Mittheilung bedenklich werden könnte, die Zeit getödtet wird: doch mein guter Genius hat mich, der niemahls ein Kartenspiel erlernt hat, vor Gesellschaften der Art bewahrt, und gewiß sind sie unendlich seltener als im Norden von Europa. — Besonders anziehend waren mir die Unterhaltungen mit dem Herrn von Ehrhart selbst: denn Alles, was auf Arzneiwissenschaft Bezug hat, zieht meine Aufmerksam-

keit auf das äußerste an; so daß ich auch die feste Ueberzeugung hege, die Natur habe mich zu einem Arzte bestimmt und meine Bestimmung sey verfehlt. — Hier erfuhr ich, die Ausübung der homöopathischen Heilart sey in den kaiserlich östreichischen Staaten verboten. Scheint ein solches Verbot nun gleich der wissenschaftlichen und, in gewisser Hinsicht, selbst der bürgerlichen Freiheit entgegenzutreten: so läßt sich doch auf der andern Seite nicht leugnen, daß es Pflicht der Staatsregierung sey, Hindernisse zu beseitigen, welche die wohlthätigsten Institute in ihren Wirkungen hemmen. Eine solche Hemmung bewirkt nun ganz offenbar der medicinische Aberglaube, welcher, unter den ganz uneigentlichen Namen der homöopathischen Heilart \*), sich einen so großen Anhang, vorzüglich unter dem schönen Geschlechte, verschafft hat. Können die Atome, denen durch Schütteln und Rütteln hoch potenzierte Arzneikräfte gegeben seyn sollen, auch unter keinen

---

\*) Das *similia similibus*, unter Umständen, geheilt werden können. Davan hat seit zweitausend Jahren kein Arzt gezweifelt. — Das Absurde der Homöopathie liegt in der verblödnissen-fachen Verdünnung der Heilmittel. Von diesem ihren Wesen sollte die Lehre folgerechter Weise den Namen annehmen.

Umständen den geringsten positiven Schaden bewirken, und ist dieses gleich ein unermesslicher Vorzug, der einem homöopathischen Arzte vor einem unwissenden oder unvorsichtigen Ausübler der rationellen Heilmethoden unbedingt eingeräumt werden muß: so giebt es doch eine große Menge lebensgefährlicher Krankheiten, die schnelle, sofort wirksame Hilfe nöthig machen, wenn das von ihnen ergriffene Individuum nicht unausbleiblich eine Beute des Todes werden soll; nicht zu gedenken, daß eine beginnende Seuche schnell zu unterdrücken, eine für das Leben von Tausenden unabweisliche Pflicht werden muß, und wie es denkbar, daß dieses durch jene Austertheilart erreicht werden kann? — Soll nun der Staat ruhig zusehen, wenn sich eine Heilmethode ausbreitet, welche, indem sie ein Nichts an die Stelle von Mitteln setzt, deren Wirksamkeit zum Theil eine Erfahrung von Jahrtausenden erprobte? — Daß Vergrößerung der Masse die Wirkung erhöhe, ihre Verkleinerung sie vermindere, ist ein unbestrittener, aus der Natur selbst folgender Satz der Physik, die schon der gemeine Menschenverstand täglich anwendet. Wird nun diese Verminderung so weit getrieben, daß kein menschlicher Gedanke sie mehr in deutlichen Vorstellungen fassen kann — ein Tropfen zu einer Flüssigkeit, welche eine hohle Kugel von dem Durchmesser des Sonnensystems füllen

würde! — \*): dann lehrt uns, dünkt mich, schon die Vernunft, daß ein so zerkleinertes Mittel, wäre es auch noch so viel gerieben und geschüttelt, keine Wirkung, weder gute noch schlimme, ferner zu haben vermag. — Sind der Kaffee, der Wein, oder gar der Alkohol, keine Arzneikörper? — Wer mag zweifeln? — Aber was würde der Homöopath sagen, den man zu Ermunterung oder Stärkung einen Tropfen dieser Substanzen, recht tüchtig gerüttelt, aber nur tausendmal verdünnt, reichen würde? — Wäre seine Disposition zur Empfänglichkeit für diese Mittel noch so groß, jede Wirkung würde dennoch ihrem Genuße fehlen. Warum soll nun Rhabarber, ein decillionmal verdünnt, noch Wirkung haben, wenn sie dem Kaffee oder dem Weine unter ähnlichen Umständen fehlt, wären gleich beide Substanzen nur funfzigmal verdünnt, und dagegen auch funfzigmal geschüttelt? — So möchte ich denn glauben, daß die österreichische Regierung wohl gethan habe, eine Heilmethode zu untersagen, von der schon die ersten Grundsätze der Naturwissenschaften lehren, daß sie Über-

\*) Es ist berechnet, daß eine decillionmahlige Verdünnung dann noch nicht entstände, wenn ein Tropfen in die obengenannte Masse gemischt würde: durch die homöopathische Methode wird jene dadurch, daß dreißigmal eine hundertfache Verdünnung derselben Substanz Statt hat, in der That erreicht.

glaube oder Täuschung sey. — Mit diesen Gründen setzte ich dem Herrn von Ehrhart meine Meinung über die Homöopathie auseinander, und, irre ich nicht, so war es ihm angenehm, eine Ansicht, die auch die feinige ist, von einem Laien in der Arzneiwissenschaft so deutlich dargelegt zu sehen.

Von Politik war in unsern freundschaftlichen Vereinen wenig die Rede. Der Oestreicher liebt keine politische Gespräche, und, ich gestehe es gern, daß ich hierin mit ihm, so wie mit meinem *Horaz*, im Einklang bin. — *Quid bellicosus Caniaber et Scythes cogitet remitte quaerere!* — Unter Landständen war wohl von Landes-Angelegenheiten die Rede, und da vernahm ich denn, daß, obgleich die Rechte und Privilegien der alten Tyroler Landschaft nicht sämmtlich hergestellt seyen, doch eine fast allgemeine Zufriedenheit herrsche. Möchten auch Einige verlieren, die Mehrheit gewönne, hörte ich in Tyrol wie in den Städten, so auch auf dem Lande. In der That wird aber auch Tyrol, wie seine treue Anhänglichkeit an das Erzhaus Oestreich so sehr verdient, mit ganz ausgezeichnetem Wohlwollen behandelt. So versicherte mich ein Geschäftsmann, dem An-gelegenheiten dieser Art nicht unbekannt sein konnten, daß, weit entfernt, daß Tyrol einen Ueberschuß, nach

Abzug der Verwaltungskosten, der übrigen Monarchie darbierte, jährlich noch ein bedeutender Zuschuß dieser Provinz aus fremden Cassen erfolgen müsse. Freilich behaupten Manche, die Verwaltung, besonders der Zufuß, könne einfacher seyn, und so können große Kosten erspart werden: doch darin waren Alle einig, daß Tyrol recht väterlich regiert werde. Der Landmann möchte gern die Salzsteuer, noch mehr als schon geschehen, herunter gesetzt wissen, da sie ihn, seines Viehes wegen, vorzüglich trifft. Doch sagten mir Sachkundige, dieses sey deßhalb nicht thunlich, weil dann eine Salz-Schmuggelei in die benachbarten Provinzen der Monarchie eintreten würde, in denen diese Steuer, der Staatsbedürfnisse wegen, nicht entbehrt werden könne. — Ich war viel zu kurze Zeit in Tyrol, und kenne die Verhältnisse des Landes viel zu wenig, als daß es mir erlaubt seyn möchte, hier eine Meinung zu äußern. — Davon aber bleibe ich überzeugt, daß durch ein recht ernstliches Zusammenwirken von Rußland, Preußen und Oestreich die Militär-Stats in diesen Reichen (und sonach auch in ganz Deutschland, Dänemark und Schweden, nicht weniger in Italien) eingeschränkt und dadurch den Völkern manche Last abgenommen werden könnte. Mögen die stehenden Heere, nach den jetzigen Verhältnissen in Europa, nicht entbehrt werden können, muß man ge-

stehen, daß sie sehr viel zu dem jetzigen Culturzustand beitrugen und zu dessen Erhaltung noch jetzt wirksam beitragen; so ist doch eben so gewiß, daß Zufriedenheit der Völker und ihre treue Anhänglichkeit an die sie beherrschende Dynastie, die stehenden Heere — freilich keinesweges ganz, aber doch zu einem Theil — überflüssig mache. — Vor allen Ländern, glaube ich, könne dieses auf Tyrol angewendet werden. — Es giebt kein Volk auf Erden, dem sein Fürstenhaus theurer sey, als dem Tyroler, und keines, welches sich so sehr dazu eigne, seine große Bergfestung selbst zu vertheidigen, als dieser unermüdliche, sicher treffende patriotische Genssen-Schütze.

Die Universität zu Innsbruck, wovon man kaum in Norddeutschland das Daseyn kennt, von deren innern Verhältnissen hier aber nur wenigen Gelehrten etwas Näheres bekannt seyn wird, hat eine von den protestantischen deutschen Universitäten gänzlich abweichende Verfassung und Einrichtung. — Eine theologische Facultät fehlt ihr; diese befindet sich zu Brixen, wo in einem Seminar die jungen Geistlichen gebildet werden. — Die Universität zu Innsbruck hat demnach nur drei Facultäten: nämlich die juridisch-politische, die medicinisch-chirurgische, und die philosophische.



sche. Jede derselben ist mit tüchtigen, wenn auch im Auslande als Schriftsteller eben nicht bekannten Gelehrten besetzt.

Die Vorlesungen in den einzelnen Facultäten sind in Jahrgänge (Curse) getheilt, nämlich die juristisch-politischen in vier, die medicinisch-chirurgischen in drei, und die philosophischen in zwei. Diese Curse müssen genau von den Studirenden verfolgt werden, und fällt also in dieser Beziehung die bei uns herrschende Freiheit gänzlich weg, nach welcher es den Studirenden überlassen ist, die Vorlesungen selbst zu wählen und ihre Folge sich ebenfalls selbst zu bestimmen \*). Wollen unsere jungen Männer nach vollendeten akademischen Studien die Laufbahn des Staatsdienstes betreten, so verlangt man höchstens von ihnen, daß sie nachweisen, gewisse Vorlesungen gehört zu haben; die Hauptsache selbst ist stets das Resultat der Staatsprüfungen. — Fällt dieses zum Vortheil des Candidaten aus, so fragt

\*) Wenn ich in Lyrol, noch mehr aber in Italien, von dieser Einrichtung der protestantischen Universitäten erzählte — welche man gar nicht kannte, — so schien man überall der Meinung zu seyn, daß unmöglich etwas Gutes daraus erfolgen könne. Von dem oft übermäßigen Eifer unserer studirenden Jugend, sich durch Wissenschaft auszuzeichnen, und ihrem Tact in Auswahl der Lehrer und Vorlesungen, hatte man keine Ahnung.

man wenig, »wo, von wem und in welcher Reihenfolge er seine Kenntnisse erworben habe.« — Im Oestreichischen ist dem nicht so. Nachdem der Student die »obligaten philosophischen Vorlesungen« zwei Jahre lang gehört, muß er, in der vorgeschriebenen Reihenfolge, die juristischen oder medicinischen Vorlesungen ebenfalls besuchen, und wird zu einem neuen Curse nur zugelassen, wenn die vorgenommene Prüfung zeigt, daß er dazu reif ist.

In der Anlage (1) lasse ich, mit einigen Abkürzungen, die letzte Bekanntmachung des Personen-Verstandes und der Ordnung der Vorlesungen auf der Universität zu Innsbruck abdrucken. Durch diese Mittheilung wird der Leser eine vollkommen deutliche Vorstellung von der Studien-Einrichtung auf dieser Universität — mit welchem im Wesentlichen die der übrigen Hochschulen der Monarchie übereinstimmt — erhalten, ohne daß es erforderlich seyn kann, darauf aufmerksam zu machen, welcher ein Unterschied, z. B. hinsichtlich des Studiums der Jurisprudenz, zwischen den deutschen protestantischen Universitäten und der zu Innsbruck Statt findet. Dem römischen Rechte, welches bei uns gleichsam die Basis der ganzen Jurisprudenz ausmacht, ist hier (wie der Leser vielleicht nicht ohne Ver fremden bemerken wird) nur eine einzige Seme-

stral-Vorlesung gewidmet. — Daß tüchtige Geschäftsmänner auf so organisirten Hochschulen gebildet werden können, leidet keinen Zweifel und die tägliche Erfahrung lehret es: daß aber die Wissenschaften im protestantischen Deutschland ungleich mehr blühen, als in dem katholischen, daß die protestantischen Länder, in Beziehung auf Gelehrsamkeit, in Deutschland ein so großes Uebergewicht über die katholischen haben, daran ist doch wohl vorzüglich die Einrichtung unserer Universitäten und unseres freieren Studienwesens die Ursache. Bayern, welches auf seinen Universitäten München und Würzburg\*), wenigstens großen Theils, die Einrichtung der protestantischen Universitäten anwendet, erntet hiervon schon die Früchte. Ja, daß Preußen mit seinen zwölf Millionen Einwohnern eine Macht des ersten Ranges ist, verdankt es doch wohl nur der mehr entwickelten Intelligenz seiner Staatsbürger. — Wenn man aber glauben könnte, eine solche mehr entwickelte Intelligenz könne der Ruhe schaden; so frage ich, wo mehr politische Ruhe herrsche, als eben in den Ländern des Protestantismus? —

\*) Würzburg hat auch eine protestantisch-theologische Facultät. — Der Artikel Würzburg (Universität) in der sieben-ten Ausgabe des Conversations-Lexicons ist mit großer Sachkunde abgefaßt. Er unterstützt das hier Gesagte.

Bei der Besichtigung der Merkwürdigkeiten des schönen Innsbruck (am 1. May) hatte ich zu meinem Führer einen der wohlwollendsten und gefälligsten Männer, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, den Herrn Anton von Franzin, Director der Kanzlei des hiesigen k. k. Appellations-Gerichtes, einen nahen Verwandten des Freiherren von Hormayr. Dieser vortreffliche, wohlunterrichtete Mann, Kunstkenner und Sammler von Kunstsachen, führte mich zuvörderst in die Franziscaner- oder Hofkirche zum heil. Kreuze, die kein Fremder, der Innsbruck betritt, unbesucht läßt; denn hier findet sich das weltberühmte herrliche Mausoleum Maximilians I., dessen Basreliefs, Staats- und Kriegshandlungen des Kaisers darstellend, von Alexander Colin, einem Bildhauer aus Mecheln, größtentheils\*) verfertigt sind. Die vier Seiten des Grabmahls enthalten in doppelter Reihe vier und zwanzig Tafeln von carrarischen Marmor, Meisterstücke, die selbst die Bewunderung eines Thorwaldsen erregten. Sie werden jetzt in Kupfer gestochen, und sind einige Blätter davon auch schon erschienen. Nicht minder denkwürdig, als dieses Grabmahl, welches den Körper Maximilians

\*) Nur vier derselben sind von den Brüdern Arnold und Bernhard Nökel von Köln verfertigt.

jedoch nicht enthält, denn dieser ist zu Wien beigelegt, sind die acht und zwanzig colossalen Statuen von Bronze, welche zu beiden Seiten des Monuments in zwei Reihen aufgestellt sind. Sie wurden um das Jahr 1550 von dem Kunstgießer Gregorius Löffler verfertigt, und stellen größten Theils Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Oestreich dar. Die alten Meister waren in der Kunst zu gießen so geübt, daß es ihnen nicht erforderlich schien, ihren Güssen durch Eiselirung nachzuhelfen. So erscheinen denn auch an diesen Standbildern selbst die feinsten Hierathen an Stickerei und Spitzen ohne alle Nachhülfe des Meißels in einer bewundernswürdigen Feinheit. — Ein kunstliebender Sacristan, welcher die Fremden durch die Kirche zu begleiten pflegt, macht auf alles dieses mit wahrer Begeisterung aufmerksam. — Rechts vom Eingange der Kirche führt eine Treppe zu der sogenannten silbernen Kapelle, die ihren Namen von dem vielen und kostbaren Silbergeräthe empfing, welches hier ehemals verwahrt wurde. Hier sind zwei Grabmahle, welche in gleichem Maaße als das des ritterlichen Maximilian anziehen. In einer weiten Nische liegt der freundliche Fürst der Tyroler \*), der kennt-

\*) Nachfolgend sind die schon angeführten Nachrichten von Tyrol von Adam benutzt. S. S. 71.

niß- und geschmackreiche Gründer von Umbras (seinem Schlosse in der Nähe von Innsbruck) Erzherzog Ferdinand, in erzherzoglichem Prachtgewande auf einem niedrigen Trauergerüste. In der Mitte der Wand prangt sein Wappen, musivisch aus natürlichen Steinen zusammengesetzt, und auf der Seitenfläche des Gerüstes erblickt man die sämtlichen Schilder der spanischen und österreichischen Erblande. Auf vier großen Basreliefs von weißem Marmor sind, ebenfalls von Alexander Colín, Ferdinands vornehmste Thaten in türkischen und schmallaldischen Feldzügen dargestellt. Seine Gemahlinn, die ausburgsche Patricier-Tochter Philippine Welser, von so zarter Schönheit, daß — wie der tyroler Landmann noch heute erzählt — daß man den rothen Tyroler-Wein durch Hals und Brust rinnen sehen konnte, wenn sie jungfräulich daran nippte, diese Friedestifterinn, Mutter der Armen und aller Betrübten, ruhet hier, in Marmor dargestellt, in einem Sterbekleide, auf der Fläche eines mit Kissen bedeckten Lagers. Die Vorderseite des Denkmahls theilen Säulen in drei Felder, deren mittleres die Inschrift und die an den Seiten in halberhabener Arbeit Darstellungen ihrer Werke der Barmherzigkeit gegen Lebende und Todte enthalten. — Wie mancher Tyroler, ja wie mancher Fremder hat an diesem Grabmahle geweint! — Möchten doch Fürsten und Für-

stinnen solche Muster herrlicher Tugenden zu ihrem Muster nehmen; nicht nur die Verehrung der Mitwelt, auch das Andenken in spätem Jahrhunderten würde ihnen zu Theil werden. Aber Kälte läßt kalt: und ein Fürst, der nur herrscht, nicht liebt, kann auch auf Liebe keinen Anspruch machen. — Die edle Philippine, eines Privatmannes Tochter, war wahrhaft fürstlich erzogen und von der Tugend und Schönheit eines Engels. Ferdinand erkannte — da er sie einmal gesehen — daß er ohne sie zu leben nicht im Stande sey. Gerechten Stolzes wollte sie aber sich selbst, keinem Andern, als einem rechtmäßigen Gemahl, an die rechte Hand getraut, hingeben. Gefinnungen dieser Art führen noch jetzt so viele fühlende Menschen zu ihrem Grabe; dem Tyroler aber ist sie gleichsam eine Heilige.

Auch des heldenmüthigen Sandwirths Andreas Hofer colossales Standbild von carrarischem Marmor findet sich über seinen irdischen Resten in dieser Kirche, und zwar an der Mauer der linken Seite, nicht gar fern von dem Grabe Maximilians. Kaiser Franz hat es ihm errichten lassen. Es stellt den frommen und treuen Führer der Tyroler in seiner Nationaltracht dar, wie er, Oestreichs Fahne in der Hand, den Blick zum Himmel richtet. — Aus der Kirche führte mich mein gütiger Begleiter zum Museum, einer Stiftung der

hiesigen vaterländischen Gesellschaft, in dem ehemaligen Jesuiten-Collegium, wo sich auch die Universität befindet. Es enthält dieses Museum eine ansehnliche Sammlung von Gemälden, Kunstgegenständen, Naturalien, Münzen und Büchern, welche fast sämmtlich mehr oder weniger Bezug auf Tyrol haben. Hier sah ich Andreas Hofers Bildniß, seinen Degen, seinen Hosenträger und die Blumen, die er, nach dem Gebrauche der Tyroler Landleute, auf dem Hüte trug. Er wird aber noch in seinem Vaterlande fast gleich einem Heiligen verehrt, und wo man hinkommen mag, sein Bildniß ziert die Wand, wie es denn auch dem Zimmer, wo ich wohnte, nicht fehlte. — Herr von Franzin schenkte mir zum Andenken ein Zwanzig-Kreuzer-Stück, welches Andreas Hofer hatte prägen lassen. Alles, was nur irgend Bezug auf diesen Nationalhelden hat, der gewiß in der Folge der Jahrhunderte zu einer mythischen Person werden und Stoff zu einem Heldengedichte geben wird, erregt das Interesse der Tyroler. Mögen seine Talente beschränkt, mag er immerhin nur Figurant in dem großen Helden-Drama gewesen seyn, in welchem er vorglänzte: er war ein christlicher Held, und als solcher ist er gestorben. Dieser sein edeler Tod rührt jedes fühlende Herz zu Thränen: für seinen Nachruhm aber durfte er nicht fehlen. Gewiß würde dem Andreas Hofer, der

als Roßhändler und Gastwirth zu Passaier ruhig gestorben wäre, wenn er auch noch größere Thaten gethan hätte, als er wirklich vollbracht hat, kein Marmerdenkmal, nicht fern von dem Grabmale Maximilians I., von seinem Kaiser, gesetzt worden seyn.

Meinen Kaffee nach dem Mittagsmahl trank ich in einem nahe vor der Stadt gelegenen großen und viel, auch von den anwesenden Landständen, besuchten Kaffeehause, wo ich zum ersten Mahle von der (mir wenigstens) widerlichen Gewohnheit, den Kaffee in einem Glase (von der Größe unserer Bier- und Wassergläser) dargeboten zu sehen, überrascht wurde. Diese Gewohnheit, die man, als ich vor zwei und vierzig Jahren in diesen Gegenden war, noch nicht kannte, findet man jetzt durch ganz Italien.

Meinen Gasthof »Zur goldenen Sonne« kann ich nicht genug empfehlen. Ich wurde — vielleicht weil man wußte, ich sey ein Freund Hormayrs, des Tyrolers — mit einer Aufmerksamkeit und Freundlichkeit behandelt, die mich ganz vergessen ließ, daß ich mich in einem Gasthose befände. Einer kleinen schönen Nichte der Madame Mahl, unserer Wirthin, schien es besonders am Herzen zu liegen, daß mir nichts fehle. Ein

Töchterchen kann nicht liebevoller für einen Vater sorgen, als dieses freundliche kleine Mädchen für mich sorgte.

So war es nicht anders, als wenn ich mich von alten Freunden und Verwandten trennte, als ich am 2. May, Morgens um fünf Uhr, Innsbruck, wiederum in einem bequemen Lohnwagen, verließ. Die frühe Tageszeit hatte den Herrn von Franzin nicht abgehalten, um dem neuen Freunde noch ein Mahl Lebewohl zu sagen, sich bei mir einzufinden, bei welcher Gelegenheit er mir sein wohlgetroffenes lithographirtes Bildniß zum Andenken schenkte.

Auch dieses Mahl reiste ich nicht allein. Ich hatte zur Reisegefährtin eine Dame, die längst über das Blütenalter hinaus war, die Gemahlinn eines k. k. Officanten, welche nach Bogen reiste, um dort in einem Handelshause dem Stieffohne eine Lehrlingsstelle zu verschaffen. Dieses und ihre Verhältnisse, die nicht die glänzendsten zu sein schienen, erzählte sie mir in frommen Zutrauen. Ihre Gespräche waren verständig, und belehrten mich über manche Umstände des bürgerlichen Lebens in diesen Gegenden.

Zimmer mehr und mehr überzeugte ich mich, daß man nur bei der Art des Reisens, die ich gewählt hatte, eine richtige Vorstellung von der wahren Lebensweise eines Volkes empfängt. Ein Vertrauter wird aus dem

v. Strombeck's italiän. Reise. I. 12

Fremden, der stundentlang neben uns im engen Wagen sitzt. Wir treten gleichsam in das Innere der Familien, wir vernehmen Bemerkungen, die uns Niemand an der Wirthstafel mittheilen würde.

In einem Thale, welches die Gewässer vom Brennergebirge dem Inn zuführt, auf einem oft in die Felsen gehauenen Wege, geht es, stets auf vortrefflich unterhaltener Kunststraße, bald bergauf, bald auch wieder von Zeit zu Zeit etwas bergab nach Steinach, einem Flecken im Wippthale und Hauptfz der Messer- und Senfenschmiede Tyrols, woselbst wir Mittagssaft hielten. Das Wetter war hell und warm, und nur auf den Bergen zu beiden Seiten, nicht aber auf dem Wege selbst, lag Schnee. Höchst mahlerisch ist der Anblick der von Felsen- und Waldgebirgen eingefassten Seitenthäler: in jedem Augenblicke ruft es uns zu: »Du bist in den Alpen!« — Ich benutzte die Rast zu Steinach, mir den Bart abnehmen zu lassen, wozu es heute früh an Zeit gefehlt hatte, war aber nicht weniger verwundert als gestern, da man mir den Kaffee in einem Bierglase vorsetzte, als zu jenem Zwecke eine gute Alte erschien, welche nach ihres seeligen Eheherrn Ableben (wie sie mir auf mein Befragen auseinanderlegte) die Concession höhern Orts erhalten hatte, dessen Bart-Geschäft in eigener Person fortzusetzen. Ich muß gestehen, daß

sie dieser obrigkeitlichen Vergünstigung Ehre machte, denn mir ist nie mit wenigern Unbequemlichkeiten und mit leichter Hand der Bart abgenommen, als von dieser braven Frau. Hat es gleich seine guten Gründe, wegen man Frauen nicht zu der Verwaltung der Staatsämter zuläßt, so glaube ich doch eben nicht des St. Simonismus verdächtig zu werden, wenn ich dafür halte, daß ohne zu befürchtenden Nachtheil die Ausübung des Barbier-Geschäftes auch dem schönen Geschlechte überlassen werden könnte.

Bald nachdem wir Steinach verlassen, ging es den Brenner-Berg empor, über dessen nur 4353 Fuß über das Meer sich erhebendes Joch, unser Weg, die lebhafteste Straße von allen denen, die Deutschland mit Italien verbinden, hinführte. Dieser Paß ist einer der niedrigsten der Alpenkette; doch erheben sich die Felshörner zu seinen Seiten auch wohl noch 3—4000 Fuß. Bisher bestanden die Gebirge aus grauem Kalk, und eben daher, weil dieser auf verschiedene Weise verwittert, die mannichfachen grotesken Felsengebilde. Fast bis zur höchsten Stelle des Joches, da wo sich der Paß befindet, steigt diese Gebirgsart empor. Oben erscheint der Kalk weiß und dicht, und lehnt sich an dunkelgrauen, mit Quarz durchzogenen Glimmerschiefer; zuletzt kommt ein gneisartiger Granit. — Schaut man in die Thäler hinein,

so hat man so recht das Bild der ursprünglichen Emporhebung der Massen, woraus das Gebirge besteht, aus der Tiefe, in einem Zustande von zäher Feuerflüssigkeit. Der höher liegende Kalk lehnte sich nun an den herausbrechenden Granit und Gneis, welcher mit jenem identisch ist. Auf den Brenner gelangt man, ohne eben Arg daraus zu haben, daß man sich zu dem Kamm der Alpen erhob, wenn das veränderte Klima nicht daran erinnerte. Um dem Posthause herum, welches auf der Höhe des Joches steht, lag der Schnee noch hoch genug, und der Brenner-Teich, obwohl im Auftauen begriffen, war noch mit Eis bedeckt.

Die Erklimmung des Brenner-Passes, wozu Vorspann-Pferde angewendet werden mußten, wurde durch eine warme Tasse Kaffee oben von uns gefeiert, wobei ich denn die Unnehmlichkeiten des Wirthslocals im Posthause zwischen Fuhrleuten und Betturinen — von welchen die gebildeteren Reisenden, unter denen sich recht elegante Damen befanden, nur durch eine Art Verschlag getrennt werden — wenig rühmen kann. — Doch bietet dieses Haus eine Merkwürdigkeit dar, die unstreitig einzig in ihrer Art ist. Es ergießt seine nördliche Dachtraufe ihr Wasser durch die Sill, Inn und Donau in das Schwarze, die südliche aber durch die Eisach und die Etsch in das Adriatische Meer. Jetzt ging es

bergab, und nach zwei Stunden waren wir zu Sterzing, einem Städtchen von 3000 Einwohnern, die sich besonders mit der Verfertigung von Degenklingen und dem Handel mit Eisenwaaren beschäftigen. Die Eisach, am welcher der Ort liegt, sendet ihr Wasser schon der Etsch, und also dem Adriatischen Meere zu. In politischer Hinsicht ist man noch in Deutschland; die natürliche Grenze des Vaterlandes ist überschritten. — Wir nahmen hier unser Nachtquartier in einem Gasthose von wahrhaft colossalen Dimensionen. Der gewölbte Vorfaal hatte die Größe einer ziemlich bedeutenden Stadtkirche, und die von ihm zu den Zimmern führenden, bei jedem Tritte laut schallenden Gänge ganz das grauliche Ansehn von Kloster-Corridoren. Die Bewirthung in diesem unheimlichen Gebäude war jedoch sehr gut.

Schon auf dem Brenner hatte sich das freundliche Wetter in recht unfreundliches umgeändert, wobei ich so recht betrachten konnte, wie diese Umänderung in dem Gebirge entstand, von wo aus sie sich dann in die Ebenen, und zwar, da der Wind von Süden kam, nach Norden zu, fortgesetzt haben wird. Nichts ist richtiger, als die Bemerkung, welche Göthe, eben auch hier auf

dem Brenner (der großen Wetterscheide zwischen dem Süden und dem Norden), machte, »daß man auf dem flachen Lande gutes und böses Wetter empfängt, wenn es schon fertig geworden, im Gebirge aber gegenwärtig ist, wenn es entsteht.« — Auch dieses Mahl sah ich, wie unzählige Mahle auf dem Harze, das böse Wetter mit eigenen Augen sich im Gebirge bilden. — Göthe äußert sich nun ferner dahin, daß er geneigt sey, solche in den Gebirgen entstehenden Wetterveränderungen einer innern, stillen, geheimen Wirkung derselben, die sich in der Atmosphäre zeige, zum großen Theile zuzuschreiben. Er glaube nämlich, daß die Masse der Erde überhaupt, und besonders ihre hervorragenden Grundfesten, nicht eine beständige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben\*), sondern daß diese sich in einem gewissen Pulsiren äußere; so daß sie sich durch innere, nothwendige, vielleicht auch äußere zufällige Ursachen bald vermehre, bald vermindere. — Eben aus diesen Oscillationen in der Anziehungskraft leitet er denn die Witterungs-Veränderungen ab\*\*). — Auch diese Bemerkungen sind ein Beweis von der gleichsam instinctartigen Schärfe der Naturbeob-

\*) Göthe meint unstreitig die electrische, denn die Schwere bleibt an jedem Orte des Planeten stets dieselbe.

\*\*) Göthe's Werke (1829. 12.) Band 27. S. 18 ff.

achtungen des großen Mannes. — Wollte man eine stets gleiche Wechselwirkung zwischen dem festen Theil des Planeten und seiner Atmosphäre annehmen, so wäre gar kein Grund vorhanden, weshalb sich diese nicht längst ganz ins Gleichgewicht gesetzt und zu völliger Ruhe begeben haben sollte. Die astralischen Einwirkungen sind, in ihrer regelmäßigen Wiederkehr von Jahrhundert zu Jahrhundert, stets dieselben\*); die Dunstmassen, welche die Atmosphäre von der Erde aufnimmt, bleiben, — wirken nur Sonne, Mond und Gestirne ein, — sich auch, versteht sich in ihren Wechselkreisen, stets gleich. — Woher nun die so mannichfach wechselnde Witterung, die kein menschlicher Scharfsinn vorher zu berechnen bis jetzt im Stande war? — Unstreitig vorzüglich aus der Einwirkung des Planeten selbst auf die Atmosphäre. Ist dieser gleich kein Organismus, der mit einem thierischen oder auch nur Pflanzen-Leben begabt wäre, so ist er doch auch nicht todt, sondern er lebt das Leben eines Planeten, wie die Sonne das Leben einer Sonne lebt. Schon der Begriff des Lebens schließt eine

\*) Dieser Satz ließe sich jedoch bestreiten. Auch die Einwirkung der Gestirne, vorzüglich der Sonne und des Mondes auf die Erdatmosphäre mag noch andern Wechseln, als denen, die aus den Standpunkten herrühren, unterworfen seyn (Spätere Bemerkung.)



ewige Gleichförmigkeit aus. Eben diese steten Wechsel und Veränderungen im planetarischen Leben, wären sie auch nur magnetisch-elektrisch-galvanischer Beschaffenheit, (und was will diese Bezeichnung mit Namen sagen?) müssen sich nun vorzüglich durch die Gebirge äußern, da die Ausströmungen mehr an Spitzen, welche sie concentriren, als auf weiten Flächen (Ebenen) erkennbar und wirksam sind. — So scheint mir denn nichts natürlicher, als daß die Wetterveränderungen sich ganz vorzüglich in den Gebirgen kundbar machen müssen, da hier die Einwirkung des festen Planeten auf seine flüssige Umgebung am stärksten ist. »Der Brocken braut,« sagt der Harzer, wenn sich dieser Altvater mit seiner Nebelkappe bedeckt. Diese kommt nicht durch die Lüfte hergezogen, sie entsteht vielmehr auf seinem kahlen Haupte, und zeigt deutlich an, daß sie sein eigenes Product sey. Ist nun gleich Alles umher noch hell und klar, der Harzbewohner ahnet doch Regen und täuscht sich selten: die Wechselwirkung hat sich verändert. Dem Entstehen einer solchen Veränderung sah ich auf dem Brenner zu, dessen Felsenhörner sich zuerst mit Wolken bekleideten, während noch Alles Uebrige im Sonnenschein glänzte. Doch die Wolkenmassen sanken, die Thäler füllten sich aus, der gelinde Wind verwandelte sich in Sturm, und zwischen den Regentropfen erkannte man Schnee und Hagelkörner.

Aber auch die Ebenen, und unter diesen ganz vorzüglich der Strand des Meeres und die Ufer der Ströme, zeigen von Zeit zu Zeit besondere Einwirkungen auf die Atmosphäre, die sich als Hölherauch, oder ganz unsichtbar, durch Krankheiten der Menschen und Thiere kund geben. Gewiß gehört die Cholera unter die Krankheiten dieser Art: daher denn das vollkommen nichtige Unternehmen, sie durch Cordons abhalten zu wollen.

Von Sterzing fuhr ich mit meiner Dame schon um fünf Uhr ab. (3. May.) — Es war völlig winterlich; ich fror wie im Februar, und die Berge ringsumher waren bis zu den Thälern hinab mit Schnee bedeckt. Kein Baum grün, außer den Tannen. — Von Sterzing geht es, auf dem herrlichsten Wege, beständig bergab in einer Schlucht, in welcher, dicht neben der Straße, die Eisach rauscht. So kommt man nach Brixen, wo wir gegen zehn Uhr anlangten, und auch so früh schon Mittagsrast machten. Ich fand hinlängliche Zeit, den Dom und die Stadt-Pfarrkirche zu besuchen, welche beide im neuern, so ziemlich constanten italienischen Geschmack gebaut, wenig Bemerkenswerthes darboten. Es war heute ein Kirchfest, und dieses die Ver-

anlassung, daß alle Straßen und Plätze der Stadt von Landleuten wimmelten. Wenn die katholische Religion auf der einen Seite nicht gar zu schwere Mittel den Gläubigen darbietet, zur ewigen Seligkeit zu gelangen, so verschafft sie auf der andern ihren Anhängern auch für diese Welt eine Fülle von Freuden, sich selbst aber dadurch eine wahrhaft zärtliche Liebe. — Hier hatte man Gelegenheit, alle Localtrachten der verschiedenen tyroler Thäler durch den Augenschein kennen zu lernen. Während einige Kopfbekleidungen der Frauen recht mahlerisch sich darstellen, ist der Anblick anderer, unter denen sich die mörserförmigen Mützen von einer eigenen Art Färbung auszeichnen, wahrhaft abscheulich, und die schönsten Gesichter, die gar nicht selten sind, entstellend. — Noch muß ich bemerken, daß schon nördlich von Brixen von dem österreichischen Militär jetzt drei colossale Festen von mächtigen gehauenen Steinmassen erbaut werden, die Schlucht, welche zum Brenner-Passe führt, zu versperren. Wahrhaft imposante Werke, die Jahrhunderten Trotz bieten und das an sich feste Tyrol, das große Bollwerk Oesterreichs, und also Deutschlands, noch fester machen werden. — Wollte sich aber einmahl der Gallier durch die Lombardei wieder bis hier her wagen — und wer weiß, wie sich im Laufe der Zeiten die Sachen gestalten können? — dann würde auf der neuen Straße

über das Stilfser Joch (ein Werk, das der Kraft, Ausdauer und Vorsicht Oesterreichs die höchste Ehre macht, dem das alte Rom nichts Kühneres entgegensetzen kann), ihm der German von Meiland her in den Rücken fallen, und zwischen Verona und Mantua völlig umringt, würde jener die Eroberungssucht oder eine verzehrte Propaganda, schwer büßen.

Von Brixen an zeigte sich eine erstaunenswerthe Veränderung im Klima und in der Vegetation. Eine Wärme von wenigstens 18 Grad R., Alles grün und die Bäume mit Blüthen bedeckt. Später hin Weingärten auf beiden Ufern der Eisach an den in die Wolken ragenden, auf ihren Gipfeln noch mit Schnee bedeckten Felsenbergen, die in der Mitte durch einen Gürtel von Waldung und Rasenmatten umschlungen werden. Hin und wieder auf den niedern Felsen Kirchen, Schlösser und Häuser. Unter den Schlössern zeigte sich mir eins, welches einem Grafen von Wolfenstein, wie man mir sagte, gehört, vorzüglich mahlerisch. Ist der romantisch klingende Name richtig, so kann er nicht passender seyn.

Das Städtchen Klausen, durch welches der Weg führt, hat durch Mauern und Thore ein recht mittel-

alterliches Ansehn und besteht nur aus einer einzigen engen Straße, denn eine größere Breite erlauben die Felsen nicht, die sich an der rechten Seite erheben, zwischen denen und der Eisach das Städtchen wie eingeklemmet liegt. Am andern Ufer des Flusses tritt der Fuß der Felsen ebenfalls in diesen hinein. — Hinter Klausen wird die Gegend wo möglich noch schöner. Alles prangte im Frühlingschmucke. Die Weingärten bilden hier lauter Lauben, da die Reben auf schrägen, dem Mittag zugekehrten Spallieren liegen. — Alles dieses erscheint aber um so feenhafter dem Reisenden, der, vom Brenner hinabsteigend, sich vor wenigen Stunden in einer Februar-Umgebung befand.

Zu B o g e n (Bolzano) kamen wir noch vor Untergang der Sonne an. Diese Stadt von mehr als 9000 Einwohnern, hat schon ziemlich ein italiänisches Ansehn, und ist durch Expeditionshandel und Gewerbtätigkeit sehr lebhaft. Die deutsche Sprache ist noch fast ausschließlich herrschend. Mehrere in der Gegend begüterte adelige Familien haben hier (wie man schon auf italiänische Weise sagt) ihre »Paläste«, in welchen sie, fern von Staatsämtern, den Winter zubringen. »Dann sey es hier recht glänzend,« sagte mir meine Reisegefährtin. »Ein Ball folgte dem andern; und welche schöne Gräfinnen verheerlichten diese Bälle: reizend wie Göttinnen,

mit schwarzen Augen und doch dabei oft mit blonden Haaren, schwagten sie mit gleicher Lieblichkeit (tyrolisch-) deutsch und italiänisch. Sie tanzten zu sehen, wäre zum Entzücken. Und Engel dieser Art fänden doch selten Männer, weil die jungen Grafen und Barone der Stadt und Nachbarschaft durch Heirathen ihre militärische Laufbahn nicht verderben wollten.« — So ungefähr meine gute Dame, von welcher ich hier, da sie ihr Ziel erreicht, wohl auf ewig, Abschied nahm.

Den Morgen des folgenden Tages (4. May) wandte ich dazu an, die Stadt Bogen näher kennen zu lernen. — Mein erster Gang war nach der Hauptkirche, einem außerordentlich schönen Gebäude in dem reinsten alt-deutschen Style. Ihr Thurm ist von wundersam zierlicher Arbeit, nicht anders, als wäre er aus der kunstreichen Hand eines Holzschnikers hervorgegangen, und ist im Kleinen mit dem Münster zu Straßburg zu vergleichen. Die zweite ältere Kirche bietet nichts Merkwürdiges dar, desto mehr aber der Kirchhof, welcher vielleicht der schönste, ja prächtigste im ganzen deutschen Vaterlande ist, und so recht das Gegentheil von manchen Kirchhöfen in unserm Norddeutschland, auf welchen die geringe Achtung, die man dem Andenken Dahingesehener erweist, in die Augen leuchtet. Dieser Kirchhof, welcher ungefähr fünf bis sechs Morgen groß seyn mag, ein

gleichseitiges Viereck, faßt die Gräber in völlig symmetrischer Ordnung, und so bezeichnet, daß die Anachoreten mit Leichtigkeit die Grabstellen der Ihrigen noch nach vielen Jahren wieder zu finden im Stande sind. Dieser Platz ist ganz und gar mit steinernen Bogengängen von guter Architectur und ansehnlicher Höhe und Breite umgeben, an deren Rückwand Fresco-Gemälde und Denkmähler, theils halberhabene Arbeit, theils Büsten und Statuen von weißem Marmor, über den hier befindlichen Grabstellen angebracht sind. Männer, welche sich ein bedeutendes Verdienst um die Stadt erwarben, läßt diese auf eigene Kosten, nach edeler alterthümlicher Sitte, hier Grabgewölbe bereiten und Denkmähler setzen. Das Ganze ist ein Bild der schönsten Ordnung und des reinsten Geschmacks, welches den Vorstehern der Stadt Bogen und überhaupt ihren Bürgern zur größten Ehre gereicht, und das mit dem Campo santo zu Pisa oder zu Bologna verglichen werden kann.

Von dem Kirchhofe begab ich mich zu dem Capuciner-Kloster. Die ehrwürdigen Patres nahmen mich auf das freundlichste auf, und zeigten mir ihre kleinen Zellen, deren ganze Geräthschaft aus einer Bettstelle mit einem Strohsack, einem Tische und einem Schemel besteht. Ihre Handbibliotheken sind mit diesem dürftigen Mobiliar im Verhältniß, und gingen bei keinem der

Zellen-Bewohner wohl über vier oder fünf Bücher (unter denen ich bei keinem die Bibel angetroffen habe) hinaus. Doch schienen sie der Welt nicht ganz abgestorben zu seyn, denn in mehrern Zellen fand ich politische Zeitungen. Da die geistlichen Herren mich so freundlich aufgenommen, obwohl ich mein Kegerthum nicht verleugnete, so spendete ich ihrem Kloster auch ein Almosen, welches sie, als Bettelmonche, mit Dank aufnahmen und mich versicherten, daß, obwohl ihr Kloster, nach ihrer Regel, ohne alles Eigenthum und ohne alle feste Einkünfte sey, es ihnen dennoch nie an demjenigen fehle, dessen sie, um ihrem Orden gemäß zu leben, bedürften. Glücklich sind diese Männer gewiß, dieses zeigt ihr heiteres Ansehn und die fröhliche Geschäftigkeit, mit welcher sie ihre häuslichen Geschäfte selbst verrichten.

Von den Capucinern ging ich zum Kloster der Franziscaner, welches weit größer und schöner als das der Ersten ist. Auch diese Väter nahmen mich mit Wohlwollen auf, zeigten mir ihre Säle, Zellen und die schön geschmückte Kirche. Hier war Alles, obwohl auch der Franziscaner ein Bettelmonch ist, in größern Verhältnissen als bei den ganz demüthigen Capucinern.

Gegen Mittag verließ ich Bogen mit einem neuen Reisegefährten, der Eigenthümer eines Kaffeehauses zu Lucca, aber aus Chur in Graubünden gebürtig war, wo-

selbst er einen Besuch abgestattet hatte. Da ich von seinem graubündenschen Deutsch wenig verstand, so unterhielt ich mich mit ihm italiänisch, so mich von neuem in einer Sprache übend, die ich seit zwei und vierzig Jahren selten Gelegenheit gefunden hatte, zu reden. Mancherlei Verhältnisse, sowohl in seinem alten als in seinem neuen Vaterlande lernte ich durch ihn kennen; wogegen ich ihm dann erzählen konnte, daß ich seinen jetzigen Souverain, als Gastfreund des Herzogs Karl, am Hofe zu Braunschweig zu sehen die Ehre gehabt hatte, welches ihn nicht wenig erfreute. Jener Fürst, der sich bekanntlich fast beständig auf Reisen befindet, hat sich die Kunst zu eigen gemacht, seine Unterthanen aus der Entfernung zu beglücken, denn in der That ist man mit seiner Regierung in seinem kleinen Lande ziemlich zufrieden.

Gleich hinter Bogen vereinigt sich die Eisach mit der Etsch, und in diesem berühmten und prächtigen Etschthale, in welchem der Fluß stets zur Rechten des Weges bleibt, führt die Straße bis nach Verona. Die Seiten des Thales bleiben beständig von gleicher mahlerischer Schönheit: hohe Felsen-Berge, oben mit Schnee bedeckt, und an den Abhängen Maulbeerbäume und Wein. Doch war die Vegetation in der Nähe von Bogen weiter fortgerückt, als tiefer unten, denn der Wein

und die Maulbeerbäume hatten hier noch nicht allenthalben Blätter. Dagegen stand das Korn schon in Aehren. — Die Mittagssrast wurde zu Neumarkt, italiänisch Egna, gehalten, einem Flecken von sechshundert Einwohnern, in einer morastigen ungesunden Gegend gelegen, woselbst noch Deutsch gesprochen wird. Der nächste Ort heißt Salurn, ebenfalls ein Markflecken (1100 Einwohner). Hier ist, der Sprache nach, die Grenze Deutschlands; man tritt in das Land der Wälschen. Der Ort hat zwei Kirchen, eine für die italiänischen und eine für die deutschen Einwohner, und eben so zwei Schulen. — Ich redete vier junge Mädchen an, die, mit einander sprechend, aus einem Brunnen Wasser schöpften, um Beobachtungen über ihre Sprache anzustellen. Zwei waren Deutsche und diese antworteten freundlich in deutscher Sprache; weit spröder die zwei andern, Italiänerinnen, in der ihrigen. Doch setzten mir eben diese auf eine genügende, völlig ernste Art die Sprachverhältnisse aus einander. Die Italiänerinnen wußten etwas Deutsch, die Deutschen etwas Italiänisch, aber Beide doch nur unvollkommen und als fremde Sprache. In dem nächsten Orte, Nevis, war die deutsche Sprache gänzlich verschwunden. Ich machte hier Bekanntschaft mit einem Gerichtsbeamten der Gegend, welcher mir die Justizverhältnisse, auch hinsichtlich

der in den gerichtlichen Erlassen anzuwendenden Sprache, auseinanderfetzte, und dabei äußerte, daß die hiesigen Einwohner, selbst von der obersten Instanz zu Wien, ihre Urtheile in italienischer Sprache empfangen. Ich hatte hier zum ersten Male die Freude zu bemerken und das Zeugniß zu erhalten, daß ich mich in wissenschaftlichen Gesprächen noch mit völliger Leichtigkeit Italienisch ausdrücken könne, und also in dieser Beziehung in den verflossenen zwei und vierzig Jahren nicht merklich zurückgekommen war.

Gegen neun Uhr Abends kamen wir in Trient an, und zwar bei einem gelinden Regen. Ich nahm meine Wohnung im Hôtel de l'Europe, einem Palaste, so wie sich nicht einer in meiner Vaterstadt Braunschweig findet. Die Thüren der hohen und prächtigen Zimmer und Säle sind sämmtlich von polirtem Mahagoni-Holz und die Caminbekleidungen von Marmor. Die Betten, mit mehrern trefflich gestopften Matratzen versehen, sind drei- oder viermahl so groß, als die Diminutiv-Betten in den norddeutschen Gasthöfen; sonderbarer und höchst unzweckmäßiger Weise aber so hoch, daß, davorstehend, man kaum mit dem Kinn an die Lagerfläche reicht, und also, ohne auf einen Stuhl und von diesem vielleicht sogar auf einen Tisch zu steigen, nur mit Mühe hinaufgelangen kann. — Dieß diene zur Pracht, sagte

mir der Cameriere und gebe den Zimmern ein vornehmes Ansehn. Diese wunderliche Mode findet sich, nebst den eisernen Bettspenden, durch ganz Italien. — Von hier an ist kein Frauenzimmer in den Gasthöfen ferner zu schauen: Alles besorgen Männer, so auch das Betten und Reinigen der Zimmer. Die Frauen sind in den Gasthofen gänzlich unsichtbar; selbst die gemeinsten Küchenarbeiten werden von Männern verrichtet. Dem Reisenden muß dieses um so mehr auffallen, da er im deutschen Tyrol fast ausschließlich, auch bei Tisch, in den Gasthöfen von Frauenzimmern bedient wurde. — Was doch eine National-Scheide bewirkt! — Ich möchte behaupten, daß in den Sitten des Volkes zwischen Vopen und Trient eine größere Verschiedenheit herrsche, als zwischen Vopen und Nürnberg.

Mein erster Gang am fünften Mai war nach der Cathedralkirche oder dem Dom. Sie ist im byzantinischen Style vor achthundert Jahren erbaut und hat Aehnlichkeit mit unserer prächtigen, von Kaiser Lothar II. \*) errichteten Stiftskirche zu Königsutter,

\*) Als er aus Italien zurückkehrte, erkrankte Kaiser Lothar zu Trient; starb, die Reise fortsetzend, in der Nachbarschaft dieser Stadt, an einem unbekannten kleinen Orte (1137), und wurde zu Königsutter, unweit Sösselburg, seinem Stammschloße, begraben. Sein Grabmahl ist noch vorhanden. — Von ihm, dem Großvater Heinrichs des Löwen, stammt

diesem herrlichen vaterländischen Monumente des Mittelalters, welches einer sorgfältigern Unterhaltung würdig wäre, als ihm zu Theil wird. Vieles ist jedoch schon dadurch geschehen, daß durch die vereinten Bemühungen des Professors Brauns zu Braunschweig und des Predigers de la Belle zu Fömmelsen bei Wolfenbüttel — der Erste ist als Architect, der Zweite als Zeichner rühmlich bekannt — diese prächtige Basilica auch in ihren Einzelheiten gezeichnet ist. Ein Werk, welches der öffentlichen Bekanntmachung durch Steindruck im hohen Grade würdig wäre, zu welcher aber Unterstützung zu fehlen scheint. An diese unsere Stiftskirche erinnerte mich lebhaft der hiesige Dom, der in der That eine sehr auffallende Aehnlichkeit mit ihr hat, und von der Allgemeinheit des byzantinischen Stils im elften und zwölften Jahrhundert zeugt. — Von hier begab ich mich zu der Kirche Santa Maria maggiore, wo das letzte allgemeine Concilium der catholischen Kirche gehalten wurde. Die sämtlichen Väter der Kirchenversammlung sind hier in einem großen Oelgemälde dargestellt, auf welches der herumführende Sacristan, wie auf eine Menge anderer

das jetzt in Großbritannien und Deutschland regierende Haus Braunschweig ab. Ein Grund mehr, das eine von ihm erbaute und zu seinem Grabe bestimmte, wahrhaft prächtige Kirche auf eine mehr als gewöhnliche Weise erhalten würde.

Merkwürdigkeiten, die auf das Concilium Bezug haben, aufmerksam zu machen nicht verfehlt. — Trient, welches ungefähr 12000 Einwohner hat, liegt in einem höchst angenehmen Alpenthale am linken Ufer der Etsch (Adige), und ist durch Gewerthätigkeit und Expeditions-handel lebhaft. Die Stadt ist alterthümlich und zum Theil eng gebaut, doch fehlen ihr auch einige breitere Straßen und eine Anzahl schöner Paläste nicht, welche alten dynastischen Familien gehören, die in der Umgegend Schlösser und ländliche Besitzungen haben und hier den Winter über zuzubringen pflegen. Ueber die Etsch führt eine prächtige hölzerne Brücke, von welcher die Aussicht zwischen den Felsenbergen des Etschthales hindurch entzückend ist. Zu Trient ist die Bauart im Innern der Wohnhäuser ebenfalls völlig italienisch. Die freie Luft streicht durch das ganze Haus, denn die Decken der Voräle ruhen vorn auf Bögen, die, gewöhnlich nach dem Hofe oder Garten zu, offen sind; und eben so wenig sind die Hausfluren und die stets steinernen Treppen vor dem Zufließen der Luft verwahrt. Noch muß ich berichten, daß ich auf den Straßen mehrere sehr schöne Frauen mit italischen Gesichtsbildungen bemerkt habe.

Nach Mittag verließ ich das edele alterthümliche Trient mit einer Lohnfuhr, und zwar dieses Mahl ganz allein. — Zwischen Felsen und Bergen hindurch, stets

am linken Ufer des Adige, gelangt man schnell auf dem schönen Wege nach Roveredo, einer lebhaften Stadt von zwölftausend Einwohnern, der ebenfalls einige Paläste nicht fehlen. — Es ist wahr, die Umgegend mit ihren Felsen, Weingärten, Kastanien- und Maulbeerhainen ist wunderschön, auch das Klima sanft. Dennoch aber ist unendlich übertrieben, was von diesem Thale Göthe sagt: »Ich lasse mir's gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfischfange, zurückkäme. — Nein, mein Niedersachsen, unter dem 52sten Grade, ist kein Grönland, und unser Himmel leuchtet so schön als hier. — Ich war zu Roveredo in dem Gasthose »il cavallo bianco« abgestiegen, dem gegenüber der Palast des Grafen Federigotto liegt, von einer Pracht und Größe, daß ihm wohl kaum irgend ein Privat-Gebäude zu Berlin gleichzusetzen seyn, gewiß ihn keines übertreffen möchte. Ich hatte anfangs die Absicht, in dem schönen Gasthose, in welchem ich mich schon recht wohnlich eingerichtet und mit ausgezeichnete Freundlichkeit aufgenommen war, die Nacht über zu bleiben und den Rest des Tages zu einer genauern Besichtigung der Stadt zu benutzen; da ich aber vernahm, daß am nächsten Morgen, schon früh um 6 oder 7 Uhr, das Dampfboot (il Vapore) des Gardasee's von Niva nach

Lazise abgehen werde, so entschloß ich mich, selbst auf den Rath des uneigennütigen Wirths, die schöne Gelegenheit, den berühmten Benaco, wie der See jetzt wieder mit den Alten würdig genannt wird, in seiner ganzen Länge zu sehen nicht zu versäumen, und sobald als möglich nach Niva abzureisen. Dieß geschah doch erst nach ein Paar Stunden, als es schon zu dämmern begann. Der Weg nach Niva, eine Chaussee, (die Scheußlichkeit der Vicinal-Wege Norddeutschlands kennt man weder in Bayern noch Oestreich) führt anfangs zwischen Weingärten und Maulbeer-Pflanzungen hindurch, dann an mächtigen, oft überhangenden Felsen an der einen und an Abgründen an der andern Seite weg, so daß es mir in der Dunkelheit ganz unheimlich vorkam. Ich beklage es, diese gewiß mahlerische Gegend nur im Mondlichte gesehen zu haben. — Endlich, es mochte wohl elf Uhr seyn, gelangten wir nach Niva, wo ich in einem weitläufigen, wunderbarlich gebauten, recht wüß aussehenden Gasthose dennoch ein bequemes Unterkommen fand, auch, obwohl es schon so spät in der Nacht, ein stattliches Abendessen (eine prächtige Lachsforelle aus dem lago di Garda) bekam. Der freundliche und zuvorkommende Wirth versprach mir, bei Tagesanbruch dafür zu sorgen, daß ich einen Platz auf dem Dampfboote bekäme und wünschte



mir eine *«felicissima notte.»* Aus dem Fenster meines Zimmers schaute ich auf einen Theil des Sees und erblickte, wie das untergehende erste Viertel des Mondes sich in dem Wasser spiegelte.

Mit dem Aufgange der Sonne (6. Mai) stand auch ich auf, und es begann einer der schönsten Tage meines Lebens. — Der Doctor von Althammer, des Barons von Hormayr Schwager, dessen freundliches Entgegenkommen ich schon bei meinem Bericht aus Innsbruck dankbar erwähnte, hatte mir an seinen Schwager den Doctor der Medizin de' Fideli zu Riva ein Empfehlungsschreiben mitgegeben. Da das Dampfboot schon um sieben Uhr Morgens abgehen sollte, so mußte ich bedauern, von dem Empfehlungsschreiben keinen Gebrauch machen zu können, und begab mich, in Begleitung meines gefälligen Wirths zeitig zu Schiffe. Ich hielt es jedoch für Pflicht, den empfangenen Brief an seine Bestimmung gelangen zu lassen, und ersuchte meinen Wirth, als dieser von mir Abschied nahm, um dessen Bestellung. Diese mußte sehr schnell Statt gefunden haben, denn kaum mochte eine Viertelstunde verflossen seyn, so überraschte mich der Hr. de' Fideli auf die gütigste und zuvorkommenste Weise und lud mich ein, die halbe Stunde, welche es noch bis zur Abfahrt des Dampfbootes dauern würde, denn es waren noch Wagen und Pferde einzuschiffen, in seinem

Hause zuzubringen. Wer hätte einer so gütigen Einladung widerstehen mögen? Ich ging mit dem Herrn de' Fideli und wurde von ihm seiner jungen und schönen Gemahlinn, einer Italiänerinn in ihrer ganzen nationalen Liebenswürdigkeit, vorgestellt, die, obwohl es noch so früh am Tage, bereits auf eine recht elegante Art gekleidet erschien und mir mit freundlicher Hospitalität ein Frühstück vorsetzte. Eben die Grenzen Italiens betretend, ja, in politischer Hinsicht noch auf deutschem Boden, (denn Riva und die nördliche Spitze des Gardasees gehören noch zu Tyrol und also zum deutschen Bunde, wie ehemals zum heiligen römischen Reiche), machte ich Erfahrungen der Art, die mich denn freilich in eine ganz andere Stimmung gegen die Italiäner und ihr schönes Land versetzen mußten, als die Stimmung der Reisenden ist, die unglücklich genug sind, vornehm mit Extrapost nur Wirthshäuser besuchend, allein Camerieri, Lohnbedienten, Postillone — Wanzen und Flöhe nicht zu vergessen — kennen zu lernen. Wie gern wäre ich bei so lieben und gastfreundlichen Menschen ein Paar Stunden verweilt, aber es hieß: *«il Vapore va partir»* und ich mußte an Bord. — Auch dorthin begleitete mich Herr de' Fideli wieder zurück. — Schon war das Berdeck mit einer ziemlichen Anzahl Reisender von allen Ständen erfüllt, unter denen auch elegante Damen nicht

fehlten. — Jetzt krönte mein gütiger Begleiter gleichsam sein Werk, indem er mich einer Dame vorstellte, die sich durch den edelsten, würdevollsten Anstand und unaussprechliche Grazie, die über ihr frommes, sanftes Wesen ausgegossen war, auszeichnete. Nicht zwanzig Worte hatte sie an mich gerichtet, als ich schon von ihrem innern Sinne ganz dieselbe Meinung hegte, die ich noch von ihr hatte, nachdem ich sechs Stunden lang mich fast ausschließlich mit ihr unterhalten. Es war die Gräfinn Sophie von Arco, geborne Gräfinn von Thunn, Gemahlinn des Grafen von Arco, Besitzer der Herrschaft dieses Namens, nahe am Gardasee. Ich hatte den Grafen, der als Mitglied der Stände sich jetzt zu Innsbruck befand, dort lediglich gesehen, ohne seine Bekanntschaft zu machen, welches ich jetzt nur bedauern kann, da ich seine Eigenschaften von so vielen Seiten rühmen höre. — Die Gräfinn Sophie Arco war im Begriff, mit zwei schon ziemlich erwachsenen Stiefkindern, einem Sohn und einer Tochter (die aus einer ersten Ehe ihres Gemahls mit ihrer verstorbenen Ältern Schwester abstammten), eine Reise nach Verona anzutreten, woselbst die Familie Arco einen Palast besitzt und sich einen Theil des Jahres aufzuhalten pflegt. Um die Reise zu erleichtern und zu beschleunigen, waren Wagen und Pferde eingeschifft. Das Dampfboot legt nämlich die Tagereise

von Riva nach Lazise in sechs Stunden zurück. — Noch befand sich in der Gesellschaft der Gräfinn ein Geistlicher, der Abbate Nicolo Megrelli, Hofmeister des jungen Grafen. Da ich der Gräfinn in italiänischer Sprache vorgestellt war und damals nicht wußte, daß sie eine geborne Deutsche sey — ihre Mutter ist eine geborne Gräfinn Fugger —, so setzte ich die Unterredung auf Italiänisch fort. Nachdem ich ihr aber meine eigenen Vaterlands- und Familien-Verhältnisse erzählt hatte, forderte sie mich auf die liebenswürdigste Weise von der Welt auf, in vaterländischer Sprache »denn auch sie sey eine Deutsche« unsere Unterhaltung fortzusetzen. Aber wie flogen sie hin, die sechs Stunden, die ich an ihrer Seite auf dem Verdecke des Dampfbootes saß. Obwohl die Gräfinn nicht versäumte, mich auf die Schönheiten des Benaco aufmerksam zu machen, wie sich die Felsenberge, gekrönt mit den Ruinen ritterlicher Burgen, die reizenden Ufer mit den vielen Ortschaften und den Hunderten von Landhäusern in seinen klaren Fluthen spiegeln, wie man bald in tiefe Thalschluchten hineinblickt, bald einen Bach mit schäumenden Cascaden dem See zuwenden sieht: so hörte ich doch zu sehr auf den Zauber ihrer Worte, als daß ich diese mit der Natur, die sie so reizend schilderte, genau verglichen hätte. — Dieß ist eben die große Gewalt der Psy-

che, wenn sie, gefolgt von schmückenden Grazien erscheint, daß sie uns die übrige Welt, wäre sie auch noch so bezaubernd, vergessen läßt. Die Ufer des Venaco waren schön, aber noch schöner waren die Worte der Gräfinn: so ist es denn gekommen, daß sich kein völlig deutliches Bild von jenen meinem Gedächtnisse eingeprägt hat. Ich muß mich jetzt mehr an die poetische Beschreibung des reizenden Sees von dem Dichter Cesare Betteloni \*) halten, welches ich als ein theures Andenken von der Gräfinn besitze. Wäre es mir erlaubt gewesen, längere Zeit auf meine Reise zu verwenden, als mir die Umstände gestatteten, auch in geognostischer Hinsicht würde ich die reizenden Ufer des lago di Garda und des Monte Baldo, der sich zwischen dem Etschthale und ihm hinzieht, durch eigenes Anschauen kennen zu lernen gesucht haben. So kenne ich beide nur aus den vortrefflichen Beschreibungen des Doctors Ciro Pollini \*\*), und bemerke aus diesem Werke nur, daß das östliche Ufer des Sees, welches größtentheils durch

\*) Il lago di Garda, Poemetto in ottava rima di Cesare Betteloni. Milano, 1834.

\*\*) Viaggio al lago di Garda e al monte Baldo, in cui si ragiona delle cose naturali di quei luoghi, aggiuntovi un cenno alle curiosità del Bolca e degli altri monti Veronesi, di Ciro Pollini, dottore in medicina etc. in Verona, 1816.

den Monte Baldo gebildet wird, aus aufgeschichteten Flözen eines meist grauen Kalksteines, der eine Menge von Versteinerungen in sich schließt, besteht. Diese Kalkufer sind mit einer Menge durch Fluthen abgerundeter Geschiebe von Granit und Porphyr bedeckt. Auf dieser Seite giebt es auch Brüche, aus denen man den schönen blauen und gelben Marmor, der so äußerst geschätzt wird, gewinnt. Die fernern östlichen und südlichen Ufer bis nach Peschiera bestehen aus aufgeschwemmten Lagern von Kalk-, Porphyr- und Granit-Trümmern, welche ein Kalk-Cement zu einer Nagelfluhe verbindet. Das westliche Ufer besteht aus ähnlichen Kalkflözen als das östliche, doch ist hier das Gestein weißer und zum Theil mergelartiger. Die Versteinerungen sind größtentheils Ammonshörner, Madreporen, Echiniten u. s. w. Schöne Marmorarten, die einer trefflichen Politur fähig sind, giebt es auch hier, wie an mehreren Stellen des Ufers.

Die Aussicht von dem Monte Baldo, vorzüglich über den See, beschreibt Pollini als entzückend.

Es mochte zwei Uhr Nachmittags seyn, als wir zu Lazise, einem rostig und verfallen erscheinenden Flecken, landeten, dessen alterthümliche Festungsthürme sich am Ufer des Sees mahlerisch genug darstellen. Schnell bekam ich Wagen und Pferde, und nach ungefähr zwei Stunden war ich zu Verona.

Der Weg hierher (wiederum eine gut unterhaltene Chaussee) ist völlig profaisch, nur, daß man an der linken Seite die beschneiten Alpen über die Felsen herragen sieht. Der Rocken stand bereits in Aehren, aber bot einen traurigen Anblick dar; die Maulbeerbäume in den Kornfeldern hatten noch keinesweges vollkommene Blätter. Es war auch hier außergewöhnlich kalt gewesen und auch heute nicht wärmer, als es bei uns daheim in dieser Jahreszeit zu seyn pflegt; ungefähr 14 bis 15 Grad R. Zu Verona stieg ich, wie vor zwei und vierzig Jahren, in dem schönen, ja prächtigen Gasthose »i due torri« ab, nach einer so langen Reihe von Jahren mit eben dem körperlichen Wohlfeyn und mit gleich heiterm Gemüthe das schöne hesperische Land betretend.

## V.

## Reise durch die venezianischen Provinzen

des

lombardisch-venezianischen Königreichs.

Von Verona über Vicenza, Padua, Venedig und Rovigo  
nach Ferrara.

Im zwei und zwanzigsten Lebensjahre, im Monat Junius tausend siebenhundert drei und neunzig, gleichsam in das Leben eintretend, war ich zu Verona, und jetzt, fast zum Ziele gelangt, befand ich mich hier wieder in demselben Gasthose der due torri. — Wie selten, dachte ich, und dieser Gedanke hatte für mich etwas sehr Rührendes, mag es geschehen seyn, daß Jemand, vom Norden des weiten Germaniens her, nach zwei und vierzig Jahren zum zweiten Mahl Italien hat besuchen können? — Zum letzten Mahle? — Etwas Furchterliches liegt in diesen Worten. Wird das Zusammenleben weniger Stunden mit Menschen, die uns nicht gleichgültig blieben, unter diesem Gedanken getrennt: es kann mich fast zu Thränen rühren, und ich gebe stets der Hoffnung Raum, den Zurückgelassenen oder Scheidenden wieder zu sehen. — » So soll mich denn auch, während ich das geliebte Italien durchstreife, niemahls der tröstende Gedanke verlassen (dieses sagte ich mir selbst), daß ich die Gegenstände, welche ich schaue, noch einmahl in diesem Leben wieder erblicken werde. — Vor

Allem aber die Menschen, welche mir mit so vielem Wohlwollen entgegen kommen, und die, mich zum ersten Mahle sehend, mich gleich einem zurückkehrenden Freund behandeln. «

Der Gasthof »i due torri« ist ein Palast. Als ich ihn zum ersten Mahle bewohnte, war er, wie ich mich noch sehr wohl erinnerte, ziemlich wüst, in der Art, wie es so viele Gasthöfe in Italien giebt, die vor zweihundert Jahren als stattliche Paläste gestrahlt haben mögen, jetzt aber nur das Ansehn unserer deutschen verlassenen Schlösser darbieten, deren wir leider so viele haben, und deren Deutschland, nach allem Anschein, in der Zukunft noch weit mehrere bekommen wird. — Hier hatte es sich zum Bessern geändert. Die »due torri« waren auf das Schönste modernisirt und wurden jedem Gastwirth in London, Paris, Berlin oder Wien Ehre gemacht haben. In den Sälen und Zimmern prächtige Spiegel, Camine von carrarischem Marmor, Kronleuchter und Divans, die Thüren der Zimmer von polirtem Mahagoniholz; das Kaffeegeschirr Silber, und die Betten mit Matragen versehen, wie sie in meiner Heimath nun einmahl kein Tapezierer, man mag ihn unterrichten wie man will, herzustellen vermag. — Hätte Herr Nicolai von hier aus seine Reise begonnen, wenigstens hätte er nicht von »verfaulter Herrlichkeit,« mit

der sich Italien dem Fremden eröffne, reden und sich über blutgierige Insecten nicht beschweren können: denn ich glaube, daß es schwerlich in seinem Vaterlande eine Stadt giebt, die sich heiterer als Verona darstelle (ihrer antiquarischen Wichtigkeit nicht zu gedenken, da man diese an der Dstsee nicht erwartet), oder die einen Gasthof aufweisen könne, der in dem, was das Wesentliche dem Fremden seyn muß, dem Gasthose der due torri vorzuziehen sey. — Ich gestehe, daß ich es eben so gut als in meinem eigenen Hause hatte, und in diesem habe ich es nicht schlecht.

Ich bekam sofort einen Lohnbedienten, den Signor Cavaliere, und auch dieser war ein bescheidener, geübter und unverdrossener Mann. — Also in Italien eintretend, habe ich nicht das geringste Unangenehme empfunden; vielmehr Alles zeigte sich, wie ich es nur wünschen konnte. — Doch, wir wollen sehen, wie es in der Zukunft dem mit Betturinen Reisenden gehen wird? — Hier ward er, mit einem solchen ankommend, in einem großen Gasthose mit der »Eccellenza« empfangen, welches freilich in Italien nicht sehr viel sagen will, doch wenigstens so viel, daß man nicht »für einem Lump« gehalten wird, wie Herr Nicolai meint. — Ich hatte keine Ruhe und Last: es ging zur piazza della Bra und zum Amphitheater. — Mir war nicht anders, als war'

ich gestern hier gewesen. Es mochte sechs Uhr Abends seyn. Auf derselben Stelle, wie vor zwei und vierzig Jahren, war ein boutiquenartiges Theater aufgeschlagen, und am hellen Tage wurde eine Goldoni'sche Comedie gespielt. Da saßen die Zuschauer wieder theils auf Rohrstühlen in der Fläche der Arena, theils auf den Marmorstufen des Amphitheaters. Bei jeder moralischen Sentenz, die unter gewaltigem Pathos von den Brettern gegen die Marmorstufen erschallte, erhob sich ein noch gewaltigeres »bravo!« — Die allerdings mächtigen Räume des Gebäudes erschienen mir bei weitem nicht so imposant, als in meiner Jugend. Ein antikes Amphitheater ist ein Crater, höchst zweckmäßig eingerichtet, daß Jeder mit Bequemlichkeit sitzen und ohne den Kopf, wie in unsern Theatern, zur einen Seite zu wenden, Alles was vorgeht zu schauen vermag. Soll ein Amphitheater aber imponiren, so muß es von Menschen erfüllt seyn. Diese geben sodann das Maas, nach welchem man seine Größe auszumessen im Stande ist. Leer giebt von dieser, bei der großen Einfachheit des Gebäudes, allein die Luftperspective einen Begriff. Mich dünket — diese Vorstellung habe ich jetzt — daß Jemand durch einen guten perspectivischen Kupferstich eine sehr bestimmte Idee von dem Eindrucke empfangen kann, den er durch die eigene Anschauung des Veronischen Amphitheaters erhalten würde. Dieß klingt freilich anders,

als ich in meiner Jugend berichtete. Der Leser mag wählen, ich lasse in den Anlagen II. und III. meine Briefe über Verona und Venedig abdrucken, wie ich sie im zwei und zwanzigsten Lebensjahre niederschrieb. Sie mögen auch ergänzen, was ich jetzt zu berichten unterlasse, wie sie denn auch über das Damahls und das Jetzt Gelegenheit zu Vergleichen darbieten können. — Sollte man nicht glauben, zwischen beiden Zeiten läge der Zwischenraum mehrerer Jahrhunderte? — So wenig sich nämlich in dem Amphitheater, und überhaupt an den Resten des römischen Alterthums, geändert, so sehr hatte sich, wie mir schon mein erster Gang zeigte, fast alles Uebrige in Verona umgestaltet. »Zwänge man (sagte einst Göthe) dem Volke einen deutschen Zeiger auf, so würde man es verwirrt machen, denn der feine ist innig mit seiner Natur verwebt.« — Jetzt ist allen Bewohnern von Ober-Italien, und selbst den Florentinern, die italiänische Stundenberechnung so unbekannt, daß es mir, dem Fremden, bedeutende Mühe kostete, sie einem jungen Franciscaner, mit dem ich später zu Florenz zusammentraf, begreiflich zu machen, der in seiner Unschuld nie etwas davon gehört hatte, und nicht wenig erstaunte, als er vernahm, daß man zu Rom von einem Ave Maria zum andern vier und zwanzig Stunden zähle. — Also diese Eigenthümlichkeit Ita-

liens schwand auch hier. — Die Hunderte von Bettlern, die in den mannichfachsten Erscheinungen des Elends die Eingänge der Kirchen ehemals belagerten und auf den Straßen die Fremden anfielen, waren bis auf wenige, nur schüchtern auftretende, verschwunden; nur selten erblickte man einen Mönch, dagegen desto mehr müßige Männer in kriegerischen Uniformen; kein Venezianischer Zendale der Frauen, kein weißer seidener Mantel der Männer war mehr zu sehen: Jeder war genau so gekleidet, wie bei mir daheim, nach Maafgabe der Pariser und Wiener Modebilder. — Welcher anständige Mann wäre vor vierzig Jahren in Italien im Sommer mit Stiefeln und im Tuchleide erschienen? — Ein seidener Rock, ein leichtes Mäntelchen von weißem Taft, seidene Strümpfe und Schuhe mit prächtigen Schnallen — dieß war seine Tracht. Sah man doch Göthen mit Verwunderung nach den Füßen, als er sich in Stiefeln zeigte. Er selbst glaubte zwar, daß dieses deswegen geschehen sey, weil man Stiefel für einen ungewöhnlichen Luxus genommen; es geschah aber allein, weil diese Tracht außer allem Gebrauch war. — Der geflügelte Löwe des heiligen Marcus, mit seinem »pax tibi«, war entflohen, und der Doppel-Adler des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation — jetzt auch das Hauswappen Oestreichs — war an seine

Stelle getreten. Die Straßen waren besser gepflastert und reinlicher, der Verkehr lebhafter. Man erblickte es bald: Verona's Wohlstand ist im Steigen; aber seine sonst sofort in die Augen fallenden nationalen Eigenthümlichkeiten sind verschwunden: Verona ist eine Oestreichische Stadt geworden. — Wendete es sich hier aber auch offenbar zum Bessern, dennoch hängt der gemeine Bewohner der venezianischen terra firma — wie ich späterhin genug zu bemerken Gelegenheit hatte — mit einem zärtlichen Andenken an die so schmachlich untergegangene Republik; so wie der höhere Stand an das Königreich Italien. Der Erste, weil es zu der Zeit der Republik nur geringe Abgaben, keine sichtbare Polizei — wenigstens für ihn keine solche — und keine Militärpflichtigkeit gab; der Andere, weil es ihm prächtig in die Ohren klang, sein Vaterland »Italien« und sich einen »italianischen Bürger« nennen zu hören. Denn so ist einmahl der Mensch: Worte wirken oft auf ihn mehr als die Wirklichkeit. Die deutschen Oestreicher und die halbdeutschen Süd-Tyroler (die hier eine vorzüglich thätige Rolle spielen) sieht der Lombarde überdieß nicht für seine Mitbürger, sondern für ihn beherrschende Fremde an. Doch, es wird gewiß eine Zeit kommen, wo es der Regierung möglich seyn wird, sich auch zu den höhern Administrations-Posten



der Eingeborenen im lombardisch-venezianischen Königreiche zu bedienen, die italienischen Regimenter nicht in entfernte, durch die Verschiedenheit der Sprache gänzlich getrennte Provinzen des weiten österreichischen Reiches zu verlegen, und hinwiederum die Italiäner nicht durch Sarmaten bewachen zu lassen. Diese Zeit können aber die Italiäner selbst schneller herbeiführen, wenn sie einer Regierung mit völligem Vertrauen entgegen kommen, deren Hauptbestreben ganz offenbar ist, das allgemeine Wohl zu befördern, wodurch die Sicherheit der Staaten, sowohl nach Außen als von Innen, auch am gewissten herbeigeführt wird, einer Regierung, die man — ohne bei wohlwollenden Menschen, die zugleich Sachkenner sind, in den Verdacht der Schmeichelei zu gerathen, wozu bei mir überdies nicht die entfernteste Veranlassung wäre — eine der sanftesten und mildesten in Europa nennen kann. — Und ist es denn dem gebildeten Menschen so gar nichts, in völliger Ruhe und Sicherheit das Seinige genießen und sich, von politischen Umtrieben unberührt, den Wissenschaften widmen zu können? — Und eben diese Gebildeten sind es jetzt leider gar zu oft, die in so manchem schönen Lande mehr oder weniger versteckt zum Unfrieden reizen; denn der schlichte Bürger und der sogenannte gemeine Mann, bei welchen der gemeine Menschenverstand sich am deut-

lichsten zu Tage giebt, läßt sich gern jede Regierung gefallen, die, ihre wesentlichen Pflichten erfüllend, ihm Gelegenheit zum Erwerbe darbietet und sein materielles Interesse befördert. Und woher jenes sonderbare Phänomen? — Man ist unzufrieden mit seinen Verhältnissen, weil man sich nicht genug bemerkt, nicht genug geehrt fühlt; der Wirkungskreis erscheint zu klein; ein Umsturz der bestehenden Verhältnisse könnte wohl einen größeren, könnte alles Ersehnte verschaffen. — Man mache den lautesten Demokraten zum Inspector der hohen Polizei und gebe dem neuen Baron einen strahlenden Orden: auf der Stelle ist er zum Absolutisten umgewandelt.

Man sagt, es sey im österreichischen Staate selbst Personen aus den höhern Ständen schwer, Pässe zu Reisen in das Ausland zu bekommen, wenn kein materielles Interesse von ihnen nachgewiesen werden könne. So sagte mir, z. B., ein junger Geistlicher aus einer ansehnlichen Familie späterhin zu Mailand, er zweifle, daß man ihm einen Paß »nach Rom« ertheilen würde, als ich ihm rieth, dem heiligen Vater seine Devotion zu bezeigen. Verhält sich dieses wirklich so — wie ich nicht beurtheilen kann, da ich keine Gelegenheit hatte, in dieser Beziehung genauere Kunde einzuziehen, auch Behauptungen der Art, die durch persönliche Umstände oft

herbei geführt werden, gewöhnlich übertrieben sind, — so muß ich gestehen, daß ich solche in den Weg gelegte Hindernisse, das Ausland kennen zu lernen, (abgesehen davon, daß dieses der bürgerlichen Freiheit entgegen wäre) dem österreichischen Interesse zuwider erachten möchte. Eben im Auslande kann der Oesterreicher am schnellsten und deutlichsten erkennen, daß es in seinem Vaterlande ganz vorzüglich gut zu wohnen sey. Denn wo fände man größern Wohlstand, wo eine mildere und väterlichere Regierung als in Oestreich, wo wissenschaftlich gebildetere, das Leere und Triviale mehr hassende Fürsten als in dem österreichischen Kaiserhause? — Gewiß ist eine solche Regierung und eine solche Herrscherfamilie werth, daß ihnen der Lombarde mit eben der Treue anhänge als der Böhme, der Tyroler u. s. w. wo denn ein gleiches Zutrauen von Seiten der Regierung nicht fehlen kann. — Ein Reich, welches ganz Italien umfasse: welch ein Traumbild! — Wie wird man in der lang hingestreckten Halbinsel das Interesse des Calabresen mit dem des Brescianers vereinigen können; und wie wäre es möglich, Neapolitaner, Römer, Florentiner, Venezianer, Mailänder und Piemontesen zu der Erstrebung gleicher Zwecke zu begeistern? — Ja, so wie Italien zur Zeit des alten Roms unter Einer Herrschaft war; oder so wie Böhmen, Ungarn und Mei-

land, getrennte Provinzen, sich jetzt unter Einer Herrschaft befinden, würde unstreitig Italien, unter Einem Scepter vereint, regiert werden können: aber nie in dem Sinne wie sich dieses das »Junge Italien« gedenkt. Eine Vereinigung der ersten Art würde in Westland unstreitig zum Despotismus, — denn wie würde man ohne solchen den Süden und Norden zugleich im Zaum halten können? — zu einem Machiavellischen Regimente führen; eine Vereinigung der zweiten Art würde den jetzigen Zustand nicht wesentlich verändern; eine solche im Sinne der *giovine Italia* aber der vollständigsten Anarchie und Barbarei die Thür öffnen. — Ich bin überzeugt, daß eine Revolution, wie sie im falschen und irrenden Patriotismus wohl in der Lombardei und in den päpstlichen Legationen von geheimen Verbindungen beabsichtigt wurde, Italien mit Blut und Leichen bedecken würde. Zu beklagen ist, daß so viele rechtliche, edele junge Männer zu diesem irrenden Patriotismus verleitet wurden. — Des lombardisch-venezianischen Königreiches wahres und dauerndes Interesse erheischt offenbar, sich mit völliger Aufrichtigkeit der österreichischen Monarchie anzuschließen. — Den ganzen Werth des Hauses Oestreich erkennt der Deutsche. Wie gern hätte er an der Spitze des deutschen Völkerverbandes einen Kaiser aus diesem Hause gese-

hen? — Wer hat einst Deutschland vor türkischer Verheerung, und vielleicht Herrschaft, bewahrt? — Wer bewahrte und bewahret es vor der Pest und, durch Festigkeit der Grundsätze und väterliche Regierung, vor der nicht minder gefährlichen moralischen Pest, völkerzerstörender Umtriebe?

Eben las ich Göthe's Reise-Briefe aus Verona \*). — Welche unerhörte Uebertreibungen! — Sollte man nicht denken, man wäre, in Verona eintretend, in ein wahres Schlaraffenland gekommen! — Das Geringste, was man behaupten darf, wenn man diese Stadt ungefähre zur Zeit Göthe's sah und jetzt wieder sieht, zugebend, daß sich Vieles seit jener Zeit verändert, ist: seine Schilderung führt zu gänzlich irrigen Vorstellungen von der Beschaffenheit des Landes und von der Lebensweise der Einwohner. So sagt der große Dichter, aber auch wahrhaft dichtend, z. B.: »In einem Lande, wo man des Tages genießt, besonders aber des Abends sich erfreut, ist es höchst bedeutend, wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf, dann kehrt der Spaziergänger zurück, der Vater will seine Tochter wieder

\*) Göthe's Werke, Band 27, S. 60.

zu Hause sehen, der Tag hat ein Ende; — doch was der Tag sey wissen wir Cimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe ist es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht ist, denn wie viel Zeit können wir uns unter freiem Himmel ergözen? Wie hier die Nacht einbricht, ist der Tag entschieden vorbei, der aus Abend und Morgen bestand, vier und zwanzig Stunden sind verlegt, eine neue Rechnung geht an. — — «

Nun kann ich zuvörderst versichern, und Jeder, der zu Verona war, muß bestätigen, daß ich richtig beobachtete, daß das hiesige Klima von dem in Norddeutschland bei weitem nicht in dem Maße verschieden sey, als man nach Göthe's Darstellung schließen sollte. — Hier wachsen himmelanstrebende Cyressen und Oliven, der Wein windet sich in Guirlanden von einer Ulme zur andern, und in diesem Schatten reift der Mais; die Erndte ist am Ende des Junius. — Wer möchte nach Solchem nicht erkennen, daß hier die mittlere Temperatur bei weitem höher sey als bei uns, denn woher sonst dieser Unterschied in der Vegetation? — Aber an den einzelnen Tagen, so wie sie jedesmahl der Beobachtung, ich möchte sagen dem Genuße, vorliegen, wie sie dem Fremden, der nur kurze Zeit sich im Lande aufhalten kann, sich darstellen, erkennet man diesen, im Ganzen allerdings bedeutenden Unterschied wenig oder

gar nicht. Auch bei uns strahlet ganze Monate hindurch ein heller und heiterer Himmel — wie oft beklagen sich unsere Landwirth und Gärtner über Dürre! — wir haben warme Tage nicht nur im Sommer, sondern auch im Frühling und Herbst; selbst im Winter lacht uns oft bei gelindem Frost ein dunkelblauer Himmel. — Dagegen ist auch Ober-Italien keineswegs frei vom wahrhaften Alpenwetter, welches unserm Harzwetter keinesweges nachsteht; auch hier giebt es trübe nebelige Tage im Frühling. — Ich war zu Verona am 6ten, 7ten und 8ten Mai — den ganzen Mai hindurch aber in Ober-Italien — und da habe ich denn nicht bemerkt, daß das Wetter auffallend von demjenigen verschieden gewesen sey, welches auch uns im Frühling zu Theil wird. — Ich bin nie Abends ausgegangen, ohne mir einen Mantel nachtragen zu lassen, dessen ich mich denn häufig genug bediente. — Auch war dieses nicht etwa ein völlig außerordentliches, nur dem laufenden Jahre eigenthümliches Wetter (wiewohl man auch hier in diesem Frühlinge, wie bei uns, über Kälte klagte): — ich ergreife einen Band von Acerbi's »biblioteca italiana« so wie er mir, ohne Auswahl, in die Hände fällt, und finde im Monat Mai 1822 für die ersten beiden Wochen folgende Witterung bemerkt: — Nachm. 2 Uhr —

Tage.	Thermometerstand nach Reaumur.	Wind.	Wetter.
1.	+ 9, 0.	N.	Nebel u. Wolken.
2.	+ 7, 8.	S. W.	heiter u. Wolken.
3.	+ 8, 0.	W.	hell.
4.	+ 9, 5.	N.	hell.
5.	+ 10, 7.	N.	Nebel — hell.
6.	+ 11, 0.	W.	hell.
7.	+ 12, 5.	S. D.	Nebel — hell.
8.	+ 14, 5.	N. N. W.	Wolken — Regen.
9.	+ 13, 7.	W.	Regen.
10.	+ 13, 0.	W.	Wolken, Regen, hell.
11.	+ 12, 8.	D.	Gewitter, Regen.
12.	+ 12, 5.	S. D.	Wolken, hell.
13.	+ 11, 8.	S. W.	Regen.
14.	+ 10, 2.	W.	Nebel, Regen.

Im ganzen Monat höchster Stand des Thermometers + 22° (am 30sten Mai), niedrigster + 7. (am 2ten). Regen: Linien 35, 35.

Ich sehe andere Jahrgänge der biblioteca italiana nach, und finde ungefähr gleiche Verhältnisse für den Monat Mai. — Gewiß hat hier im Norden von Deutschland im Durchschnitt dieser Monat nicht so viele heitere und warme Tage, als er zu Mailand und Verona darbringt; aber ein solcher Unterschied hat nicht Statt, als aus Göthe's Schilderung geschlossen

werden möchte. — Wir sind keine »Cimmerier,« und weder in Beziehung auf ihr Land, noch auf Gewohnheiten, die aus dem Klima ihren Ursprung nehmen, sind die Veroneser noch keine Neapolitaner. Ein gewaltiger Unterschied ist zwischen der Gallia cisalpina und der magna Graecia.

Was Göthe von der Benützung der Abende in Verona sagt, verhält sich auch, wenigstens jetzt, nicht ganz also. — Wenn die Kühle des Abends eintritt, verläßt man das Haus und ergeht sich im Freien, genau, wie bei uns; doch mit dem Unterschiede, daß die Spaziergänge und Straßen dann weit mehr von den mittlern und niedern Classen der Gesellschaft besucht werden, als bei uns der Fall ist. Die höhern Stände beginnen ihre Abend-Spazierfahrten im Corso schon früher und enden sie beim Eintritte der Dunkelheit. Ich kann nicht sagen, daß mir in Allem diesem etwas besonders aufgefallen sey. Zu Hamburg am Jungfernstiege ist es an einem Mai-Abend ungefähr eben so. — Ueberhaupt ist das ganze Bild mit viel zu lebendigen Farben, gleichsam dichterisch dargestellt: man wird die Wahrheit weit prosaischer finden. Aber es schrieb ja ein Dichter, und einem solchen muß es erlaubt seyn, die Wahrheit mit Dichtung zu vermählen: so wie es mir, einem prosaischen Reisenden, auch erlaubt seyn muß, von den Be-

wohnern des alten edeln Sachsenlandes, die Bezeichnung »Cimmerier, die im ewigen Nebel und Trübe leben,« zurückzuweisen.

Am siebenten Mai begann ich mit meinem Cicerone, dem Herrn Cavaliere, frühzeitig meine Excursionen. Die Ueberreste römischer Alterthümer machten billig den Anfang. Ich berichtete von ihnen in den mitgetheilten Briefen, (S. Beilage II.) und bemerke nur, daß sie mich bei weitem nicht in dem Maaße als in meinen Jugendjahren ansprachen. Im Vergleich mit dem Amphitheater, welches hinsichtlich der Erhaltung, außer dem Pantheon zu Rom, in ganz Italien unter den römischen Alterthümern seines Gleichen nicht hat, wollen die Bauüberreste aus der Zeit der Römer zu Verona wenig sagen. Der Bogen der Gavier (Gavium arcus) ist kaum noch ein Bogen, und nicht viel mehr, als eine Thorwegs-Ruine, nicht einmahl eine großartige; das römische Stadthor, bekannt unter dem Namen des Thors des Gallienus, ist zwar weit besser erhalten, aber es zeigt deutlich den Verfall der schönen Baukunst im Jahre 275 nach Chr., als es errichtet wurde: so möchte denn das antike Thor in

v. Strombeck's italien. Reise. I.

der *strada de' Leoni*, von dem ich ebenfalls in den mitgetheilten Briefen berichtete, von den drei Bögen der merkwürdigste seyn.

Nichts erwähnte ich in jenen Briefen von den Grabmählern der Scaliger, Beherrscher der Stadt Verona im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, zu deren Tyrannen — um hier einen bezeichnenden griechischen Ausdruck anzuwenden — sie sich aus mächtigen Bürgern gemacht hatten. Diese Grabmäler, welche aus inländischem Marmor verfertigt wurden, und von denen drei — von Can grande, Can Mastino und Can Signorio — einen wahrhaft prachtvollen Anblick gewähren, stehen auf dem sehr beschränkten Vorhofe der Kirche *Santa Maria antiqua*, wo sich auch noch mehrere, als Kunstwerke weniger merkwürdige Grabmäler der Scaliger befinden. Bei den erwähnten dreien ruhet der Sarkophag auf einer von Säulen getragenen Fläche, die aus Einem Stücke kostbaren antiken Marmors besteht, und auf dem Sarkophage die Darstellung der Leiche des Fürsten. Ueber das Ganze erhebt sich ein wiederum von Säulen getragenes thurmartiges, reich verziertes Dach in arabisch-gothischer Form. Auf der oberen Fläche der abgestumpften Pyramide, woraus dieses Dach gebildet wird, befindet sich, das Ganze krönend, die Reiter-Statue des Fürsten.

So bei allen dreien. — Von diesen Denkmählern, die häufig in Kupfer gestochen sind, ist bei weitem dasjenige das schönste, welches Can Signorio de la Scala, der 1375 starb, sich noch bei seinem Leben mit einem Aufwande von zehntausend Goldgulden ( *Fiorini d'oro* ) errichten ließ. Bei diesem ist die Grundfläche ein Sechseck, und so zeigt denn das Ganze sechs Seiten und sechs Säulen, sowohl im untern als im obern Stockwerk, in welchem der Sarkophag, der ganz mit halberhobener Arbeit an den Seiten bedeckt ist, steht. Es giebt uns dieses Monument eine deutliche Vorstellung von dem Stande der Kunst in jenen Zeiten, und ist in dieser Hinsicht sehr merkwürdig; wie denn auch schwerlich ein ähnliches Werk im arabisch-gothischen Style aus jener Periode vorhanden ist, welches dieses an Pracht und Schönheit überträfe. Das Ganze ist auf eine sinnreiche Art erfunden, und bietet mit seinen Thurmspitzen, Erkern und übrigen altdeutschen Verzierungen einen recht würdigen und imposanten Anblick dar; wobei man jedoch auf jede Correctheit der Zeichnung, hinsichtlich der menschlichen Figuren und der Reiter-Statue, (wie gewöhnlich bei Werken dieser Art) verzichten muß. — Der Meister, welcher dieses bewunderungswerthe Werk zu Stande brachte, war Bonino di Campiglione oder Campo-leone aus Mailand. —

Die beiden andern Mausoleen sind einfacher; jedoch ebenfalls hinsichtlich der architectonischen Idee und Ausführung bewundernswürth. Die Hauptplatte, welche den Sarkophag trägt, ist bei beiden ein Quadrat, sie ruht auf vier Säulen und das Werk hat also auch nur vier Seiten. Das Monument des Can grande ist über der Kirchthür angebracht, und lehnt sich also mit der Rückseite an die Mauer der Kirche.

Raum besucht Verona ein Fremder, der nicht zu diesen Mausoleen wanderte.

Der Abige strömt von Norden nach Süden durch Verona, und drei Brücken verbinden den westlichen und den östlichen Theil der Stadt mit einander, von denen der letzte weit kleiner als der erste ist. Die vierte Brücke führt von dem Castel vecchio nach Norden zu unmittelbar ins Freie, indem sich auf jener, nach Mitternacht gewendeten Seite die Stadt nicht bis in diese Gegend erstreckt. Diese Brücke, welche schon im Jahre 1354 erbaut wurde, besteht aus drei Bögen, von welchen der erste, unmittelbar das Castel berührende, als der am weitesten gespannte auf der ganzen bekannten Erde, die Aufmerksamkeit der Reisenden verdient. Es

beträgt nämlich seine Spannung 142 veronesische Fuß \*), dagegen die des famosen Rialto nur 86 Fuß ausmacht. — Der zweite Bogen hat eine Spannung von 82 und der dritte von 70 Fuß. Mit den Pfeilern selbst hat die Brücke eine Länge von 348 Fuß. Der Name des Baumeisters, der solche Bögen auszuführen unternahm, ist unbekannt, die Ausführung des Werkes aber ein Beweis, bis zu welchem hohen Grade technischer Meisterschaft es die Architekten des Mittelalters gebracht hatten, eine Meisterschaft, die selbst in unserer Zeit keinesweges übertroffen ist. — Nachdem ich mit meinem Cicerone noch den Dom und die Kirchen S. Anastasia und S. Zeno (welche alle drei, sowohl hinsichtlich der byzantinisch-gothischen Architectur als wegen der Alterthümer und Kunstwerke, so sie einschließen, merkwürdig), dann die prächtigen Paläste Canossa, Maffei, Bevilacqua und Pompei von außen beschaut, und überhaupt mir das Bild der Stadt von neuem dem Gedächtnisse eingeprägt hatte, besuchte ich meinen gestrigen Reisegefährten, den Abbate Nicola Negrelli, welcher mir so manche Beweise seines Wohlwollens gegeben. Er hatte die Güte, mich noch zu fernern Excursionen aufzufordern,

\*) Der veronesische Fuß ist  $\approx 1\frac{1}{2}$  römischen Palm und mithin ungefähr so groß als der pariser Fuß — Drei Palme sind  $\approx 2$  Fuß, 6 Zoll,  $9\frac{1}{10}$  Linien par. Maas.

und auf diesen mich zu begleiten, vorzüglich aber das Verdienst, mich auf die prachtvolle Porta del Pallio aufmerksam zu machen, welche, rustik in altem dorischen Styl erbaut, an ernster Majestät vielleicht von keinem Thore auf der Welt übertroffen wird. — Die Festungsbauten von Verona, die ich nur von fern sah, gewinnen, unter der Leitung des Generals von Scholl im Ingenieur=Corps, täglich mehr an Größe und Umfang, und dehnen sich über beide Ufer der Etsch aus. — Diese Werke, die zu Trien und die Festung Mantua, in Verbindung mit dem neuen Wege über den Monte Stelvio, begründen ein sehr weise berechnetes Vertheidigungs=System gegen jeden Angriff in Italien von Westen her.

Noch stattete ich mit dem Abbate Reggelli einen Besuch bei dem Doctor Antonio Salvotti (kaiserlichem Hofrath und Mitgliede des hiesigen höchsten Gerichtes für das lombardisch=venezianische Königreich) ab, einem Rechtsgelehrten von ausgezeichnetem Rufe und dabei von einer seltenen Anspruchslosigkeit. Die Säle und Zimmer seiner schönen Wohnung stellen gleichsam eine Bildergalerie dar; was aber als das Merkwürdigste hierbei erscheinen muß, ist, daß die vielen Gemälde, woraus diese Galerie besteht — zum Theil große Compositionen — von der jungen, schönen und liebenswürdigen Gemahlinn des Herrn Salvotti verfertigt wurden.

Man kann das große Talent dieser Künstlerinn nicht genug bewundern. Sie componirt und mahlt mit einer Correctheit und Kraft, die Maltern von Ruf zum Ruhme gereichen würden. Ich hatte die Ehre, dieser geistreichen Frau vorgestellt zu werden, welche mit der lebenswürdigsten Unbefangenheit mir sofort ihre größten Schätze — nicht Gemälde, nein, ihre beiden bildschönen Söhne, schauen ließ. Nie werde ich die Freude vergessen, welche der in Jugendblüthe prangenden Mutter aus den Augen glänzte, als sie — es hätte dieses der Gegenstand eines reizenden Gemäldes werden können — des ältesten Knaben Hals und Brust entblößte: gewiß — wer mag dieses einer liebenden Mutter, die Künstlerinn ist, verargen? — damit er sich noch mahlerischer ausnehmen möchte. — Aber der Junge war auch so ein wahrhafter Cupido. — Wir konnten nicht aufhören zu schwärmen, gleich als wären wir alte Bekannte, bis uns endlich, gegen vier Uhr, die Stunde des Mittagsmahls dictatorisch wegrief. — Niemand kann die schönen Eigenschaften der deutschen Frauen mehr achten als ich; aber den heitern Ton und die bezaubernde natürliche Unbefangenheit gegen Fremde, die den Italiänerinnen der höhern Stände eigen ist, haben sie, wie ich mich vielfach überzeugte, sehr selten. Hier findet man nichts von der lächerlichen, dünkelfhaften, beschränkten innern Sinn aussprechenden



Vornehmigkeit, von der wir nicht wissen, ob wir darüber lachen oder uns ärgern sollen. — Selbst die — ich möchte sagen naive Entschuldigung, welche ich bei Morgenbesuchen in Italien aus dem Munde schöner Frauen öfter vernahm, »noch nicht die vollständige Toilette gemacht zu haben und sich noch im Negligée zu befinden«, hat etwas Zutrauliches. — Statt solcher Entschuldigung weisen unsere vornehmen Damen den Besuch kalt und vornehm ab, wenn sie nicht glauben, schon in vollständiger Würde erscheinen zu können. — So nicht die Italiänerin; sie macht gern eine neue Bekanntschaft, denn sie ist neugierig, wie ein junges Mädchen, und, indem sie fühlt, selbst Geist zu haben, scheut sie sich nicht, den Besuch eines Fremden anzunehmen, von dem sie voraussetzt, daß er nicht ungebildet sey, da er das Bedürfniß fühlte, das schöne Italien und seine lebenswürdigen Bewohnerinnen kennen zu lernen.

Den Abend von sieben Uhr bis fast Mitternacht brachte ich in dem Hause der Gräfinn Arco, in ihrer, ihrer Kinder und des Abbate Negrelli Gesellschaft zu. Die Gräfinn hatte es mir wohlwollend am Morgen, als ich auf wenige Augenblicke meine Aufwartung machte, freigestellt, zu wählen, ob die Gesellschaft ausgedehnter seyn sollte oder nicht, und ich hatte natürlich das Letzte

gewählt. — Ich brauche nicht zu sagen, daß in solcher Umgebung die Stunden dahinflogen. Da wurde Deutschland mit Italien verglichen, der gesellschaftliche Zustand beider Länder gegen einander gestellt, ihre schöne Literatur unparteiisch erwogen. In allem diesem erglänzte der Geist der Gräfinn, in welcher sich jede schöne Eigenschaft deutscher und italienischer hochgebildeter Frauen vereinte, und die, einheimisch in den höchsten bürgerlichen Verhältnissen beider Länder, in Beurtheilung der socialen Umstände derselben als competente Richterinn erschien. Diese Gespräche wurden sodann durch die gelehrten Bemerkungen des Abbate Negrelli oft gelenkt, der, selbst geschätzter Dichter, geistreich die eigenthümlichen Vorzüge der italienischen Poesie vor der jedes andern Landes geltend zu machen suchte.

Zu früh kam die Stunde der Trennung. — Wohl eine ewige! — Die Gräfinn schenkte mir zum Andenken Cesare Betteloni's poetische Schilderung des Lago di Garda mit einer freundlichen eigenhändigen deutschen Aufschrift, und ich überreichte ihr das einzige Exemplar meiner Lebens-Darstellungen, welches ich, um es zu Rom zu verschenken, mit mir genommen hatte. Der Abbate gab mir zum Andenken sein schönes, ein furchtbares Natur-Phänomen beschreibendes Gedicht: *il Rebrat, o le Rovine delle Alpi Canalesi in Ti-*

rolo, \*) mit einer rührenden italiänischen Aufschrift, in welcher er, bei der hohen Unwahrscheinlichkeit, daß wir uns je in diesem Leben wiedersehen würden, den Wunsch und die Hoffnung, daß er den liebgewonnenen Freund einst in den Chören der Seligen wieder erkennen möchte, ausgesprochen. — Ich schenkte ihm mein lithographirtes Bild, das gelungene Werk eines braunschweigischen Künstlers, des Hofmalers Tunica, denn nichts Anderes besaß ich, welches ich ihm zum Andenken verehren konnte. — Und nun umarmten wir uns. — Er wollte mich zu meinem Gasthose begleiten, welches ich verbat, denn ich war so gerührt, daß ich doch mit ihm nicht hätte sprechen können. — Meine hoffentlich glückliche Rückkehr in das Vaterland zu melden versprach ich der Gräfinn. Auch habe ich Wort gehalten und bin von ihr mit einem Antwortschreiben belohnt, welches ich vor wenigen Tagen — als ich eben meine Fahrt auf dem Gardasee erzählte — empfing.

Am 8ten Mai, Morgens gegen 7 Uhr, verließ ich Verona mit einem Betturino, in dessen sehr bequemen

\*) Canti quattro dell' Abbate Nicola Negrelli da Primiero.  
— Trento, 1830.

Wagen, nach der Weise der Italiäner, denen man mit Unrecht Verschwendung nachsagen würde, ich mir nur einen Platz ausbedungen hatte, jedoch ohne mich bei dem Führer in die Koft zu geben. Ich bekam zwei Reisesegefährten, und zwar, als wenn mein gutes Glück meinen Zweck, die Nation in allen Verhältnissen kennen zu lernen, recht freundlich befördern wollte, zwei erst vor wenigen Tagen vermählte Liebende. Der neue Ehemann war ein junger Portrait-Maler aus Parma, höchstens zwei und zwanzig Jahre alt, seine Gattinn, eine schlanke schwarzäugige Brünette, eine Italiänerinn in jeder Hinsicht, mochte funfzehn Jahr alt seyn. Im Anfange unterhielten mich die tausend verliebten Thorheiten, welche sie trieben; bald wurden sie jedoch lästig; denn man mag nun sagen was man will, die Liebelien Anderer auf die Länge zuzusehen hat, wie jede gänzlich stumme Rolle, etwas Höchstwiderräufiges. Doch ist es mir keinesweges jetzt unlieb, auch diese verliebten Albereien gehört und gesehen zu haben. Am feurigsten schien übrigens die junge Frau zu lieben, denn als sie bei einer Verheuerung von seiner Seite, die nur poetisch war, ihrem Geliebten in die Arme sank, biß sie ihn auf gut antike Art (die wir aus dem Horaz kennen) dergestalt in den Hals, daß Blut hervordrang. Diese italiische Blut werden unsere blonden Schönen mit ihren

nüchternen kühlen Naturen wenig anständig finden: und ich muß denn auch gestehen, daß sie mir so zuwider war, daß ich die Verliebten ganz ernstlich ersuchte, das Feuer ihrer Zärtlichkeit für die nächste Nacht aufzusparen, und dritte Personen nicht zu Zeugen von Thätlichkeiten zu machen, die, wenn sie einmahl stattfinden sollten, am passendsten im Sanctuare der Liebe vorgenommen würden. — Auf der Stelle waren Beide ernst, und nachdem die erste Ueberraschung über diese Apostrophe, welche ein allgemeines Schweigen von einer halben Stunde zur Folge hatte, vorüber war, unterhielt mich der Mahler auf das Angenehmste von Gegenständen seiner Kunst. Als er aber späterhin sich einige Augenblicke entfernt hatte, wandte sich die junge Frau ungefähr mit folgender Anrede an mich. »Ich erkenne, Signor, daß ich eine Unbesonnene bin: was werden Sie von meinem Betragen denken? — Doch die Liebe riß mich hin, und der Gedanke, er sey jetzt der Meine. — Glauben Sie, der gute Junge liebt mich eben so glühend, als ich ihn; aber er weiß sich mehr zu halten, denn er ist älter als ich, die ich eben aufhörte, ein Kind zu seyn. — Und warum sollen wir den Augenblick nicht haſchen? — Wir sind Beide arm; wir haben nichts, als was unsere Hände verdienen. Wie lange wird die-

ses Glück der ersten Liebe dauern!« — Jetzt that es mir leid, daß ich sie betrübt hatte.

Der Weg von Verona nach Vicenza hat nichts Ausgezeichnetes. Die Gegend ist eine Ebene, die links von den Hügeln, welche die Alpenkette einfassen, begrenzt wird, und die eine üppige Vegetation erheitert. Allenthalben erblickt man die mit der Rebe vermählte Ulme und neben den Landhäusern, die den schönsten Stellen der Gegend und vorzüglich den Hügeln nicht fehlen, hohe Cypressen. Rechts dehnt sich eine vollkommen gut cultivirte Ebene aus, die mit der Umgegend meiner Vaterstadt Braunschweig Aehnlichkeit hat. Das Getreide stand in der Blüthe. Die Wärme mochte heute wohl auf 20 Grad gestiegen seyn, und war bei dem Kalkstaube der Chaussee ziemlich beschwerlich.

Gegen Mittag waren wir zu Vicenza, zu welcher Stadt sich eine Kette von Hügeln hinerstreckt, die, von den Vorbergen der Alpen auslaufend, ihren Ursprung vorweltlichen vulcanischen Erhebungen und Auswürfen zu danken hat. — Ich stieg in dem Scudo di Francia ab, einem vorzüglichen Gasthose, nahm sofort einen Lohnbedienten an und suchte die wenigen Stunden, welche hier zu verweilen mir vergönnet waren, so gut wie möglich zu benutzen.

Wie in Wittenberg stets das dritte Wort, welches ein Fremder vernimmt, »Doctor Martin Luther« ist, so hier »Andrea Palladio.« Auch redet dieser große Baumeister (geb. zu Vincenza am 30sten November 1518) noch täglich durch seine hier hinterlassenen Baumonumente zu den Vicentiniern, deren Stadt ihm verdankt, daß sie in architectonischer Hinsicht eine der merkwürdigsten Städte Italiens, ja der ganzen Erde geworden ist. Palladio war der erste, welcher die Ueberreste altrömischer Baukunst, deren so gar viele Italien eben nicht hat, wenigstens nicht in einiger Maassen gut erhaltenem Zustande, auf das Sorgfältigste in ihren architectonischen Verhältnissen untersuchte, sie mit den Lehren Vitruvs verglich, und so ein Lehrwerk zu Stande brachte, welches ewig (ein Muster des angestrengtesten Fleißes, des guten Geschmacks und des edelsten Styls) in der Baukunst gleichsam ein Canon seyn wird. — Bei meinem ersten Aufenthalt zu Venedig war ich so glücklich gewesen, die erste, sehr seltene Ausgabe der »Quattro libri dell' architettura di Andrea Palladio \*)« zu erwerben, und seit dieser Zeit ist der wahrhaft große Mann stets einer meiner italienischen Lieb-

\*) In Venetia, appresso Dominico de' Franceschi. 1570. Fol.

lings = Schriftsteller gewesen. Auch in Hinsicht des Styls. Mit stets erneutem Vergnügen lese ich sein »Proemio ai Lettori,« welches, hinsichtlich des edeln und wahrhaft classischen Baues der Perioden den Schriften des großen Florentiners (Nicola Machiavelli) an die Seite gesetzt werden kann. — So war ich denn in der Stadt, wo ich die Bauwerke des großen Meisters in ihren herrlichen Verhältnissen, die eben durch die Perspective erst gehoben werden, ausgeführt schauen konnte, jene kunstreichen Compositionen, die ich seit zwei und vierzig Jahren in ihren Aufrißen bewunderte. Auch ließ ich mich von meinem Cicerone zu allen Gebäuden führen, die von Palladio erbaut worden, deren zwanzig und einige in Verona vorhanden sind, sein eigenes bescheidenes Wohnhaus, welches nur zwei Fenster in der Fronte hat, nicht zu vergessen. — Bekanntlich hat Palladio zu Vicenza ein antikes Theater, in verkleinerten Verhältnissen darzustellen gesucht, welches unter dem Namen teatro degli Olimpici, oder Olimpico (nach der hier noch jezt blühenden Academia degli Olimpici so genannt) weltberühmt geworden, und von keinem gebildeten Fremden unbefucht gelassen wird. Göthe sagt von diesem herrlichen Bauwerke: »Das Olympische Theater ist ein Theater der Alten im Kleinen realisirt und unaussprechlich schön; aber gegen die unsrigen

kömmst es mir vor, wie ein vornehmer, reiches, wohlgebildetes Kind, gegen einen klugen Weltmenschen, der weder so vornehm, noch so reich, noch wohlgebildet, besser weiß, was er mit seinen Mitteln bewirken kann. — Mich dünkt, daß dieser Ausspruch nur halb wahr sey, nämlich hinsichtlich der Bühne. Bekanntlich wandten die Alten Couliissen nicht an, die Bühne, welche einen öffentlichen Platz mit Säulengängen und davon ablaufenden Straßen vorzustellen pflegte, konnte nicht verändert werden. Bei dem Leben der Alten, vorzüglich der Griechen, aus deren Geschichte die Theaterstücke, wenigstens die Trauerspiele, fast ausschließlich genommen waren, konnte man hiermit auch füglich ausreichen. Einen solchen öffentlichen Ort stellt nun auch das Olympische Theater auf seiner Bühne dar. — Wer muß hier nicht der neuern Maschinerie, durch welche die Scene hundertfach verändert werden kann, den Vorzug geben? — Dagegen gebe ich diesen Vorzug hinsichtlich des Saales (wie wir mit den Franzosen zu sagen pflegen), d. i. des Orts, wo sich die Zuschauer befinden, unbedenklich den Theatern der Alten. Gleich hinter dem Orchester erhebt sich das Parterre (wie wir sagen) amphitheatralisch bis zu der Höhe, wo eine Colonnade, das Ganze umkränzend, Gelegenheit giebt, in voller Pracht ausgezeichnete Sitze anzubringen. — Wie unzuweckmäßig erscheinen da-

gegen unser ebenes Parterre, unsere Sperrfige und die Seitenlogen, aus denen man nur in gezwungenen Stellungen zuschauen kann? — Alle jene Vorzüge kann man nun an dem Olympischen Theater Palladio's erkennen, welches man sich keinesweges in der Verkleinerung eines Modelles denken muß: es ist so groß, daß recht füglich darauf Vorstellungen würden gegeben werden können, wie auch geschehen ist. Auch zweifle ich nicht, so viel die Größe des Saales sich meinem Gedächtnisse ungefähr darstellt, daß auf den amphitheatralischen Sitzen wohl achthundert Zuschauer Platz zu finden vermöchten \*). — Zu beklagen ist, daß das herrliche

\*) Bollmann hat, nach den italiänischen Beschreibungen, die von dem teatro Olimpico vorhanden sind, dieses folgender Maassen beschrieben. Nach dieser Beschreibung kann sich der Leser von dem merkwürdigen Bauwerke eine völlig richtige Vorstellung machen.

Das Theater liegt in einem großen Gebäude, das einen Eingang von verschiedenen Gassen hat, und ist nach einem Plan gebauet, welcher von den heutigen Baumeistern nachgeahmt zu werden verdiente. Cochiti hat solchen genutt, sein Project ist aber nicht ausgeführt worden.

Die Vorderscene (proscenium) ist drei und achtzig Fuß breit, und ein und zwanzig und einen halben tief. Auf diese stießen sieben Gänge oder Gassen aus der hintern Scene. Die größte Oeffnung oder breiteste Gasse ist dreizehn Fuß zehn Zoll, und die anderen sechs Fuß sie-

\*) Strombeck's italiän. Reise. I.

Bauwerk keinesweges die sorgfältige Erhaltung findet, deren es so sehr würdig, und um so mehr bedürftig, da

den Boll. In diesen Gassen sieht man Gebäude, Tempel und Bäume, erhaben gearbeitet. Alles ist zur Tragödie sehr bequem eingerichtet. Die Verzierungen des Theaters sind von einem andern nicht weniger berühmten Baumeister, dem Vicenzio Scamozzi, angegeben. Das Proscenium stellt einen dem Hercules gewidmeten Triumphbogen, und in zehn Basreliefs seine Thaten vor. Die Vorderseite des Theaters vor dem Proscenium hat zwei Reihen Korinthischer Säulen übereinander, und darauf noch eine Attika mit vielen Nischen und Statuen. Die untersten Säulen sind zwanzig Fuß, die oberen sechzehn und die Attika neun und einen halben Fuß hoch.

Das Parterre hat dreizehn Reihen von Sitzen hinter einander, welche wie in einem Amphitheater umher laufen, und wo die Zuschauer anstatt in den Logen sitzen. Diese Sitze oder la scalinata sind dergestalt angeordnet, daß sie eine Ellipse ausmachen, deren lange Axe mit dem Theater parallel läuft. Nach dem Vitruv waren die Sitze der alten Theater auf eben die Art eingerichtet. Sie nehmen eine Tiefe von drei und zwanzig und einem halben Fuß ein. Der unterste Sitz hat in der Peripherie achtzig Fuß. Hinter dem obersten erhebt sich eine zierliche Tribune oder Galerie, deren Säulen mit dem Simse vierzehn und einen halben Fuß hoch sind. Unten ist die längste Seite des Durchmessers hundert und drei Fuß, und der kleine Durchmesser sieben und dreißig und einen halben Fuß tief, wenn man das Parkett bei Bällen so hoch macht als das Theater. Das eigentliche Parterre ist sechs und fünfzig Fuß breit und achtzehn tief. Die Höhe des

es nur aus Holz hergestellt wurde. Allenthalben ist Staub und Schmutz, und die Zugänge sind so beschaffen, daß man keinesweges durch sie zu einem Olympischen Theater zu gelangen glaubt. — Den herrlichen Palästen, womit Palladio die Vaterstadt schmückte, geht es zu dem bei weitem größten Theile nicht besser. Rußig und verfallend, werden sie, wenn nicht ein neues Leben in Vicenza eindringet, in wenigen Jahrhunderten nur noch in ihren Ruinen studirt werden können.

Auch in den Kirchen und in der Umgegend von Vicenza finden sich noch manche Baummonumente des großen Palladio, auf deren Studium längere Zeit zu verwenden dem Architekten nur lehrreich seyn kann.

Die Stadt Vicenza hatte unter der venezianischen Regierung den Vorzug, von ihrem eigenen Adel, welcher

Saals beträgt zwei und fünfzig Fuß. Man findet hier eine Menge von Statuen, welche Vittoria und Marinasi aus einem sehr harten Stuck verfertigt haben. Die Vorderseite des Theaters und die obgedachte obere Galerie sind ganz damit besetzt.

Das Theater wurde im Jahre 1580 angefangen; weil aber Palladio noch in demselben Jahre starb, so sah er es nicht vollendet, sondern es kam erst vier Jahre darauf nach seinen Plänen zu Stande.

aus dem Collegio de' Dottori und aus dem Consiglio bestand, regiert zu werden. Aus diesen wurden sodann die Gerichtspersonen gewählt, welche die Streitsachen, ohne daß von ihren Aussprüchen nach Venedig hätte appellirt werden können, sowohl in der ersten als zweiten Instanz entschieden. — Diese Verfassung, auf welche der vicentinische Adel einen großen Werth legte, fand mit der Republik Venedig ihren Untergang, und Vicenza bekam die Verwaltungs- und Justiz-Formen der Reiche, denen es nach einander einverleibet war. — Was jedoch die Communal-Verfassung anbetrifft, so ist mir von zuverlässiger Seite versichert worden, daß die Regierung beabsichtige, eben die liberalen Formen, welche in dieser Beziehung schon seit ungefähr achtzig Jahren in der österreichischen Lombardei in Anwendung sind — Formen, wie sie jetzt in England mit so ernstern Bestrebungen erst herbeigeführt werden sollen — binnen Kurzem auch im Venezianischen einzuführen; wodurch denn auch Vicenza der frühern städtischen Verwaltungs-Verfassung, unter zeitgemäßer Veränderung, näher geführt würde.

Als ich meine Reise begann, hatte ich es mir fest vorgenommen, von Vicenza aus den sieben deut-

schen Gemeinen (sette Comuni), welche, ganz von Italiänern umgeben, im Norden von dieser Stadt, germanische Sprache und Sitten beibehalten, einen Besuch abzustatten. Wie so mancher schöner Voratz ist auch dieser unausgeführt geblieben. Er hätte mir wenigstens vier Tage gekostet, und ich überredete mich um so leichter, diese Zeit nicht aufwenden zu können, da ich kaum erwarten konnte, mein theures Venedig wieder zu sehen, und da mich eine wahre Sehnsucht nach Rom forttrieb. — Doch sey es mir erlaubt, an dieser Stelle meines Reiseberichtes etwas von den Sieben Gemeinen zu sagen, deren Daseyn auch jetzt noch vielen meiner Leser unbekannt seyn wird. Italien wird so oft besucht: vielleicht gebe ich hierdurch die Veranlassung, daß ein deutscher Sprachforscher dem interessanten Völkchen ein Paar Tage widmet; denn, selbst nach dem, was bis jetzt in dieser Beziehung geschehen, möchte doch noch Gelegenheit zu mancher Bemerkung übrig bleiben. Im Val d'Assa, Val di Noas, Val Gadena und Val Stagna, welche Thäler im Nordost von dem Flusse Brenta, im Südwest aber von dem Fluß Adige eingeschlossen werden, haben die Gemeinheiten ihren Wohnsitz, die unter dem Namen der sette Comuni auch in Deutschland einigermaßen bekannt geworden, seit Büsching im sechsten Theil seines Magazins für die

neue Historie und Geographie (1771) die zwei Bücher des Marco Pezzo, eines veronesischen Geistlichen, von den veronesischen und vicentinischen Cimbrern\*), aus dem Italienischen von Klinge (schlecht) übersetzt, bekannt gemacht; denn früher hatte allein Leibniz ihrer, oder vielmehr nur der dreizehn Gemeinen im Veronesischen, mit denen es eine ähnliche Verwandtniß als mit den sieben im Vicentinischen hat, nur beiläufig einmahl erwähnt. — Der Hauptort der sieben Gemeinen ist das Städtchen Asiago (von viertausend Einwohnern), welches ungefähr zwei deutsche oder acht italienische Meilen nordwestlich von Bassano entfernt ist, und von hier aus auch am Besten wird besucht werden können. Nach Marco Pezzo erstrecken sich die Thäler der sette Comuni 25 italienische Meilen in die Länge und 20 in die Breite, und ihre südlichste Grenze ist 15 Meilen von Vicenza entfernt. Sie sind von hohen Felsengebirgen umgeben, und der Zugang zu ihnen ist äußerst beschwerlich. Es läßt sich, nach diesem Schriftsteller, in sprachlicher Hinsicht der Weg nachweisen, durch welchen sie mit den dreizehn Veronesischen Gemeinen zusammenhängen. Diese sieben Gemeinen vorzüg-

\*) Dritte Auflage. Verona, 1763.

lich nennen sich selber Cimbren, wie man sie denn auch seit dem elften Jahrhundert in Italien für Deutsche erkannte und für Cimbren hielt. Eine in neuern Zeiten angestellte gründlichere Untersuchung ihrer Sprache und ein genaueres Erwägen der Verhältnisse und Umstände, welche bei der großen Niederlage der in Italien eindringenden Cimbren Statt fanden, haben das Unwahrscheinliche, oder vielmehr völlig Nichtige jener Stammableitung dargethan. Die Sprache der sogenannten Veronesischen und Vicentinischen Cimbren ist, mit nicht wesentlichem Unterschiede, so wie jedes Thal dergleichen darbietet, das südtyrolische Deutsch; und so mag denn auch nicht bezweifelt werden, daß sie zu einem Stamme mit den Tyrolern gehören, ja, in sprachlicher Hinsicht, nichts als Tyroler seyen \*).

\*) Die Literatur über den gedachten interessanten Gegenstand findet man aufgeführt in Adelungs »Neuester Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur bis zur Völkerwanderung« (Leipzig 1806.) S. 127 ff. — Ferner ist nachzulesen Adelungs »Mithridates oder allgemeine Sprachkunde« (Berlin 1809.) II. Thl. S. 213; des Freiherrn von Hormayr »Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol« (Tübingen 1806.) Band I. Abth. 1. S. 134. ff.; »Memorie istoriche de' sette Comuni del abate Agostino dal Pozzo« (1820) und des Giambattista Carlo »Manuale di geografia moderna.« (Milano, 1826.) Vol. II.



Wäre es nun gleich unendlich interessanter, die Sprache eines Volkes untersuchen zu können, welches vor länger als zwei tausend Jahren, nach einer fast gänzlichen Vernichtung seines Heeres, hier im Lande der Welfen Ueberbleibsel zurückgelassen hätte, und von der, nach ihrem frühern Zustande, uns so wenig bekannt ist, als gleichsam einem Vorposten des nicht unbekannten südlichen Tyrols die Aufmerksamkeit zu widmen: so kann es doch nicht fehlen, daß ein Aufenthalt in der Mitte eines stammverwandten Völkchens, welches wenigstens seit dem elften Jahrhundert gleichsam eine sprachliche Dase mitten zwischen Italiänern bewohnt, zu vielen anziehenden Beobachtungen Veranlassung geben könnte; und so mag ich denn nicht umhin, zu beklagen, daß mich Umstände, die mir kein unüberwindliches Hinderniß seyn durften, von dem fest vorgenommenen Besuche abschreckten. Nichts ist auf Reisen den Beobachtungen hinderlicher, als die Ermüdung, ich möchte sagen Sättigung, welche aus dem so schnell hinter einander folgenden Schauen neuer Gegenstände erwächst. — Ich gestehe gern, daß mir oft ein Stein vom Herzen fiel, wenn ich vernahm, »in der eben erreichten Stadt sey nichts Sehenswerthes vorhanden.« — Gern ergreift man jeden Vorwand, der uns bei uns selbst Entschuldigung darbietet, uns irgend einer

Mühhaltung zu entziehen. So war es denn auch mir gegangen. — Man muß nur aufrichtig seyn.

Noch theile ich in der Anmerkung, um meinen Lesern eine Probe der Sprache der sette Comuni zu geben, das Vater Unser in derselben mit \*).

Nachmittags, schon ziemlich spät, verließ ich das schöne und stille Vicenza. Meine verliebten Reisegefährten waren zurückgeblieben, weil, wie mir der Beturiner berichtete, der junge Mahler durch einen vermittelnden Freund Beschäftigung gefunden hatte. Doch fehlte mir auch für den Rest der Reise nach Padua Gesellschaft nicht. Diese bestand aus der Signora Theresa B\*\*\*, Tochter eines Cavalliere B\*\*\*, irre ich nicht, aus der Nachbarschaft von Piacenza, und einer sie begleitenden Cameriera. Die Dame mochte dem dreißigsten Jahre ziemlich nahe seyn, ohne daß man sie

\*) Unsar Vatar, dear vume Himmele.

Say dorkannet eur halgar Namen;

Kemme eur Raich;

Schaj was jart welt, wia in Himmele, as sho at Erda;

Gehbt us heite unsar Proat usen allen Taghe;

Un vorghet us unsara Schulle, wia wiar vorgheben  
den da saint us schullek;

Un lasset us net fallen in pose Bink;

Un boutet us van Santen, un vume Teilele, A as  
sais!

deßhalb verblüht hätte nennen können. Der Zweck ihrer Reise, den sie mir in der ersten Viertelstunde erzählte, war, an dem Grabe des Santo d. i. des heiligen Antonio di Padua ihre Andacht zu verrichten, und diesen großen Thaumaturgen recht inbrünstig anzusehen, die Genesung ihres alten Vaters zu bewirken, welcher nun schon seit mehreren Jahren, an Händen und Füßen durch Sicht gelähmt, jede menschliche Hülfsleistung als gänzlich unwirksam erkannt hatte. — Der Beispiele seien unzählige, daß der Heilige in ähnlichen Fällen Hülfe gewährt habe. — Es würde höchst unrecht gewesen seyn, den geringsten Zweifel durchblicken zu lassen. Mußte ich auch, schon als guter Protestant (welche Qualität zu entdecken ich keinen Beruf fand) die Intercession des Heiligen für überflüssig halten, so konnte es mir doch nur ehrwürdig erscheinen, daß eine fromme Tochter eine weite beschwerliche Reise nicht scheute, um an einem Orte, den sie für vorzüglich heilig hielt, ihre Gebete für die Genesung eines alten Vaters zum Himmel zu senden. Ja, ich gestehe, daß ich ihre Hoffnung noch zu vermehren suchte, indem ich ihr erzählte, wie ich schon einmahl zu Padua gewesen und selbst die große Menge von Weihgeschenken gesehen, die von Genesenen dem Heiligen dargebracht worden.

Der Weg nach Padua läuft in der Thalebene fort,

welche, ursprünglich von dem Bacchiglione gebildet, sich südöstlich nach Padua nicht fern von dem Abhange der Euganeischen Gebirge hinunter zieht und mit dem Thale der Brenta vereinigt. Die Gegend ist im hohen Grade fruchtbar und mit Landhäusern wie besät. Jene Gebirge bestehen aus Basalt und Lava, welche sich durch die Kalkschichten durch vulcanische Emporhebungen den Weg gebahnt, und diese mit sich gehoben haben. Die ganze Gegend von dem östlichen Ufer des Lago di Garba bis zum westlichen der Brenta, und über diesen Fluß nach Osten zu noch hinaus, ist für den Geologen von der größten Wichtigkeit, auch ist diese längst anerkannt. — Hätte der große Werner diese Gegenden in ihren geognostischen Verhältnissen studiren können, er würde bald von seinen neptunischen Ansichten zurückgekommen seyn und erkannt haben, daß im Großen und Ganzen der gegenwärtige Zustand der Oberfläche der Erde aus Emporhebungen entstanden, die man in der Beziehung, daß das Feuer bei ihnen thätig gewesen, vulcanisch nennen muß. Besonders aber würde er sehr bald seine Theorie von der Entstehung der Erz-Gänge aufgegeben haben. — Der Abhang der Alpen dieser Gegend, der Monte Baldo, die sämtlichen Gebirge und Hügel im Veronesischen, Vicentinischen und Paduanischen zeigen dieß alles deutlich. Am höchsten hinauf, noch nörd-

lich von Schio, brach der Granit hervor, aus Tiefen, die noch weit unter den Schieferfschichten, welche unter dem Kalk hier streichen, sich befinden; dann der Porphyr; zuletzt der Basalt, die Laven und die vulcanische Asche. Alle diese Explosionen hoben die Kalkschichten, die sich vor jenen Katastrophen auf dem Grunde des Urmeeres gebildet hatten, und deren wellenförmig gestaltete Flächen auf das deutlichste zeigen, daß eine von unten herauf wirkende Kraft ihnen diese Gestalt gab. Man muß dem natürlichen Scharfsinne und dem Beobachtungsgeiste der Italiäner die Ehre lassen, daß sie, wenigstens, was den Basalt anbetrifft, stets diese Ansichten hatten, und von diesen (mit einzelnen Ausnahmen) nicht abwichen, als das ganze übrige Europa im Neptunismus versunken war, eine Ehre, die sie mit Ferber \*) theilen.

Bei meiner Art zu reisen hatte ich wenig Gelegenheit zu geognostischen Beobachtungen, doch ging ich, so oft als es thunlich war, zu Fuß, und untersuchte die Verhältnisse des Terrains durch die der Weg führte. Von der Gegend, von welcher hier die Rede ist, hatte

\*) Joh. Jacob Ferbers Briefe aus Wälschland über natürliche Merkwürdigkeiten dieses Landes. Herausgegeben von Ignaz Edeln von Born. Prag, 1773.

ich längst, besonders zu der Zeit, als ich mit der Bearbeitung von Breislak's großem geologischen Werke mich beschäftigte, so viel aus Büchern und Karten geschehen kann, Notiz genommen, daß ich also wohl im Stande war, auch in den flüchtigen Beobachtungen, welche mir diese Reise erlaubte, meine bisherigen Ansichten (die ich schon in frühern Schriften öfter andeutete) als die richtigen zu erkennen.

Mit dem oben erwähnten Basalt sind auf eine höchst dauerhafte Weise die Straßen sowohl zu Padua als Venedig gepflastert, wie er denn auch zu den Chausséen der hiesigen Gegend, die, wie überall in den Staaten des Kaisers von Oestreich, vortrefflich sind, angewendet wird.

Es war gegen neun Uhr, als wir in Padua ankamen, wo ich in der Stella d'oro mein Quartier nahm.

Am 9ten Mai ließ ich mein erstes Geschäft seyn, Padua (den Geburtsort des großen römischen Geschichtschreibers Titus Livius) mit meinem Lohnbedienten nach mehreren Richtungen zu durchwandern, um mir den Totaleindruck der alterthümlichen Stadt, in welcher ich mich im Julius 1793 aufhielt, in das

Gedächtniß zurück zu rufen. Ihre Straßen sind größten Theils sehr unregelmäßig, schmal und durch die Bogengänge, auf denen die Vorderseiten der Häuser ruhen, ziemlich düster. Doch fehlt es der Stadt keinesweges an einer bedeutenden Anzahl schöner Paläste, unter denen sich ein neues Gebäude auszeichnet, und dieses ist — ein Kaffeehaus. — Ein reicher und patriotischer Bürger Padua's, Namens Pedrocchi, hat nämlich eine Ehre darin gesetzt, nach den Rissen und unter der Leitung des berühmten Architekten Zappelli, seine Vaterstadt mit einem Vereinigungs-Local für die gebildete Classe der Einwohner und der Fremden zu beschenken, von einer Pracht und Schönheit, wie es vielleicht in keiner der größten Hauptstädte Europa's vorhanden ist. Zu Rom, Neapel, Paris, Berlin und Wien ist wenigstens nichts Aehnliches vorhanden. Die Vorderseite des prächtigen Gebäudes, vor welcher ein nur wenige Stufen erhöhter Perron sich ausbreitet, auf dem die Besuchenden, beim Sonnenschein unter einer Zeltdecke, in Menge zu verweilen pflegen, hat die Richtung nach einem mäßig großen Platze, an welchem auch mein Gasthof la Stella d'oro liegt. Diese Vorderseite ruhet auf Säulengängen von dorischer und jonischer Ordnung, und bietet einen wahrhaft imponirenden Anblick dar. Im Erdgeschoße findet man eine Reihe

prächtiger, mit großen Spiegeln, Divans und Marmortischen geschmückter und zum Theil auf Marmorsäulen ruhender Säle, welche die Versammlungs-Zimmer ausmachen. Auf den Tischen liegen die vorzüglichsten Zeitungen Italiens, Frankreichs (so viele die Censur deren zuläßt) und Deutschlands. — Eine bedeutende Anzahl Cammerieri erfüllen jede Forderung auf der Stelle, alles Gelieferte ist vortrefflich, und die Bezahlung ist nicht höher als in dem unbedeutendsten Kaffeehause der Stadt. In dem schönen Saale, in welchem vorzüglich die politischen Blätter ausgelegt sind, findet man an den Wänden die vier Haupttheile der Erde, — Landkarten in colossalen Dimensionen. — dargestellt, so daß man, ohne sich von seinem Stuhle zu bewegen, bei der Lesung zu beachtende geographische Verhältnisse auf der Stelle verfolgen kann. — Wie mir gesagt ist, bewohnt Herr Pedrocchi das obere Stockwerk dieses Palastes, der ihm eine halbe Million Gulden gekostet haben soll, selbst, und er heget die Absicht, das Ganze nach seinem Tode der Vaterstadt als Legat zu hinterlassen. Eine solche Vorliebe für die Geburtsstadt findet man in Italien nicht selten.

In diesem schönen Local nahm ich, die Augsburger allgemeine Zeitung lesend, mein Frühstück, und verfügte mich sodann, nachdem ich einen gegenüber liegen-

den Buchladen besucht hatte, nach dem ganz in der Nähe befindlichen Universitäts-Gebäude.

Auch dieses ist ein prachtvoller Palast, dessen Errichtung, im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, der ehemahligen Republik Venedig alle Ehre macht. Die Vorderseite, ernstern majestätischen Ansehns, ist im dorischen Style erbaut, und hat einen wahrhaft prächtigen Eingang. Den innern Hof umgeben, sowohl im untern als obern Stockwerke, Säulengänge; der untere im dorischen, der obere im ionischen Style. Von den Logen, welche diese Gänge bilden, tritt man in die Auditorien und Säle, in denen die Sammlungen der Universität aufgestellt sind. In den untern Gängen, die den Hof in gleicher Ebene umgeben, bemerkte ich an den Wänden die Wappenschilder vieler fürstlicher Personen, welche in frühern Zeiten sich auf der Universität zu Padua den Wissenschaften widmeten. — Auf dem Hofe, der mit Marmorplatten gepflastert ist, traf ich eine große Menge sehr anständig gekleideter Studenten, die sich theils ernst, theils heiter mit einander unterhielten. Ich mischte mich unter die jungen Leute, ein Paar von ihnen ganz vertraulich anredend, und da sie mich sofort als einen Fremden erkannten, so suchten sie auch auf löbliche gut italiänische Weise mir durch allerhand, die Einrichtung der Universität betreffende Mittheilungen

nützlich zu werden. — Als die am Gebäude selbst angebrachte Uhr neun schlug, erschien in einem ähnlichen schwarzen Gewande, wie Richter und Procuratoren zur Zeit des Königreichs Westphalen hier bei uns in Amtsgeschäften trugen, bedeckt mit einem Barrette, der Prof. des röm. Rechts Antonio Valsecchi, und begab sich in eins der Auditorien. Alle versammelten Studenten folgten, und ich mit ihnen. Das Auditorium war ungefähr so, wie es bei uns, und namentlich zu Berlin, üblich ist, eingerichtet. Ein Paar der mich begleitenden Musensohne wiesen mir ganz in der Nähe des Professors einen Platz an, und dieser hatte die Freundlichkeit, auch mich, nachdem er seine Zuhörer begrüßt, ebenfalls zu grüßen. — Die Vorlesung begann; was mir aber keinesweges gefiel, war, daß noch lange nach dem Beginne der Vorlesung einzelne Studenten nachkamen und so nicht geringe Störung verursachten. Der Vortrag über des Heineccius, bei uns längst außer Gebrauch gekommenes, Pandecten-Compendium \*) war frei, leicht und überhaupt zweckmäßig. Die Studenten schrieben

\*) Heineccii Elementa juris civilis secundum ordinem institutionum et pandectarum. Venetiis, ex typ. Balleaniana. — Der Professor fügt diesem eigene Hefte hinzu. Der Cursus dauert ein ganzes Schuljahr, täglich von 9 bis 11 Uhr.

v. Strombeck's italiän. Reise. I.

nicht nach, sondern verfolgten den Vortrag nur im Compendium, und zwar zu einem guten Theile keinesweges, wie es mir schien, mit besonderer Aufmerksamkeit. — Nachdem ich eine halbe Stunde also hospitirt, — schlich ich mich leise davon.

Mein Lohnbedienter, welcher auf dem Hofe mich erwartet hatte, führte mich nun zu einem Universitäts-Beamten, den ich um die Mittheilung eines Lections-Catalogs bat, da ich einen solchen in der Buchhandlung nicht hatte käuflich erhalten können. Er erfüllte meine Bitte sofort mit der größten Bereitwilligkeit, — wie denn überhaupt die öffentlichen Beamten in Italien sich es vorzüglich angelegen seyn lassen, den Fremden Gefälligkeiten zu erzeigen — und überreichte mir ein vorzüglich schön in Klein-Folio gedrucktes Heft von 46 Seiten, welches den Titel führt: *Prospetto degli studii dell' Imperiale R. Università di Padua, per l'anno scolastico 1833 — 1834.* (Padova coi tipi del seminario 1833) — wobei er die Bemerkung machte, daß für das Schuljahr 1834 — 1835 kein neuer Prospetto gedruckt worden, sondern die Veränderungen, welche nicht bedeutend, am schwarzen Brette bemerkt gemacht seyen. Nach diesem Prospecte besteht der akademische Senat aus einem Rector magnificus, vier Directoren, vier Decanen und vier Aanziani (Ältesten).

Die theologische Facultät hat einen Director und Präses und sieben Professoren, welche sämmtlich als »Abbati« bezeichnet sind. Die Vorlesungen der theologischen Facultät, außer dem kanonischen Rechte, werden in dem theologischen Seminar gehalten.

Die politisch = juristische Facultät (*facoltà politico-regale*) hat einen Director und Präses und zwölf Professoren, von denen vier als emeriti bezeichnet sind. Sie sind sämmtlich Doctoren, und Einer, Sign. Giovanni Cicogna, Nobile Veneto. Dieser trägt das östreichische Recht, verglichen mit dem französischen, vor.

Die medicinisch = chirurgisch = pharmaceutische Facultät hat einen Director und Präses und siebenzehn Professoren, unter denen drei emeriti, und überdies zehn Assistenten, im Ganzen also die bedeutende Zahl von sieben und zwanzig Lehrern.

Die philosophisch = mathematische Facultät hat einen Director und Präses, elf Professoren, einen Adjunct, drei Assistenten und zwei Maschinenisten. Bibliothekare sind die Herren Daniele Francesconi, Fortunato Federici, und der Nobil Signore Adriano Dondi *Drologio Umai* ist Aggiunto.

Die Universitäts = Kanzlei besteht aus einem Cansler (hier so viel als Canslei = Director), dem Sign.

Dott. Giovanni Antonio Galvani aus Padua, einem Vice-Canzler, dem Nobil Signore Gaetano Scudolanzoni aus Padua, einem Cassirer und zwei Scrittori.

Zuletzt sind sechs Bidelli und Inservienti aufgeführt.

Ich befürchte, zu weitläufig zu werden, wenn ich noch mittheilen wollte, über welche wissenschaftliche Gegenstände auf der Universität zu Padua Unterricht ertheilt wird, auch läßt sich im Allgemeinen bemerken, daß kein Zweig der Wissenschaften ohne Lehrer ist, und daß in dieser Beziehung die hiesige Universität den protestantischen in Deutschland nicht nachsteht. Mit welchen Einschränkungen dieses hinsichtlich der theologischen Wissenschaften angenommen werden muß, wird Jeder leicht ermessen, der den wesentlichen Unterschied des Catholicismus und Protestantismus hinsichtlich der Auslegung und Critik der biblischen Bücher kennt. — Unter den Juristen finde ich keine Namen von europäischem Rufe; unter den Philosophen sind die Namen: Salvatore dal Negro, Professor der Physik, und Francesco Franceschini, Professor der mathematischen Wissenschaften, auch bei uns rühmlich bekannt. Ich zweifle nicht, daß unter den Medicinern ebenfalls berühmte Namen seyen; doch bin ich in der medicinischen

chen Literatur zu wenig bewandert, um sie angeben zu können. Der Lehr-Curs der Theologen dauert vier Jahr, der der Juristen eben so lange, der der Mediciner aber fünf Jahr, und zwar nachdem der zweijährige philosophische Curs vollendet ist. Es wird aber Niemand zu dem höhern Jahres-Curse zugelassen, wenn er nicht die dazu erforderliche Prüfung gut bestand. Diese wesentliche Abweichung von unserer Universitäts-Einrichtung findet man in allen Hochschulen der österreichischen Monarchie und auf gleiche Weise in ganz Italien. — Uebrigens sieht man aus dieser Darstellung, daß das Interdict, unter welchem die meisten Universitäten Italiens jetzt schmachten, Padua nicht traf.

Die erledigten Professor-Stellen — doch vermuthlich, mit Ausschluß der theologischen Professuren — werden nach sogenannten »Consursern«, die mit unsern Probepredigten Aehnlichkeit haben, besetzt. Ich kann diese Einrichtung nicht für zweckmäßig halten; denn Gelehrte von bereits begründetem Rufe werden sich auf Bewerbungen kaum einlassen. Eine freie Vocation ist dem Berufenen ehrenvoller, und die Oberbehörden sind im Stande, durch eine solche Männern Anträge zu machen, die sich nie dem Erfolge eines literarischen Wettkampfes aussetzen würden.

Noch bemerke ich, daß das Studien-Jahr am dritten November beginnt und am siebenten September schließt, so daß also die großen Ferien in die Zeit der Weinlese fallen.

Die Universität Padua hat unter der österreichischen Regierung außerordentlich gewonnen, wie allgemein anerkannt wird, auch hat sich die Zahl der Studirenden um das Doppelte vermehrt. Diese zeichnen sich jetzt eben so sehr durch ein musterhaftes Betragen aus, als im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch eine solche Roheit, daß es oft lebensgefährlich war, einer Studenten-Rotte Nachts zu begegnen. — So muß man sich denn allerdings freuen, die uralte Universität Padua in jeder Hinsicht in ungetrübtem Glanze strahlen zu sehen.

Von der Universität begab ich mich zu der Kirche des heiligen Antonio, welcher zu Padua und in der Umgegend »il Santo« genannt wird, gleichsam als wenn es nur diesen einzigen Heiligen in der katholischen Welt gäbe \*). Sowohl das Äußere als das Innere dieser merkwürdigen Basilica, deren Bau schon im Jahre

1237 begann, erinnert an die Kirche des h. Marcus zu Venedig, wozu besonders die sieben Kuppeln (von denen eine jedoch mit einem pyramidenförmigen Thurm überbaut ist), welche die Kirche überwölben, beitragen. Auch sie ist im byzantinischen Style, dem etwas Arabisches beigemischt ist, gleich der Marcus-Kirche, aufgeführt. Das Ganze ruhet auf vierzehn ungeheuern Pfeilern und hat eine Länge von 280, eine Breite von 138 und eine Höhe der Seitenmauern von 110 paduanischen Fuß, die noch etwas größer als das französische Maas sind. Die Kirche ist voll der merkwürdigsten plastischen Darstellungen aus dem Mittelalter, und schätzbarer Gemählde, die genau zu betrachten mehr Zeit erfordert hätte, als ich aufzuwenden im Stande war. Ich begab mich daher bald zu der Kapelle des Heiligen, welche sich nicht weit vom Eingange, linker Hand befindet, wo sein Leichnam unter einem Altar von Granit im silbernen Sarge, und seine wunderbarer Weise beständig lebensfrische Zunge aufbewahrt werden. Diese Kapelle ist von Jacopo Sansovino erbaut, von einer prachtvollen, nur zu überladenen Architectur, und mit historischen Basreliefs großer Meister wie bedeckt. Hier findet man zu jeder Tageszeit eine Menge Gläubiger, welche die Hüfte des Heiligen ansehen; wobei ich bemerkte, daß sie bei ihren Gebeten oft mit der Stirn die Umschließung des Gra-

\*) Il forestiero istruito delle maraviglie e delle cose più belle che si ammirano nella basilica del gran taumaturgo S. Antonio di Padova. Opera del P. Angelo Bigoni M. C., III. ed. Venezia, 1830.



bes berührten, gleichsam als wollten sie so die Kraft des heiligen Leichnams in sich überströmen lassen. Eine große Anzahl hier befestigter *ex voto* bezeugen die treue Hülfe des Wunderthäters, die so weit gehet, daß er sich seiner Verehrer auf das Ernstlichste als *Advocat* bei dem jüngsten Gerichte dereinst annehmen wird, wie der Dichter Pietro Gini in einem Sonette bestimmt ausspricht:

»O gran punto! o gran punto! io gelo, io tremo,  
E palesar già sento il mio peccato;  
Vieni, Antonio, e per me fa l'Avvocato;  
Se tu tratti la causa io più non temo.«

»O großer Augenblick! Mich faßt ein Schauer:  
Schon hör' ich, wie bekannt wird meine Sünde.  
Mein *Advocat* sey du, Antonio:  
Wenn du für mich verhandelst, jag' ich nicht.«

Am Außern des Grabes hingen eine Menge Rosenkränze, denen eine besondere Kraft durch die längere Zeit dauernde Nähe so großer Reliquien mitgetheilt wird, und die daher auch von devoten Personen der römischen Kirche sehr geschätzt werden. Ich habe nicht verfehlt, einen solchen Rosenkranz, welcher in einer (freilich sehr schlechten) Kupferstich-Darstellung der Kirche eingeweiht ist, zu kaufen, und habe ihn mit mir ins Vaterland gebracht, in der löblichen Absicht, damit einer frommen, doch schönen und jungen Katholikinn bei anpas-

sender Gelegenheit ein Geschenk zu machen: denn ich gestehe, daß etwas Schwärmerei in diesen Beziehungen mich dann vorzüglich anspricht, wenn sie mit jugendlicher Unbefangenheit verknüpft ist.

Nur eines einzigen der vielen Basreliefs am Grabe des Heiligen (dieses von Tullio Lombardi) erwähne ich, weil es mir charakteristisch schien und auch als Kunstwerk überdieß der Erwähnung würdig ist. Es stellt solches folgende Scene vor. Ein Keger, der an der Macht des Heiligen zweifelt, wirft ein Glas zu Boden. — Hierbei soll er geäußert haben, daß er gläubig werden wolle, wenn das Glas nicht zerbräche. — Die Darstellung zeigt nun den Moment, wo das Glas den Boden berührt, der in Stücken zerspringt, die um das unverletzte Glas, gleich Funken, herumsprühen.

Nachher sah ich die Kirche der heiligen *Iustina*, eine der prächtigsten Italiens, von Andreas Ricci im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts im ionischen Style erbaut. Sie hat acht Kuppeln, bei einer Länge von 485 und einer Breite von 129 Fuß und ist ein wahrhaft majestätisches Gebäude. Hier in der Nähe ist der berühmte Platz *Prato de la valle*, mit den Marmorstatuen verdienter Paduaner. Jeder hat die Erlaubniß, hier einem ausgezeichneten Paduaner ein Standbild setzen zu lassen.

Der so oft erwähnte ungeheure Saal in dem Pal-

lazzo della ragione, der größte, von keiner Säule unterstützte Saal in der Welt, dessen Länge 122 meiner Schritte beträgt, bei einer Breite von 40 \*), mag ein großes architectonisches Meisterstück seyn, doch kann ich nicht sagen, daß er bei mir einen bedeutenden Eindruck hervorgebracht hätte. Bei seiner gänzlichen Schmucklosigkeit — denn von den verdunkelten Wand- und Deckengemälden läßt sich wenig erkennen — kam er mir nicht viel anders als eine ungeheure Reithahn mit einem Tonnengewölbe vor, und so hatte ich denn nicht entfernt bei dessen Anschauen die Empfindungen unsers großen Göthe. »Es ist keine Frage, daß der ungeheure überwölbte Raum eine eigene Empfindung giebt. Es ist ein abgeschlossenes Unendliches, dem Menschen analoger als der Sternhimmel. Dieser reißt aus uns selbst hinaus, jener drängt uns auf die gelindeste Weise in uns selbst zurück.« — Ich gestehe, überhaupt keinen rechten Begriff davon zu haben, wie das Anschauen eines ungeheuer großen, wüsten, unverzierten gewölbten Saales den Menschen auf eine ge-

\*) Rosetti's Descrizione della città di Padua giebt die innere Länge des Salone zu 225 paduan. Fuß auf der Nordseite und zu 219 auf der Südseite an; die Breite auf der Ostseite zu 75 und auf der Westseite zu 76 Fuß. — Die Grundfläche ist ein Trapezoid.

linde Art in sich selbst zurückdrängen möge, und würde insbesondere nicht begreifen können, wie Göthe zu den mitgetheilten so prächtigen Worten käme, zu denen hier gar keine Veranlassung war, wenn ich nicht annähme, daß sie lange nach der Anschauung in aufgeregter Phantasie niedergeschrieben wären. Und so geht es den Reisebeschreibern oft. — Der erste Eindruck — der nichts weniger als aufregend ist — verschwand, und die Phantasie spiegelt das Bild eines Ideals vor, welches nun in der Einsamkeit des Studierzimmers beschrieben wird. Ich fühle mich nicht unempänglich für schöne und erhabene Bauwerke: aber dieser »Salone« hat auch nicht den geringsten erhebenden Eindruck auf mich gemacht. — Zur Zeit, da ich ihn betrachtete, benutzte ein theatralischer Subelmahler ihn dazu, auf dem Boden Coulissen anzustreichen, wobei die mannichfachen Farbetöpfe keine besonders erhebende Gefühle erregten. Das Ganze stellte sich dabei in einem scheußlichen Zustande der Vernachlässigung und des Schmutzes dar, der den städtischen Behörden, welchen die Aufsicht über dieses, doch immer merkwürdige und berühmte architectonische Monument des Mittelalters Pflicht ist, zum größten Vorwurfe gereichen muß. Gern gestehe ich, daß ich nicht weiß, in wiefern die Decken- und Wandgemälde des Saales, von denen ich bei der

schlechten Beleuchtung durch trübe Fenster wenig erkannt habe \*), einer Restauration bedürftig oder fähig seyen; auf jeden Fall aber müßten die Fenster des Saales in einen besseren Zustand, als sie jetzt sind, gesetzt werden. Würde er dann, unter der Anleitung eines tüchtigen Architekten, angemessen seiner immensen Größe, in einem ernstern Style verziert, gewiß würde das Ganze einen imposanten Eindruck machen; obwohl auch dann wahrscheinlich Niemand so leicht dazu kommen möchte, den großen viereckten überwölbten Raum dem Dom des gestirnten Himmels gleichsam zur Seite zu stellen.

Padua besitzt ein Kunstwerk, in seiner Art und aus der Zeit seiner Verfertigung, der ersten Größe, welches der Aufmerksamkeit jedes gebildeten Reisenden in einem hohen Grade werth ist, nämlich die Reiter-Statue von Bronze des berühmten Erasmo da Narni, genannt Gattamelata, die ihm der Senat Venedigs von dem Bild-

\*) Diese Gemälde, Gegenstände aus der Mythologie vorstellend, wurden von Giotto († 1336) gemahlt, und sind deshalb schon äußerst merkwürdig. Francesco Zanoni hat sie, nach dem Einsturze des Dachs, den 1756 ein Sturmwind bewirkte, wodurch auch die Wände litten, nachdem das Gebäude auf Kosten der Republik Venedig hergestellt, wie man sagt meisterhaft, erneut. Wahrscheinlich ist nur erforderlich, sie vom Staube zu reinigen.

hauer Donati Barbi di Betto, genannt Donatello, aus Florenz († 1466 im 85sten Jahre) setzen ließ. Dieses prächtige Werk steht auf dem Platze vor der Kirche des heiligen Antonio. Die edele Form und naturgerechte Bewegung des Pferdes, welche letztere die Alten in ihren Darstellungen vernachlässigten \*), und der edele Anstand des Reiters sind gleich bewundernswerth und zeigen, wie weit es Italiens Künstler in dieser Beziehung schon vor der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gebracht hatten.

Meine letzten Wahrnehmungen zu Padua waren keine erfreuliche. Zufällig hatten meine Wanderungen durch die Stadt mich gegen Mittag nach dem monte di Pietà (dem Leihhause) geführt. Welche Gestalten des Jammers waren hier im Begriff, ihre nothwendigsten Kleidungsstücke zu versehen! Vorzüglich erregte mein Mitleid eine Frau, die ein fast nacktes Zwillingspaar auf den Armen trug, und jetzt mit Thränen in den Augen im Begriff war, ihren tabarro (Mantel) zu versehen. — Göthe sagt irgendwo, man müsse dazu beitragen, daß dem Unglücklichen bisweilen, gleichsam wie aus den Wolken, Hilfe erscheine. — Wie oft habe

\*) Sie liegen nämlich, wie an den venezianischen Pferden zu schauen, diesen die Füße auf derselben Seite zugleich aufstehen.

ich an diese Aeußerung des als Mensch und Dichter gleich großen Mannes gedacht! — Es erheitert dieses Hülfebringenden das Leben des Gebenden so gut als das des Empfangenden. — »Quanto ricevete per il vostro tabarro?« (Wie viel werdet ihr für euern Mantel empfangen?) fragte ich die Frau. — »Al più (antwortete sie) quattro lire Austriache« (höchstens vier Zwanziger) — »Teneete«, sagte ich, indem ich ihr die Kleinigkeit darreichte. — Wie versteinert stand sie und sagte kein Wort des Dankes, bis eine neben ihr stehende alte Frau ihr zurief: »Bacciate la mano al signor.« — Eben dieser gab ich nun eine Beisteuer zur Auslösung ihres eigenen Pfandes und entfernte mich schnell, nicht ohne Rührung. Dieses so unbedeutende Opfer machte mich den ganzen Tag über froh und setzte mich in eine Stimmung, die mit keinem Gelde zu bezahlen ist. — Eine Art Geiz hält Einen oft ab, sich Genüsse dieser Art zu verschaffen, und ich glaube gefunden zu haben, daß man vorzüglich auf Reisen sparsam, ja geizig ist. Wenigstens geht es mir so. Wenn ich aber Ereignisse dieser Art erzähle, so kann meine Absicht nicht seyn, mich unbedeutender Opfer gleichsam zu rühmen, sondern es ist nur das Bedürfniß, etwas Frohes mitzutheilen, welches mich dazu auffordert. — Auch möchte ich manchen Reisenden einladen, sich Genüsse dieser Art zu bereiten; sie

sind die schönsten und nicht zu vergleichen mit denen, die uns das Anschauen des reizendsten Ballettes verschafft.

Gegen vier Uhr Nachmittags verließ ich Padua in einem recht eleganten einspännigen Cabriolet. Wir fuhren mit einer bei uns ungewöhnlichen Geschwindigkeit am linken Ufer der Brenta hin. Die Gegend bis zum Meere ist äußerst niedrig und wird ganz auf holländische Weise nur durch Dämme und Canäle trocken erhalten. Sie ist auf das Sorgfältigste angebaut, und gleicht einem ununterbrochenen Garten. Vorzüglich von Dolo an, welches Städtchen zwischen Padua und Venedig in der Mitte liegt, beginnen an beiden Ufern der Brenta die Landhäuser — zum Theil Paläste — der Venezianer, Zeugnisse des Reichthums, über welche die ehemahlige Beherrscherinn des adriatischen Meeres zu gebieten hatte. Jetzt stehen viele dieser Häuser und Willen verödet; wobei ich jedoch bemerken muß, daß Gebäude und Anlagen in wahrhaft großem und edeln Styl nur selten zu schauen sind. Die Nähe Venedigs mochte dazu einladen, diese Gegend zur Anlage von Willen zu wählen: schön ist sie bei ihrer sumpfigen Einförmigkeit auf keine Weise, und ich gestehe, daß ich am Ende lieber auf dem lido de' Schiavoni oder der Giudeca in Venedig, im Anschauen des Meers, meinen Sommer hinbringen möchte, als in diesem niederländischen Sumpflande. Ein

Palast des Erzherzogs Viceröns des lombardisch-venezianischen Königreichs zeichnet sich, an der linken Seite des Weges, durch geschmackvolle Pracht aus. — Gleich nach sieben Uhr traf ich zu Fusina ein, und hatte demnach mit meinem Einspanner in nicht viel mehr als drei Stunden 16 italienische oder 4 deutsche Meilen zurückgelegt.

Niemand in unserm deutschen Vaterlande macht sich leicht einen Begriff von dem Lärm, den die Ankunft eines Reisenden, der Dienste zu bedürfen scheint, in einem kleinen italienischen Orte hervorbringt. Eine Art Strandrecht wird gleichsam gegen ihn ausgelüßt, wobei das Recht der ersten Besitzergreifung als entscheidend betrachtet wird. Wenigstens vierzig Barcarole umringten mein bescheidenes Wägelchen und wollten sich in Besitz meiner Habseligkeiten setzen, um sie einzuschiffen, mit einem solchen Lärm, daß man Mord und Todtschlag hätte befürchten mögen. Jeder behauptete, er habe den Signor zuerst gesehen, dieser habe ihm zuerst einen Wink gegeben, oder der Betturin habe ihn zuerst angerufen. — Da mein »Non toccate!« wenig half, so mußte die Wache, die hier am Strande in einem Hause aufgestellt ist, wo die Paß-Legitimationen vorgenommen werden, sich ins Mittel legen und mich von dem Andrang zu befreien. So bekam ich dann das Recht,

eine Wahl vorzunehmen, und übte diese, den Zufall walten lassend, aus, wobei ich jedoch nicht versäumte, den Preis der Ueberfahrt mit vier Zwanziger — die *buona mano* ganz nach Gutdünken — fest zu bestimmen. Ich darf mich rühmen, daß mich alles dieses, als eine Eigenheit des italienischen Lebens, nicht im Geringsten in böse Laune versetzte. Einen Schiffsjungen nahm ich überdieß noch mit, weil er, auf mein Befragen, sich rühmte die »*Biondina in gondoletta*« singen zu können, und sich hierzu erbot. So bestieg ich denn endlich eine gewöhnliche venezianische Gondel mit zwei Barcarolen und versäumte nicht rückwärts in das schwarze Häuschen der Gondel zu gehen, aus Eitelkeit, um den Schiffen und Zuschauern zu zeigen, daß dem Fremden venezianische Sitte nicht unbekannt sey. — Kaum war ich in der Gondel, so ging bei dem heitersten Himmel die Sonne unter, indem sie mit ihren letzten Strahlen die Thürme und Kuppeln der Königin des Adriatischen Meeres, die auf den Wogen zu thronen schien, vergoldete. Es war an einem Sonnabend und feierlich tönte das Geläute unzähliger Glocken über die Meeresfluthen hin, während die Ruder der Gondoliere gleichsam den Tact zu der feierlichen Musik schlugen. Bald wurde es dunkel, und nur das erste Viertel des Mondes leuchtete uns über die Wogen der Adria. Es

war ein köstlicher Abend. — Jetzt begann mein Schiffsjunge seine Biondina in gondoletta \*). Ich gestehe es gern, daß ich tief gerührt war; denn wie hätte ich hoffen mögen, in meinem Alter, nach zwei und vierzig Jahren, die Stadt wieder zu sehen, die einen Lichtpunkt in meinem Jugendleben bildete, und an die ich nie ohne eine Art Sehnsucht denken konnte. — Meine Gondolieri wollten sich jedoch nicht von einem Knaben beschämen lassen, und zeigten, daß auch ihnen Gesang auf dem Meere nicht fremd geworden. Sie stimmten demnach die *Gerusalemme liberata* des Torquato Tasso in venezianischem Dialecte an, zum deutlichen Beweise, daß es unwahr ist, wenn man behauptet, Venedigs Schiffer sängen längst nicht mehr. — Wir kamen der Zauberstadt immer näher, und jetzt spiegelten sich auch die tausend und tausend Lichter derselben in den Fluthen. — Ich hatte gewünscht, unsere Ankunft möge sich noch lange verzögern, aber schon liefen wir in einen Canal ein, und waren ganz nahe dem Gasthose „la Luna.“

\*) In der Anlage III. theile ich die schöne *Canzonetta*, die nun schon fünfzig Jahre die Venezianer erfreut, mit, und füge für solche Leser, denen der venezianische Dialect fremd ist, eine Uebersetzung bei, welcher freilich der Schmuck der Reime fehlt.

der mir, als dem Fremden bequem in der Nähe des Marcusplatzes gelegen, empfohlen war, den ich aber, als wenigstens höchst mittelmäßig, Niemand wieder empfehlen mag \*). — Wir schifften aus, und ich wurde auf einmahl aus meinem Zauber geweckt, als ich beim Scheine des Mondes erblickte, wie mein armer Koffer, der schon auf der Reise von Verona nach Padua seine bisherige braunschweigische Eleganz ziemlich eingebüßt hatte, in den Wogen der Adria schwamm. Es war mir nicht anders, als hätte ich ein Kind in den Wogen schwimmen sehen. Bei dem Gezänke, welches zwischen meinen Barcarolen und den Schaaren von Facchini (Lastträgern), nach löblicher Landes Sitte, über die Auslieferung meines Koffers entstanden, war es diesem, wie nicht selten den Gegenständen des Streits verunreinigter Mächte, ergangen, er litt am meisten dabei, und war

\*) Durch Silvio Pellico's Werk: „*Le mie prigioni*,“ könnte doch der Name dieses Gasthofes der zweiten Classe auf die Nachwelt übergehen. — Dieser unglückliche Dichter erwähnt seiner in dem zwei und zwanzigsten Kapitel des genannten Werks. Früher hatte er hier, mit Freunden schmausend, glückliche Stunden verlebt, und als er zu Venedig ankam, um dort, während des Untersuchungs-Processes, in den Gefängnissen des Palazzo ducale verwahrt zu werden, wurde er wiederum vorher in den Gasthof la Luna geführt.

ins Meer gestürzt. — Schnell genug wurde er jedoch herausgefischt und zur Untersuchung seines innern Zustandes einer Obduction unterworfen, welcher die Barcelonen, denen ich die Hölle heiß genug machte, beizuwohnen mußten. Diese Untersuchung zeigte denn zwar zu meiner Beruhigung, daß die Wäsche, welche die untere Hälfte des Koffers füllte, gänzlich durchnäßt, dagegen die übrigen Kleidungsstücke, die in der obern Abtheilung lagen, trocken geblieben. — Nur waren leider die schönen literarischen Geschenke der Gräfinn Arce und des Abbate Negrelli zu meinem Kummer ebenfalls von der Salzfluth durchdrungen, von welchem Unfalle sie, obwohl möglichst restaurirt, noch jetzt einige Spuren darweisen. In dem Gasthose la Luna war nun, außer einem höchst ungefälligen Cameriere und einem zweiten aufwartenden Individuum, einem gebornen Polen, der sich weder in italiänischer noch deutscher Sprache recht verständlich machen konnte, welcher unter der Leitung des erst genannten unheimlichen Subjects eine untergeordnete Rolle zu spielen schien, als große Ausnahme von der italiänischen Regel, auch eine Cameriera vorhanden, deren ursprüngliche Reize nicht unbedeutend durch den unglücklichen Umstand gelitten, daß sie — wie sie mir nachher erzählte, — beim Kaffeebrennen durch eine zerspringende Bohne ein Auge eingebüßt hatte. Diese ein-

äugige Schöne, das Gegentheil von dem mürrischen Cameriere, nahm sich auf das menschenfreundlichste meiner nassen Wäsche an, hängte sie auf einer besondern Kammer auf Linien, und versprach, daß ich sie am nächsten Mittwoch sämmtlich in dem besten Zustande zurück erhalten solle: welches Versprechen sie auch gehalten hat. — Unter diesen Verhandlungen unangenehmer Art war es fast elf Uhr geworden. Doch in Italien ist dieses noch früh; der Marcusplatz war von der Luna nur zwanzig Schritte entfernt; ich verfügte mich also nach diesem Mittelpunkte des venezianischen Lebens und fand bald mein Kaffee-Zimmer »al buon Genio,« welcher jedoch das »buon« abgelegt und sich jetzt »tout court il Genio« nannte. Zum Staunen des Wirthes erklärte ich mich für die älteste Kunde der Bottega, und überzeugte durch einzelne Bemerkungen bald, daß ich die Wahrheit redete. Der vorige Kaffeewirth war längst todt, und Niemand hatte von dem Abbate Fabris, und den übrigen Kunden, die ich noch als alte Bekannte zu nennen wußte, je ein Wort gehört. Ja es schien mir, als wenn unter allen Anwesenden, die mich als einen aus jener Welt Zurückgekommenen aufnahmen, auch nicht Einer gewesen, der zu meiner venezianischen Zeit schon das Licht der Welt erblickt gehabt hätte. Ein Paar Tassen Chocolate und ein Glas sorbello li li-

moni waren mein frugales Abendessen, worauf ich noch zur Piazzetta am Meere und der Piazzetta de' Leoni wanderte, um mich in die Jahre der Jugend zurück zu setzen. Eben über dem letzten, links der Kirche liegenden Platz ging sonst mein Weg nach meinem Quartier in der Ruga Guffa, Santa Maria formosa. Es war schon ziemlich lange nach Mitternacht, als ich in der Luna wieder eintraf, in welcher mir ein gewaltig großes Zimmer, von nicht gar freundlichem Ansehn und mit der Aussicht in die kleinen Höfe der Nachbarn angewiesen war. Doch ließ ich dieses gut seyn, bedenkend, wie wenige Stunden ich in dem Zimmer verweilen würde. Ich versäumte auch hier die Vorsicht nicht, über Wohnung und jede mir zu liefernde Kleinigkeit zum Voraus einen Contract abzuschließen. — Eine Maafregel, die ich jedem meiner Leser dringend empfehle, wenn ihn sein gutes Glück — denn ein solches ist es — nach dem schönen Italien führen sollte.

Schon um acht Uhr am andern Morgen (10. Mai) war ich auf dem mir so theuern Marcusplatze. Ich hatte ihn wieder vor mir diesen herrlichsten der Räume auf dem ganzen Kunde der Erde! Mag der Petersplatz zu Rom uns eine Kirche zeigen, mit welcher kein Bau-

monument der Welt zu vergleichen steht: er ist nur der Kirche wegen vorhanden, ein Mittel diese zu heben, und seine Umgebungen sind keine Wohnungen für Menschen, sondern nur, allerdings prachtvolle, Säulengänge. Mich dünkt aber, zum Wesen eines Platzes, im architectonischen Sinne, gehört, daß er mit Häusern umgeben sey. — Da wo ich in meiner Jugend die Kirche des heiligen Geminiano erblickt hatte, gerade der Marcus-Kirche gegenüber auf der westlichen Seite des Platzes, hatte Napoleon, im Jahre 1809, entzückt von der hohen Schönheit des Ganzen, und der Meinung, daß es eines mächtigen Imperators würdig sey, die letzte vollendende Hand an den schönsten Platz der Erde gelegt zu haben, das majestätische Gebäude der Neuen Procuratien fortsetzen lassen; so daß nun ein einziger Palast, den an Schönheit der Architectur nichts in der Welt übertrifft, von zwei Seiten den edeln Platz umschließt. Dieser neue Bau war zur Wohnung des Königs von Italien bestimmt. Eine Bestimmung, welche ihm geblieben, denn eben hier ist der prachtvolle Eingang zu des Kaisers und Königs Palast, welcher jetzt durch das ganze Gebäude der neuen Procuratien gebildet wird. — Hier vor diesem »Atrio del palazzo reale« stand ich also, das Gesicht gegen die Kirche gewendet, versunken in den Anblick des erhabenen Theaters, dessen Hintergrund die



moni waren mein frugales Abendessen, worauf ich noch zur Piazzetta am Meere und der Piazzetta de' Leoni wanderte, um mich in die Jahre der Jugend zurück zu setzen. Eben über dem letzten, links der Kirche liegenden Platz ging sonst mein Weg nach meinem Quartier in der Ruga Guffa, Santa Maria formosa. Es war schon ziemlich lange nach Mitternacht, als ich in der Luna wieder eintraf, in welcher mir ein gewaltig großes Zimmer, von nicht gar freundlichem Ansehn und mit der Aussicht in die kleinen Höfe der Nachbarn angewiesen war. Doch ließ ich dieses gut seyn, bedenkend, wie wenige Stunden ich in dem Zimmer verweilen würde. Ich versäumte auch hier die Vorsicht nicht, über Wohnung und jede mir zu liefernde Kleinigkeit zum Voraus einen Contract abzuschließen. — Eine Maafregel, die ich jedem meiner Leser dringend empfehle, wenn ihn sein gutes Glück — denn ein solches ist es — nach dem schönen Italien führen sollte.

Schon um acht Uhr am andern Morgen (10. Mai) war ich auf dem mir so theuern Marcusplatze. Ich hatte ihn wieder vor mir diesen herrlichsten der Räume auf dem ganzen Kunde der Erde! Mag der Petersplatz zu Rom uns eine Kirche zeigen, mit welcher kein Bau-

monument der Welt zu vergleichen steht: er ist nur der Kirche wegen vorhanden, ein Mittel diese zu heben, und seine Umgebungen sind keine Wohnungen für Menschen, sondern nur, allerdings prachtvolle, Säulengänge. Mich dünkt aber, zum Wesen eines Platzes, im architectonischen Sinne, gehört, daß er mit Häusern umgeben sey. — Da wo ich in meiner Jugend die Kirche des heiligen Geminiano erblickt hatte, gerade der Marcus-Kirche gegenüber auf der westlichen Seite des Platzes, hatte Napoleon, im Jahre 1809, entzückt von der hohen Schönheit des Ganzen, und der Meinung, daß es eines mächtigen Imperators würdig sey, die letzte vollendende Hand an den schönsten Platz der Erde gelegt zu haben, das majestätische Gebäude der Neuen Procuratien fortsetzen lassen; so daß nun ein einziger Palast, den an Schönheit der Architectur nichts in der Welt übertrifft, von zwei Seiten den edeln Platz umschließt. Dieser neue Bau war zur Wohnung des Königs von Italien bestimmt. Eine Bestimmung, welche ihm geblieben, denn eben hier ist der prachtvolle Eingang zu des Kaisers und Königs Palast, welcher jetzt durch das ganze Gebäude der neuen Procuratien gebildet wird. — Hier vor diesem »Atrio del palazzo reale« stand ich also, das Gesicht gegen die Kirche gewendet, versunken in den Anblick des erhabenen Theaters, dessen Hintergrund die

wunderlichen, fast möchte man sagen zauberhaften Formen der Marcus-Basilica bilden. Hier ist alles schön, harmonisch und voll Majestät. Nichts dürfte anders fern. Die Gebäude sind mit dem edeln Roß des Alterthums überzogen, ohne daß die Zeit auf die Marmormassen anders als durch Färbung hätte einwirken können. So aber eben erscheinen die Gebäude in einem wahrhaft mahlerischen Ton. Man denke sie sich modern angestrichen oder kleinlich abgeputzt, und jede Wirkung wäre durch unharmonische Farben zerstört. — Und die wunderbare Kirche mit ihren fünf Kuppeln! — Wie sich ihre Form und ihre Färbung zu dem Ganzen, zu dem Uthurm (torre dell' Orologio) und zu dem Palaste des Dogen (palazzo ducale) passet, deren phantastische, zauberhafte Form auf der Welt, wie hier Alles, nicht seines Gleichen hat. — Aber noch fehlt ein Blick in das Unermeßliche aus diesen herrlichen Beschränkungen! — Nein, auch dieser mangelt dem Gemähte nicht. Der Beschauer, erstaunt über alles Wunderbare und Große, welches sich seinen Blicken darbietet, wendet diese, wie um Etwas seinem innern Sinne an noch Fehlendes zu suchen: und siehe, zwischen zwei mächtigen Säulen hindurch, wie er sie noch niemals sah, schauet er die Wogen des Meeres, bedeckt von Schiffen aller Nationen, und zwischen den Masten hin-

durch die Kuppel eines prächtigen Tempels, — St Giorgio maggiore — der, wie ein neues Wunder, auf dem Meere zu schwimmen scheint. — Nein, ich wiederhole es, Menschenhände haben nie etwas Schöneres als diese Paläste, diese Tempel, emporgebaut, und auf ähnliche Weise mit dem erhabensten in der Natur, mit dem Meere, in Verbindung und Harmonie zusammengestellt. — Ja ich möchte glauben, zu dieser herrlichen Schöpfung trug auch das durch den Lauf der Jahrhunderte waltende Schicksal bei. — Wie beklage ich den Reisenden, der in einer solchen Stimmung alles dieses schauen konnte, um an einen »russigen Schloßhof« bei so Erhabenem, so Schönem, zu denken. Liegt auch dieser Platz mit seinen großen Bauwerken einst in Trümmern, gleich den Monumenten zu Theben und Palmyra: auch so noch wird er fühlende Gemüther der Nachwelt zur Bewunderung aufregen. — Von Neuem ward es mir klar, wie der Venezianer seine »Piazza« selbst dem freundlichen Garten, der ihm jetzt in seiner Nähe entgegen lacht, beständig vorziehen kann. Den Garten sah ich Einmahl, von dem Plage vermochte ich kaum mich zu trennen, und kehrte immer, voll Sehnsucht ihn wieder zu sehen, zu ihm zurück.

Auch das Innere der Marcus-Kirche trägt dazu bei, die Stimmung, als befände man sich in einer

Feenwelt, zu unterhalten. Viele Kirchen in Europa sind größer als die Basilica des heiligen Marcus: aber nur in Spanien vielleicht möchte man Tempel finden, welche in den Jahrhunderten maurischer Herrschaft phantastisch aufgeführt, eine Wirkung auf den Schauenden hervorbrächten, die mit derjenigen zu vergleichen, so dieses zauberhafte Gebäude hervorruft. Bekleidet mit röthlichem Marmor, von Außen an passenden Stellen mit Mosaiken auf Goldgrunde geschmückt, zeigt sein Inneres eine Zusammenstellung der wunderbarsten Gestaltungen. Man möchte glauben, Traumbilder täuschten unsern innern Sinn. Seitenmauern, Gewölbe, Bogen bedeckt mit Gold, und auf dem Golde Darstellungen, die beim ersten auf sie geworfenen Blicke zeigen, daß sie vor einer langen Reihe von Jahrhunderten entstanden. Hunderte von Säulen von kostbarem orientalischen Marmor, Grabmähler in Formen des frühesten Mittelalters, Kandelaber, Kronleuchter — Alles in Gestaltungen, die uns fremd sind. — Wir wandeln in Zeiten, die längst verschwunden. — Auch hier ist der Rost des Alterthums wieder ganz an seiner Stelle, und gewiß könnte man der Kirche keinen mißlichen Dienst erweisen, als wenn man Alles ganz heiter in neuem Glanze strahlen ließe. Man würde in den Fehler verfallen, den wir bei uns nicht selten erblicken, da ein ehrwürdiger gothischer Bau

sich im muntern Strohgelb darstellen muß. — Steife byzantinische Gestalten, in prangenden Farben der Neuheit, auf glänzendem Goldgrunde! — Wahrlich, man würde glauben, ein Nachwerk jener mordernen Aesthetiker vor sich zu sehen, die, im angeblich altdeutschen Gewande mit lang hinunter hängenden Haupthaar, uns überreden möchten, daß wir zu jenen Formen zurückkehren müssen, wenn wir wahrhaft christliche Kunstwerke schaffen wollen. Die alterthümliche Pracht wird aber mit wahrem und echtem Kunstsinne auch jetzt erhalten; wie mir denn auch mit Gewißheit versichert ist, daß dem mit Marmor ausgelegten Fußboden der Kirche, der sich allerdings in einem des Ganzen nicht würdigen wellenförmigen Zustande befindet, eine baldige Herstellung bevorstehe. Einer solchen Fürsorge möchte ich auch die nach der Piazzetta de' leoni stehende Seite der Basilica empfehlen, wo an einigen Stellen die äußere Marmorbekleidung fehlt, so daß die Ziegelsteine — aus welchen die Mauern der Kirche, wie hier zu erkennen, aufgeführt wurden — unbedeckt zu Tage stehen. Ein Monument der Vorzeit wie der Marcus-Dom ist allerdings der sorgfältigsten Erhaltung würdig. Es darf keine Ruine darstellen, aber auch eben so wenig ein aufgeputztes modern-antikes Bauwerk der neuesten Zeit.

Nachdem ich so am ersten Morgen meines zweiten

Aufenthalts zu Venedig das Herrliche und Große des Marcusplatzes und seiner Umgebungen durchmustert hatte, begab ich mich durch eine schmale Gasse im Osten der Piazzetta de' Leoni zur Ruga Cuffa, in dem nahen Kirchspiel santa Maria formosa, und fand auch sofort meine alte Wohnung. — Aber Niemand im Hause oder in der Nachbarschaft konnte mir sagen, wann meine damalige gütige Wirthin Signora Magdalena Argenti gestorben — sie sei todt, nur dieses wußte man aus alter Sage her — und was aus ihrer frommen Tochter geworden, wußte Niemand. Alles war todt, was hätte Kunde geben können. Traumhaft kam es mir vor, daß ich fast nach einem halben Jahrhundert, im Alter in der Kraft der Jugend, in einer Stadt umherwanderte, welche im Laufe der Zeit solche Veränderungen als Venedig erlebt, und dabei längst eine neue Generation empfangen hatte. Und wie sehr war diese, dem äußern Anblicke nach, von der frühern verschieden! — Es war heute ein Sonntag. An diesem Tage versammelte sich, als ich früher zu Venedig war, zur Zeit der Republik, um zehn Uhr Vormittags der große Rath (il gran consiglio) in dem Palaste des Dogen. Viele Hunderte der Nobili, in langen schwarzseidenen Talaren, das Haupt mit mächtigen Allongen-Perrücken bedeckt, erwarteten den Augenblick, wo der Klang einer Glocke sie ein-

lud, sich zum Sitzungssaale zu begeben. Bis dahin wanderten sie gravitatisch, theils einzeln, theils in Gruppen, auf dem Marcusplatz umher. — Zur Kirche begaben sich mit dem schwarzen Zendale verhüllte Frauen; sogar trugen einige von diesen, im besondern Eifer ihre Gesichtszüge zu verhüllen, schwarze Sammt-Masken. Die Männer, stets in Schuhen und seidenen Strümpfen, bekleidete ein Mantel von weißem Taffet, und selten fehlte auch diesen Männern der Fächer, sich Kühlung zuzuwenden. — Nie erblickte das Auge in Venedig eine militärische Uniform, und keine Schildwache stand vor dem Palaste des Dogen. Aber Galeeren der Republik stellten sich am Morgen des Sonntags der Piazzetta gegenüber auf, um im Nothfall durch ihre Kanonen den versammelten Senat beschützen zu können. Nur eine Form: denn der Venezianer liebte seine aristokratische Regierung. — Wie ganz anders jetzt Alles. — Statt der Patricier im ernstlichen Gewande, junge Offiziere in schimmernden Uniformen, den Beginn der Wachtparade erwartend; keine Dame im verhüllenden Zendale, nur in der Kleidung der Pariser und Wiener Modestilber erblickte man jetzt Venedigs Schönen. Keine Galeeren auf dem Meere vor den beiden Granitsäulen, aber an der Ecke des Dogen-Palastes, dem Meere und den Säulen gegenüber, eine mit Barrieren umgebene

Hauptwache, der ebenfalls Kanonen nicht fehlten. — Die Staffage des Marcusplatzes hatte nichts Eigenthümliches mehr; man hätte glauben können, in dem Hofe des Palais royal zu Paris zu seyn, wären nicht allenthalben italienische Gesichtsbildungen entgegengetreten. Mit andern Plätzen europäischer Hauptstädte, außer dem genannten, läßt aber sich auch jetzt das Menschengewühl des Marcusplatzes nicht vergleichen; denn es giebt keinen Platz, der so ganz ausschließlich der Versammlungsort der müßigen Menge wäre. Mit dem Hofe oder sogenannten Garten des Palais royal hat aber Venedigs »Piazza« eine auffallende Aehnlichkeit. Beide sind mit Bogengängen (Arcaden) umgeben, unter denen sich prächtige Kaufläden, Restaurationen und Kaffeezimmer befinden; beide sind der Hauptvereinigungsort aller Classen von Einwohnern einer großen Capitale und das fast ausschließliche Theater der Charlatane; beide waren ehemahls der öffentliche Markt verkäuflicher Reize, die in den jetzigen Zeiten höher gesteigerter Moralität und Sittlichkeit nur noch schüchtern, und nicht ohne polizeiliche Gefahr, feil geboten werden; auf beiden Plätzen läßt sich weder Equipage noch Reiter blicken.

Den Rest des Vormittags brachte ich, mich ausruhend und an dem Menschengewühle ergözend, auf alte Weise in dem Caffè al Genio zu, wo ich von Neuem

ganz einheimisch, als die anerkannt älteste Kunde von dem Padrone mit Auszeichnung behandelt wurde. Ich war gleichsam eine aus einer andern Welt zurückgekommene Erscheinung. So wie ich meinen Platz genommen, präsentirte man mir auf Silber meine Chocolate mit dem zierlichen gerösteten Brotsstreifen und zugleich die neuesten politischen Blätter. Es war mir nicht anders, als wäre ich von einer langen Reise bei einem alten Freunde eingekehrt. Ich sah nach der Thür, ob der gute Abbate Fabris noch nicht erscheinen wolle, mit dem ich hier so oft geschwätzt hatte.

Da ich in meiner Luna keine sonderliche Beföstigung erwartete, so ließ ich mich in der Gondel von meinem Lohnbedienten nach einer Restauration führen, wo ich in einem heitern an einem kleinen Garten gelegenen Saale nach der Karte eben so gut als im Palais royal zu Paris speisend, die Bekanntschaft eines östreichischen Obristen machte, von dem ich manche recht interessante Nachricht empfing. Er war übrigens mit seinem Aufenthalte in dieser Insel-Stadt um so weniger zufrieden, da er von seinen zu Mestre befindlichen Pferden zu Venedig keinen Gebrauch machen konnte.

Es mochte vier Uhr seyn, als ich mich von hier wegbegab, um mit meinem Signor Antonio eine Fahrt durch den großen Canal (il Canalazzo) zu machen. —

Er trat in die Wasserthür des Hauses, schrie ein paar Mahl überlaut: »Gondola! Gondola!« und in einer Minute war ein Schiffchen dieser Art vorhanden.

Jeder, der eine längere Zeit dauernde Reise gemacht hat, weiß aus Erfahrung, daß ein aufmerksames Betrachten einer Reihe neuer Gegenstände, wenn solches auch keinesweges mit eigentlichen Untersuchungen verbunden ist, eine wahre Arbeit sey; und zwar eine solche, die (eben weil sie eine geistige ist) in hohem Grade ermüdet, ja abstumpft. Diese Empfindung hatte mich ergriffen: ich fühlte, daß mir eine Erholung nöthig sey, und hoffte solche in meiner Gondel zu finden, die ich mir vornahm auf dem zu beginnenden Course nicht zu verlassen. Zwar wollte ich schauen, aber ohne aufmerksame Beobachtung, nur so wie man auf Spazierfahrten der Umgegend sich zu erfreuen pflegt. — Es war heute so kühl, daß selbst in der Gondel mir ein Mantel erforderlich schien. Um diesen zu holen, fuhr ich also zuerst nach meiner Luna und begann nun von hier, also dem Marcusplaz nahe, meine Fahrt. — Zuerst begaben wir uns zu dem Hafen, an der Piazzetta, welcher mit Schiffen wohl fast aller handeltreibenden Nationen recht dicht besetzt, das Bild eines lebhaften Handels darbot. Seit Venedig nämlich ein Freihafen ist, hat sich sein Handel, besonders nach der Levante,

ganz außerordentlich gehoben, und man hat die Hoffnung, daß dieses noch mehr der Fall seyn werde, wenn erst die griechische Schifffahrt ihre alte Lebhaftigkeit wieder erhalten haben wird. In den letzten Zeiten der Republik war Venedigs Seehandel bei weitem nicht das, was er jetzt ist. — Dagegen haben die Einrichtungen, welche mit dem Institut eines Freihafens nothwendig verknüpft seyn müssen, dem Verkehr der Handwerker Venedigs mit der terra firma Veneziana geschadet. Eine Douanenlinie umschließt Venedig, welches als Ausland (als eine unversteuerte Niederlage, wie wir hier zu Lande sagen) betrachtet wird. Jeder steuerbare Artikel, der diese Linie überschreitet, muß angegeben und versteuert werden. Die hiermit verknüpften Formen sind lästig, und so kommt es denn, daß selbst der auf seinem Landhause den Sommer über wohnende Venezianer die kleinen Bedürfnisse lieber von Padua oder andern Städten des festen Landes bezieht, wo er dieser Formen überhoben ist. — So hat die große Wohlthat des Freihafens einigen Classen gewerbtreibender Bürger Nachtheile gebracht. — Doch auch auf diese muß es wohlthätig zurückwirken, wenn sich die Bevölkerung der Stadt, die jetzt hunderttausend Einwohner nicht bedeutend übersteigt, gehoben haben wird. — Es konnte nicht fehlen, der Fall der Republik mußte von außerordentlichen Fol-

gen für die herrschende Hauptstadt (questa dominante) seyn. Die immer noch bedeutenden Geldzuflüsse aus dem Dominio Veneto fielen weg; der Adel verlor seine einträglichen, oft schnell bereichernden Pösten; statt der fremden Gesandten sah man nur noch einige Consulen, deren unbedeutende Besoldungen ihnen keinen Aufwand gestatteten. — Kurz, die Stadt war zu einer Provinzialstadt hinabgesunken. Und hierzu nun noch die Behandlung, welche sie von den siegenden Franzosen erfuhr! Alles öffentliche Eigenthum von einigem Werthe für eine kriegsführende Macht ward weggeführt; von dem gefüllten Arsénale blieb nichts als die leeren Räume und Docken zurück.

Dicht an St. Georgio maggiore vorbeifahrend, lenteten wir bei der Dogana di mare in den großen Canal. Die herrlichen Tempel an seinen Ufern strahlten noch wie früher; nicht so die Paläste der Patricier. Der Palazzo Giustiniani, ein prächtiges Gebäude im gothischen Style, hat sich in ein »Hôtel de l'Europe« verwandelt; andere Paläste stehen leer, mit zertrümmerten Fenstern; schlecht unterhalten sind die meisten. Auch der Gondeln traf ich nicht gar viele in Bewegung. — Wie aber, vorzüglich in jetziger Zeit, den Regierungen, thäten sie auch Alles das allgemeine Wohl zu befördern, was in ihrer Gewalt ist, nicht selten ein böser

Wille entgegentritt, so sucht man dem Volke nur gar zu gern zu beweisen, daß es recht unglücklich sey. Daher denn die gewaltigen Uebertreibungen Einiger, welche Andere ohne weitere eigene Prüfung, zu der ihnen auch die Gelegenheit gewöhnlich fehlt, nachsprechen. Venedig soll nun einmahl, nach den Aeußerungen einiger neuern Schriftsteller, aus Ruinen, die aus stinkenden Cloaken hervorragen, bestehen. Von diesem ist kein Wort wahr. Ruinen erblickt man in Venedig nirgend, die Canäle sind sämmtlich zur Zeit der Fluth voll Seewasser, und so möchte es denn wohl physisch unmöglich seyn, daß sie während der Zeit der Ebbe schon dermaßen in Fäulniß übergegangen seyn könnten, daß ihr pestilenzialischer Gestank selbst dem Athmen hinderlich sey. Wäre dieses der Fall, dann grenzte es doch an ein Wunderwerk, daß, wie allgemein bekannt, Venedig eine so gesunde Luft hat, daß es, in Beziehung auf die Sterblichkeit der Einwohner, mit kleinen Landstädten, und unter Hauptstädten, mit Florenz und Neapel auf einer Linie steht. — Da einem Schriftsteller aber vor Allem Wahrheit geziemt, so sey hier gesagt, daß allerdings die Polizei zu Venedig mehr auf Reinlichkeit der so engen Straßen halten könnte. In diesen, nicht in den Canälen, giebt es der übeln Gerüche genug: und wenn sie gleich den Athem nicht benehmen, so erinnern sie doch leider nur

gar zu sehr, daß man sich in einer italienischen Stadt befinde. Könnte man doch der geistreichen und lebenswürdigen Bevölkerung der schönen Halbinsel etwas von holländischer Keillichkeit und Ordnungsliebe einflößen! Aber diese fehlt leider in einem bedeutenden Grade. — Wir fuhren unter dem famosen Ponte Rialto weg; der, man mag ihn verkleinern wollen wie man will, doch stets ein kühnes, prächtiges Bauwerk bleibt. Hier aber vorzüglich wäre es gewiß einer mit ästhetischem Gefühle begabten Stadtverwaltung würdig, des Antonio dal Ponte Marmorbau von einem Unrathe zu reinigen, der wenig geeignet ist, dem großen Werke analoge Gefühle zu erregen. — Glücklicherweise würde ich mich schätzen, wenn diese harmlos hingeworfenen Zeilen dazu beitragen könnten, der Stadt Venedig diejenige Keillichkeit zu verschaffen, die ihr bei ihren engen Straßen so nothwendig ist, und die, wie schon Göthe bemerkte, bei der Wohlfeilheit der Transportmittel so leicht zu erreichen steht. — Sollte man diesen Blättern die Aufnahme gewähren, die ihren Vorgängern, deren Fortsetzung sie sind, zu Theil wurde; so wäre es doch wohl möglich, daß dieser fromme Wunsch in Erfüllung ginge.

Bei der Kirche Santa Chiara traten wir aus dem großen Canal in die offene Lagune und bogen bei Santa Marta in den breiten Canal della Giudecca ein, der uns

wieder zu der Piazzetta führte, wo ich zwischen den beiden Säulen ausstieg, meinen Gondoliere bezahlte und meinen Servitor di piazza für heute entließ.

Den Abend beschloß ich auf dem Marcusplaz, wo zwischen den tausend Lichtern der Kaufläden und Kaffeezimmer sich eine eben so große, nur anders costumirte Menschenmenge bewegte, als dieses zur Zeit der Republik an den Abenden der Feiertage der Fall war. — Auch die Marcus-Kirche war noch erleuchtet, und zeigte ihre Räume in einem noch mystischen Lichte, als am Tage.

Am nächsten Morgen (11. Mai) war mein erster Weg — nachdem ich al Genio mein Frühstück genommen und dem Innern der Marcus-Kirche, wie ich noch oft wiederholte, eine Viertelstunde gewidmet — nach dem Palaste des Dogen (Palazzo ducale). — Wer kennt nicht aus Abbildungen das Aeußere dieses wunderbaren Gebäudes, an welchem der arabische Styl vorherrschend ist? — In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, unter dem Dogen Marino Falier, wurde es von dem Baumeister Filippo Calendario erbaut, und seit dieser Zeit ist es von Künstlern der ersten Größe aus der venezianischen Schule zu einem der merkwürdigsten Gebäude der Erde gemacht worden. Ja, ich glaube, man darf behaupten, daß es keinen Palast auf der Welt giebt — den vaticanischen abgerechnet — der so viele und



so große Kunstschätze, als eigenthümliche Zierden des Gebäudes, (nicht als aufgehäufte Sammlungen) in sich schloß, als dieser ehrwürdige Bau. — Und zu welchen welthistorischen Erinnerungen giebt er Gelegenheit! — Hineingetreten durch das Hauptthor, dicht an der Marcus-Kirche, welches den Namen de la carla führt, in den von allen Seiten umschlossenen Hof (Cortile), stand ich an der majestätischen Riesen-Treppe (Scala dei Giganti), und betrachtete die beiden colossalen Statuen des Mars und Neptun, Werke des Sansovino, welche der Treppe den Namen gaben, als mich Signor Antonio, mein Begleiter, etwas rechts, bis zu dem Brunnen der südlichen Seite des Hofes, führte und mich ersuchte, links, über die Treppe hinweg, hinaufzuschauen. Hier machte er mich auf ein Bauwerk aufmerksam, welches von rothen Ziegeln, anscheinend in neuern Zeiten, aufgeführt, hoch am Dache des Dogen-Palastes, schon hinter der Kirche, sich durch zwei Fenster kenntlich machte, von denen man, ihrer Lage nach, die Aussicht über das Kirchendach hinweg und zum Theil zwischen seinen Kuppeln hindurch, nach dem Campanil und selbst nach dem hintern Theile des Platzes haben mußte. — „Hier,“ sagte er mir, „ist das Gefängniß des Dichters Silvio Pellico gewesen; nämlich sein erstes.“ — Im strengen Sinne des Wortes kann man also nicht sagen, daß er

„sotto i piombi“ gefangen gefessen habe, da die Gefängnisse unter den Bleidächern des Palastes selbst diesen Namen führen. Weil jedoch die Fenster dieses bemerklich gemachten Locals der Abendsonne ausgesetzt sind, die in Italien, wo die Strahlen der Mittagssonne, ihres hohen Standes wegen, im Sommer kaum in die Zimmer dringen, eben am meisten Wirkung hat, so mag die Hitze, welche der arme Gefangene in den Sommermonaten ausgestanden, arg genug gewesen seyn. Liest man Silvio Pellico's Beschreibung seines ersten venezianischen Untersuchungs-Gefängnisses, so erkennt man an der von ihm genau beschriebenen Aussicht aus den Fenstern desselben, daß ich der Wahrheit gemäß berichtet wurde, und man überzeugt sich zugleich, wie leid es dem gefangenen Dichter thun mußte, für den herrannahenden Winter dieses freundliche Local (wenn überall ein Gefängniß freundlich seyn kann) mit einem andern, dessen Fenster nach der Nordseite gingen, so zur un rechten Zeit vertauscht zu sehen. — Und in diesem Gefängnisse ließ er seine Pflegkinder — die Umeisen — zurück; seine Spinne, die ihn zwar seit einigen Tagen verlassen, hoffte er hier einst wieder zu sehen; hier hatte ihn Zanze, die liebevolle freundliche funfzehnjährige Tochter des Kerkermeisters, gepflegt und getröstet. Das zweite Gefängniß des Silvio hat man mir nicht

gezeigt, und ich habe keine ganz vollständige Idee von seiner Lage gewinnen können. Seine Aussicht ging nach dem Palaste des Patriarchen, von dessen einem Flügel her ihm theilnehmende Begrüßungen, wenn auch nur von Kindern, dem Gefangenen viel werth, keinesweges fehlten. — Die prächtige Marmortreppe der Giganten führt zu einem Corridor, von welchem Thüren zu den Sitzungs-Zimmern der verschiedenen Tribunale der dahingeschwundenen Republik gehen. Hier, auf diesem Gange, war ehemahls die Reihe von Löwenköpfen, in deren offene Rachen die schriftlich abgefaßten geheimen Anzeigen geworfen wurden. Jede Oberbehörde hatte ihren besondern Löwenkopf, und ich erinnere mich noch sehr wohl, daß das Departement bemerkt war, zu welchem der einzelne Rachen gehörte. So stand z. B. über einem der Köpfe: »Denunzie segrete in cose maritime«, über einem andern »... poliche« u. s. w. Ein Institut, welches dem venezianischen Gouvernement übrigens nicht allein eigenthümlich war; wenigstens erinnere ich mich aus der Zeit meiner Jugend, daß es auch in meiner Vaterstadt Braunschweig sogenannte Denunciations-Etöcke gab, von denen einer unter dem Altstadt-Rathhause zu schauen war. Da aber dieses Institut Unzufriedenen und Uebelwollenden eine erwünschte Gelegenheit darbot, den Behörden, selbst

die höchsten nicht ausgenommen, wahre, halb- und ungegründete Vorwürfe zu machen, so fand man am gerathensten, dieser Schreibfreiheit ein Ziel zu setzen. \*) — In Venedig durfte das furchtbare Tribunal der Zehner hart, ja, unter Umständen, grausam seyn; aber nie hat man gehört, daß seine Mitglieder auf eigenen pecuniären Vortheil Bedacht genommen hätten: so waren sie selbst denn über die denunzie segrete erhaben, erfuhren aber durch dieses — allerdings tadelnswerthe — Institut oft Sachen, die bei genauerer Untersuchung wahr befunden wurden.

Von diesem Corridore führt eine zweite prachtvolle

---

\*) Im Herzogthume Braunschweig wurde dieses gefährliche Institut durch die landesherrliche Verordnung vom 5ten Januar 1765 eingeführt, welche ausdrücklich niemals aufgehoben, sondern nur außer Anwendung gekommen ist. Man findet sie in Fredericksdorf's Promtuarium der braunschweigischen Landesverordnungen, Band 1, Seite 41, abgedruckt. — Wie oft staunt man das Auswärtige an, obgleich man in der Nähe das Gleiche zu finden vermag! — Uebrigens wird auch in obiger Verordnung ausdrücklich versprochen: daß der Denunciant, wenn man ihn auch erkennen sollte, »als völlig Unbekannter betrachtet werden soll.« — Ja, — sollte man es glauben! — so sehr ist oft das Urtheil befangen: was man mit Recht allgemein in Venedig für gefährlich hielt, fand ein französischer geistreicher Rechtsgelehrter in Toscana lobens- und nachahmenswerth. — Der Parlements-Präsident Dupat:

bedeckte Treppe, die den Namen der goldenen trägt, höher hinauf zu den Zimmern des Dogen, der Sala des Anticollegio, des Collegio, des »eccelso consiglio de' dieci,« vor allen aber zu einem der schönsten Säle in der Welt, der Sala del maggior consiglio, und zu der ebenfalls äußerst prächtigen Sala dello squitino oder scrutinio. Alle diese Säle und Prachtgemächer sind noch jetzt ganz in dem Zustande, in welchem ich sie vor zwei und vierzig Jahren sah, nur mit dem Unterschiede, daß in den zuletzt genannten beiden größten Sälen die langen Reihen der mit Schnitzwerk verzierten Bänke, auf denen die Senatoren saßen, weggeräumt wurden, und

---

äußert sich in seinen »Briefen über Stalien vom Jahre 1785,« übersezt von Georg Förster (Brief XXXV. Th. I. S. 151) folgendermaßen: »Der Großherzog hat ein »sicheres, einfaches Mittel erfunden, um zu verhüten, daß »man keine Beschwerde gegen die Beamten zu führen habe; »es besteht darin, daß Jeder sich über sie beschweren darf. »In den Mauern seiner Paläste hat er Oeffnungen machen »lassen, durch welche die schüchternste Klage bis zu seinem »Ohr gelangen kann; diese Oeffnungen sind Zugänge für die »Wahrheit.« Aber doch auch wohl für die Verleumdung. — Das Mittel war also weder sicher, noch hat es der Großherzog erfunden. Es war längst bekannt. — Leopold, denn von diesem ist hier die Rede, dieser Vater des Vaterlandes, wird es bald abgeschafft haben.

daß hier und in den daneben befindlichen Sälen und Zimmern die Bibliothek des heiligen Marcus, nebst der Antiken-Sammlung, welche sonst in dem Bibliothek-Gebäude, dem Dogen-Palast gegenüber, standen, jetzt aufgestellt sind. Alle diese Säle und noch viele andere Zimmer, die hier aufzuzählen vergeblich seyn würde, sind an Decken und Wänden mit Gemälden von Tiziano Vecelli, Jacopo Tintoretto, Paolo Veronese und andern Meistern der venezianischen Schule ganz bedeckt, so daß es gewiß nicht zu viel gesagt ist, wenn man behauptet, daß Monate dazu gehören würden, einigermaßen gründlich die Wunderwerke der Kunst zu studiren, die dieser Palast in sich schließt, und dieses um so mehr, da die Marcianische Bibliothek und die Antiken-Sammlung, wie gesagt, jetzt in ihm aufbewahrt werden. Die erste hat zwar nur ungefähr siebenzig tausend Bände, aber sie enthält eine große Menge der seltensten Incunabeln und mehr als fünf tausend, zum Theil sehr wichtige und den Philologen hinlänglich bekannte Handschriften, von denen viele Petrarca gehörten, welcher seine Büchersammlung der Republik hinterließ. Mit der größten Humanität machten mehrere der anwesenden Bibliotheks-Beamten und der Oberbibliothekar selbst mich auf ausgezeichnete Schätze der Sammlung aufmerksam. Bei der kurzen Zeit, die

ein Reisender meiner Art einer großen Bibliothek widmen kann, muß es höchst erwünscht seyn, nur im Allgemeinen eine richtige Vorstellung von dem Ganzen zu erhalten. Diese Vorstellung glaube ich empfangen zu haben, und nach ihr ist die Marcus-Bibliothek nicht mit den größern Bücher-Sammlungen in Deutschland, z. B. zu Wien, Berlin, Göttingen, Wolfenbüttel, München, zu vergleichen, wenn sie auch ausgezeichnete Seltenheiten, sowohl unter den Handschriften als Incunabeln, die jenen fehlen, allerdings enthält. Unter den Seltenheiten zog mich besonders die Weltkarte des Fra Mauro vom Jahre 1460 an, auf der begreiflich von der westlichen Erde noch nichts zu sehen, aber, auffallend genug, das Vorgebirge der guten Hoffnung (obwohl damals noch nicht von den Portugiesen umschifft) ziemlich richtig sich vorgestellet findet. Hiernach muß man vermuthen, daß dem Fra Mauro doch etwas von der merkwürdigen Reise bekannt geworden, welche, nach den Berichten Herodots, phönicische Seefahrer, 600 Jahr vor Christus, unter Nechos, König von Aegypten, angestellt haben, die vom rothen Meere aussegelnd, durch die Säulen des Hercules zurückkehrten.

Eine große Freude war es mir, daß man hier in der Biblioteca di S. Marco die Verdienste meines verewig-

ten Freundes, des königl. sächsischen Hofraths und Oberbibliothekars Ebert — der auch einige Jahre unserer Wolfenbüttelischen Bibliothek vorstand — kannte und schätzte. Diese Freude hatte ich nachher auch zu Florenz, Rom, Neapel, Genua und Meiland. Ebert und sein bibliographisches Lexicon waren, wie ich mehrmals fand, auch solchen Gelehrten nicht unbekannt geblieben, zu denen eine bestimmte Kunde von meinem Vaterlande nicht gedrungen war, und von denen mich einst einer befragte: ob das Herzogthum Braunschweig *«nella vicinanza della Svizzera»* belegen sey. — Mehrmals habe ich bei solchen Gelegenheiten mein geliebtes Vaterland dadurch bezeichnet, daß ich sagte, es sey das Land, in welchem die Bibliotheca Guelpherbytana, die man allenthalben, dem Ruf und Namen nach, kannte, sich befinde. So wenig wissen öfter italienische Gelehrte, denen die ausgebreitetsten Kenntnisse in vielen Fächern der Wissenschaften nicht abgesprochen werden können, von der deutschen Erdbeschreibung, während bei uns in den Mädchenschulen die Lage des Herzogthums Lucca und der Republik San Marino, vielleicht überflüssiger Weise, gelehret wird.

Mit der Marcus-Bibliothek ist die reiche Sammlung von alten Münzen, Cameen, Statuen, Büsten und Basreliefs verbunden. Unter den Cameen ist bei

weitem das schätzbarste Stück der Jupiters-Kopf, ein Dnor, welcher im Jahr 1793 zu Ephesus gefunden wurde und der zugleich mit den berühmten vier Köpfen der Marcus-Kirche von Paris zurückgekehrt ist \*). Der Oberbibliothekar hat diesen Schatz in eignem Verwahr, und hatte die Güte ihn mir zu zeigen.

Nachdem ich alle diese Herrlichkeiten geschaut, wurde ich von meinem Lohnbedienten — welcher mir stets, wenn ich einem andern Unteraufseher zum neuen Führer bekam, zuflüsterte, wie viel ich dem abgehenden als buona mano zu reichen habe, womit dieser auch sich stets zufrieden bezeugte — zu dem Aufseher der Gefängnisse des Palazzo ducale geführt; denn ich hatte den Wunsch geäußert, Alles davon zu sehen, was Fremden irgend, ohne specielle Erlaubniß der Ober-Behörden, gezeigt werden dürfe. — Wir stiegen auf mehreren Treppen empor und befanden uns bald, nachdem wir durch einige lange und wüste Gänge gekommen, in demjenigen obersten Theile des Palastes, welcher den Namen »sotto i piombi« führt, weil er den Bleidächern am nächsten, womit das Ganze gedeckt ist. Hier sah es außerordentlich wüste aus. Mehrere Zwischenwände waren einge-

rissen und noch nicht wieder aufgeführt; Alles zeigte augenscheinlich, daß hier neue Einrichtungen getroffen werden sollten, welche unterbrochen waren, denn Arbeiter erblickte ich nirgend. Einige Zimmer, die ehemals zu Gefängnissen gedient hatten, waren jedoch noch in bewohnbarem Stande. Diese hatten nicht das geringste Schauererregende, sondern würden in den meisten Gegenden Deutschlands für ganz vorzügliche Gefängnisse geachtet werden. Daß sie im Sommer sehr heiß fern mögen, daran zweifle ich nicht: aber nicht heißer als alle Zimmer Venedigs, die auf gleiche Weise den Strahlen der Sonne ausgesetzt sind. Möglich wäre es allerdings, daß es auch Gefängnisse gegeben hätte, die ganz unmittelbar unter der Bleibedeckung angelegt gewesen, denn Raum dazu ist allerdings vorhanden: aber mein Führer leugnete dieses, und etwas dahin Deutendes habe ich nicht gesehen. — So hatten denn die ehemahligen Gefängnisse »sotto i piombi« einen guten Theil ihres Schreckhaften bei mir verloren.

Doch, ich hatte auch von den unterirdischen Gefängnissen des Palastes gehört, und verlangte in diese geführt zu werden. — Mein Begleiter stieg mit uns hinab, und nachdem wir mit Wachsfackeln versehen waren, ging es in die unterirdischen Gänge, in welche auch nicht der schwächste Strahl des Tageslichtes zu dringen

\*) Eine Abbildung dieses kostbaren Cameen findet sich in des Antonio Quadri: Otto giorni in Venezia.

vermag. An den Seiten dieser stockfinstern Galerien liegen die Gefängnisse. Jedes derselben ist ungefähr zehn Fuß lang, fünf Fuß breit und oben gewölbt. Die Thür von Eichenholz ist äußerst niedrig und mit mehreren Riegeln und Schlössern versehen. Durch die dicke Scheidewand geht eine Oeffnung von ungefähr vier Zoll Weite, damit doch einige Luft von dem Gange in das Gefängniß dringen könne. In diesem ist zur einen Seite eine tafelförmige Erhöhung von Stein, die zugleich zum Sitz, Tisch und Bett des Gefangenen diene. So alle Gefängnisse des obern Ganges. — Jetzt stiegen wir eine Treppe hinunter und waren schon in einer Tiefe, die bereits mehrere Fuß unter dem gewöhnlichen Spiegel des nahen Meeres sich befindet. Auch hier zur rechten Seite ähnliche Gefängnisse als im obern Gange, aber noch kleiner und niedriger, nicht viel größer als ein geräumiger Sarg. Diese sind mit Brettern von Eichenholz ausgefüttert, welche jedoch, da es hier eben so feucht als in einem Bergwerke ist, allenthalben vermodert waren. Mein Führer brach mir ein solches vermodertes Stück ab, und gab es mir zum Andenken mit. Ich habe es auch mit mir genommen und bewahre es als ein sprechendes Zeichen aristocratisch-republicanischer Unbarmherzigkeit. — Einige dieser unter-meerischen Gefängnisse — welche in der hiesigen Kunstsprache

»pozzi« heißen, haben an der Vorderseite, nach dem Gange zu, eine solche Vorrichtung, daß der Gefangene mit dem Nacken gegen eine stark mit Eisen vergitterte Oeffnung sitzend gedrückt werden kann. Es ist zu diesem Zwecke eine Vertiefung in der Wand. In solcher Stellung wurde ihm, wenn seine heimliche Hinrichtung von dem Collegio de' Dieci beschlossen worden, ein kranzförmiger Strick um den Hals gelegt, der Kranz mit der einen Seite durch die Oeffnung gezogen und sodann mit einem Knebel zusammengekehrt, bis der Verurtheilte erstickt war, dessen Leichnam man heimlich Nachts bei Seite schaffte. Am Ende des Ganges zeigte man mir den Ort, wo die Hinrichtungen durch das Fallbeil Statt fanden. Der abgetrennte Kopf fiel in ein tiefes Verließ und das Blut floß durch eine Rinne ebenfalls in dasselbe. Mein Begleiter warf einen Stein in das Verließ, und deutlich hörte man, daß dieser in Wasser fiel. In dieser Gegend des Ganges war es so naß, und mich ergriff überdies ein solcher Schauer, daß ich nicht ganz bis zum Ende des Ganges vorgebrungen bin. — Mein Führer hatte diese Gänge schon zur Zeit der Republik in Aufsicht gehabt, und versicherte mich, daß Niemand von dem *eccelso collegio de' Dieci* jemahls einen Fuß hierher gesetzt hätte. Doch wäre auch von diesen Gefängnissen in

den letzten Jahren der Republik selten Gebrauch gemacht, und bei dem Todesende derselben habe hier nur Einer gefangen geseffen, ein Dalmatier, der einen Priester vor dem Altare umgebracht haben sollte, und der dieses Verbrechen nicht vollkommen überführt werden können. — Mein Führer wußte mir nicht zu sagen, ob die Untersuchung gegen diesen noch nicht beendet, oder ob er hier schon eine — wie man in Deutschland sagt — außerordentliche Strafe erduldet habe; so wie man auch nach einigen deutschen Criminal-Proceß-Ordnungen, ganz inconsequenter Weise, die Todesstrafe nicht gegen Inquisiten auszusprechen pflegt, die durch Indicien überführt wurden. — Als wenn, blieben dem Richter Zweifel zurück, überall eine Strafe, die Gewißheit (so viel dem Sterblichen etwas völlig gewiß seyn kann) ihrer Natur nach voraussetzt, verhängt werden könnte! —

Erwägt man nun, daß Gefängniß und Strafen der geschilberten Art von den drei Staatsinquisitoren und dem Collegium der Zehen ganz heimlich verhängt wurden, ohne daß dem Inquisiten ein Vertheidiger beigegeben, und daß jene Richter keiner Verantwortung unterworfen waren: so sucht man vergebens nach einem wesentlichen und constitutionellen Unterschiede zwischen der venezianisch-republicanischen und der tür-

kisch-sultanischen richtenden Gewalt. Der Unterschied lag allein in dem Geiste der Regierung, von dem man rühmt, daß er zwar äußerst streng, aber doch gerecht gewesen. — Nach meiner Ansicht von dem Wesen der Gerechtigkeit ist aber ein Verfahren der dargestellten Art, auch gegen den überwiesenen Verbrecher, stets ungerecht. — Ich beklage daher keinesweges den Untergang der venezianischen Aristocratie, sondern wünsche der Stadt Venedig und ihren ehemahligen Provinzen vielmehr Glück, daß sie einer Monarchie einverleibt worden, in welcher das Gesetz und nicht die Willkühr herrscht. — Freilich hört man in Venedig nicht selten den Untergang der Republik beklagen: aber hat wohl jemahls ein Sterblicher eine Revolution gelobt, bei welcher er verloren? Dagegen Allen, die durch eine Revolution gewonnen haben, diese stets äußerst heilsam, nothwendig, gerecht und naturgemäß erscheint. So viel ist gewiß, daß Jeder, dem wahrhafte bürgerliche Freiheit theuer ist, die Herrschaft östreichischer milder Gesetze der venezianischen Willkühr vorziehen wird.

Aus diesen schauerhaften Gruben, in denen so mancher Glende bei lebendigem Leibe verfault oder willkürlich hingerichtet worden, begab ich mich zu den heitern Sälen des königlichen Palastes. Dieser besteht aus drei zu verschiedenen Zeiten erbauten, sich begren-

zenden Gebäuden, nämlich aus demjenigen, in welchem bis zum Jahre 1812 die Biblioteca Marciana und die damit verbundenen Sammlungen aufbewahrt wurden, einem Bauwerke des Sansovino und des Scamozzi, das Palladio für den schönsten Palast erklärte, der seit der Zeit der Alten bis zu der seinigen aufgeführt worden, — dann aus den neuen Procurationen, dem Werke Scamozzi's, — und endlich aus der von Napoleon an die Stelle der Kirche des heiligen Geminiano aufgeführten nuova fabrica, welche den Ritter Joseph Soli aus Modena zum Baumeister hat. Die Piazzetta wird von diesen vereinten Palästen auf einer, die Piazza aber auf zwei Seiten begrenzt, und ein dorischer Arcaden-Gang, auf welchem das ionische erste Stockwerk ruhet, führt unter ihnen vom Meere bis zu den Arcaden der alten Procuration, die erst am torre dell' Orologio enden und den schönsten, gegen Regen und Sonnenschein geschützten Spaziergang bilden, den es zwischen Gebäuden auf dem Rande der Erde giebt. Ich sage nichts von den prächtigen Treppen, Hallen, Sälen und Zimmern dieses großen vereinten Baues. Allenthalben erblickt man an Decken und Wänden die Meisterwerke der venezianischen Schule. Recht wohllich, und ich möchte sagen bescheiden, sind die Zimmer eingerichtet und verziert, die der Erzherzog-Vizekönig und

seine Gemahlinn bei ihrer Anwesenheit zu bewohnen pflegen, die zum Theil die Aussicht nach dem neu angelegten freundlichen Garten an der Südseite haben. Nur das bemerke ich, daß der neue Napoleonische Bau, obwohl eine Nachbildung der ehemaligen Bibliothek, doch dieser in der Ausführung der Sculptur-Arbeiten sehr nachsteht, zum Beweise, daß wir die Kunst des sechzehnten Jahrhunderts noch nicht erreicht haben.

Den Rest des Vormittags verwandte ich zu verschiedenen Besuchen, wobei ich mich der Gondel bediente. Der erste galt den Herren Gebrüdern Schielin, deutschen Banquiers, deren Gefälligkeit ich nicht genug rühmen kann. Ich war an ihr Haus von dem Baron von Eichthal zu München empfohlen und erhielt von ihnen jeden meiner Wünsche erfüllt. Ein deutscher Reisender kann nicht besser als an dieses solide Haus empfohlen werden.

Den Präsidenten des k. k. Appellations-Gerichts Cavaliere degli Dresici fand ich zwar bei dem ersten Besuche, den ich ihm heute abstattete, nicht zu Haus; er beehrte mich aber bald nachher mit dem seinen in meiner Luna. Ich lernte an ihm einen im hohen Grade wissenschaftlich gebildeten Rechtsgelehrten kennen, und habe seinen freundschaftlichen Mittheilungen manche Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten der italienischen



Gerichtsverfassungen zu danken. Diesem trefflichen Mann war ich von einem seiner Freunde, dem Doctor von Althammer zu Niva am Gardasee empfohlen.

Noch besuchte ich den in der literarischen Welt durch seine Briefe über den Kaukasus und Georgien \*) und mehrere andere geistreiche Schriften rühmlich bekannten kaiserlich russischen wirklichen Staatsrath und General-Consul von Freygang, dessen Bekanntschaft ich vor mehreren Jahren zu Alexisbad im Harze (das er in französischer Sprache so reizend beschrieben \*\*) gemacht, und an welchen ich überdies Briefe von seinem und meinem Freunde, dem Staatsrath und Gesandten von Struve zu Hamburg, abzugeben hatte. Er führte mich zu seiner geistreichen Gemahlinn — einer Gebornen von Rudrjassky — und zu seinen liebenswürdigen beiden Töchtern, die seit der ersten Bekanntschaft, welche ich mit ihren Aeltern gemacht, von Kindern zu blühenden Jungfrauen empor gewachsen waren. Auch Frau

\*) Aus dem Französischen übersetzt von dem kaiserl. russischen wirklichen Staatsrath von Struve zu Hamburg. Hamburg bei Verthes und Besser. 1817. — Das Original hat den Titel: *Lettres sur le Caucase et la Georgie. suivies d'une relation d'un voyage en Perse en 1812. à Hambourg.* 1816.

\*\*) *Lettres sur Alexisbad.* Leipzig, 1830.

von Freygang ist der literarischen Welt nicht unbekannt. Von ihr rühren nämlich die gefühlvollen Briefe her, welche den ersten Theil des angeführten Reiseverkes bilden. Kaum hat man etwas Zarteres und Rührenderes in der neuern Literatur als diese Briefe einer Frau, die, ihrem Manne auf einer Berufsreise über den Kaukasus nach Georgien mit zwei unmündigen Kindern folgend, muthig den schrecklichsten Gefahren Trost bot. — Herr von Freygang setzte mit mir, hier im meerumflutheten Venedig, bald nachher ein Gespräch fort, welches wir zwischen den Felsen- und Waldgebirgen des Harzes, zu Alexisbad, noch nicht ganz beendet, das aber auch leider, seiner Natur nach, keiner Beendigung fähig ist — denn es betrifft verschiedenartige religiöse Ansichten zweier die Religion übrigens auf gleiche Weise achtenden Männer. Ueber religiöse und über politische Systeme vereint man sich disputirend nie. — So vereinten wir uns denn auch heute nicht, und gingen zu Gesprächen über, die, irdische Gegenstände betreffend, leichter zu einem Resultate führten. Es wurden einige Besuche und Besichtigungen verabredet, die aufs schönste auch späterhin ausgeführt wurden. — Den Nachmittag hatte ich zu einem Besuche bei den mit der römischen Kirche unirten armenischen Mönchen auf der Insel S. Lazzaro, welche sich, nach ihrem

Stifter Mechitar, Mechitaristen nennen, bestimmt, und deren Kloster ungefähr eine Stunde, nach Osten zu, von der Stadt entfernt liegt. — Die nächste Veranlassung zu diesem Besuche gab mir folgende kleine literarisch = antiquarische Angelegenheit. — Schon im Jahre 1816 machte ich die Entdeckung, daß nicht nur in Deutschland, sondern auch in dem ganzen Norden von Europa, namentlich in der Insel Island, welche zu besuchen ich zu der Zeit ernstlich beabsichtigte, noch jetzt eine bedeutende Menge uralter metallener Taufbecken vorhanden sey, die als Handschrift eine Anzahl, bei allen völlig gleicher, fünf bis sechs Mal wiederholter Charaktere enthielten, die zu enträthseln nicht gelingen wollte. Oftmahl sind Zeichnungen von Taufbecken dieser Art durch Kupferstiche und Holzschnitte in Journalen und Zeitungen bekannt gemacht, aber bis auf die heutige Stunde ist noch nicht einmahl ergründet, welcher Sprache die Charaktere angehören \*). Die Sache

\*) Siehe die Zeitschrift »Curiositäten« Band V. Stüd 5. 1816; wo sich auch eine Abbildung eines der mysteriösen Becken der gedachten Art befindet. — Diese Materie ist nachher vielfach in den »Curiositäten« besprochen; am ausführlichsten, und die verschiedenen Aufsätze über diesen Gegenstand recapitulirend, im 10ten Bande, Stüd 1. (1823.) — Späterhin nahm sie des verewigten Oberappellations-

hat, ihrer Sonderbarkeit wegen, in hohem Grade die Wißbegier der Gelehrten erregt, besonders seit von einem berühmten Orientalisten, dem geheimen Cabinetsrath Kopp, die Meinung geäußert war, die Inschriften gehören einem alten chaldäischen Alphabete an. Diese Meinung gewann dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß auf der Insel Rügen ein Kelch entdeckt wurde, dessen Inschrift der Gymnasial = Director Grotefend zu Hannover für Armenisch erklärte, obwohl derselbe sie auszuliegen nicht unternahm \*). — Ueber diese Angelegenheit wollte ich nun von den ehrwürdigen Vätern Auskunft zu erhalten suchen. Da ich jedoch bei dem Professor

Raths Spangenberg zu Celle Neues vaterländisches Archiv für die Geschichte des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig auf, und beleuchtete (1824) im V. Bande, St. 1, die verschiedenen Meinungen. Fortgesetzt wurde die Materie im Hefte 1. des Jahrgangs 1830, im Hefte 4, 1833, u. Hefte 1 u. 4, 1834; welche letzteren nach Spangenberg's Tode von dem Geheim. Rath von Spilker zu Wolfen und dem Obersteuer = Secretär Brennenberg zu Hannover herausgegeben wurden. — Eine Zeitschrift, die, bei ihrer Wichtigkeit für die mittlere Geschichte Norddeutschlands, bekannter zu seyn verdient, als sie zu seyn scheint.

\*) Vaterländisches Archiv für Hannoverisch = Braunschweigische Geschichte, von v. Spilker und Brennenberg, (Lüneburg) 1833. Hest 4. — 1834, Hest 1.

der armenischen Sprache zu München, dem berühmten Neumann, den einzigen Abdruck der Kelch-Umschrift, welchen ich bei mir führte, zurückgelassen, so konnte ich auch nur zu dem Kloster der Armenier allein einen Abdruck der räthselhaften Inschriften der Taufbecken mitnehmen; und ich bemerkte hier sofort, um von dieser Sache fernerhin keine Erwähnung zu thun, daß die gelehrten Mönche in den Umschriften der Taufbecken keine ihnen bekannte orientalische Charaktere zu erkennen vermochten, und bestimmt äußerten, daß sie keinem armenischen Alphabete angehörten. Unendlich bedauerte ich, ihnen die Inschrift des Kelches nicht vorlegen zu können, und muß es jetzt um so mehr beklagen, da solche von dem Doctor Petermann zu Berlin, einen der armenischen Sprache kundigen Gelehrten, für Armenisch erkannt und ausgelegt ist \*).

\*) Vaterländisches Archiv, 1834. I. Seite 25. — Diese Sache ist für die Cultur- und Handels-Geschichte des Nordostens von Europa äußerst wichtig. Immer mehr Spuren kommen zu Tage, daß im frühen Mittelalter ein lebhafter Handelsverkehr zwischen den Ostsee-Ländern und dem Oriente bestand. — Aus der Auslegung des Doctors Petermann geht hervor, daß der besprochene Kelch ein Weihgeschenk Esähs und einer andern Person war, welche denselben dem Herrn weiheten.

Nach dem Obiges längst niedergeschrieben, habe ich das Ver-

Ich schiffte also zu der Insel S. Lazzaro und wurde von ihren frommen und gelehrten Bewohnern, besonders von dem Pater Bibliothekar und dem Pater Secretär des hier residirenden armenischen Erzbischofs, auf eine so gütige und gastfreundliche Weise aufgenommen, daß ich ihnen Zeit Lebens dankbar bleiben werde. Ihr gan-

gnügen, auch von dem Professor Neumann zu München (unter dem 22. October 1835) — welcher von der Auslegung des Doctors Petermann nichts wußte — im Wesentlichen die Bestätigung derselben zu erhalten. »Obwohl,« schreibt er mir, »auf dem Steindrucke mehrere Buchstaben vorkommen, die man in dem heutigen Alphabet der Söhne Haik's vergebens suchen wird, so sind doch in der ersten Zeile deutlich zu unterscheiden« . . . und nun folgt die Angabe mehrerer Worte, in Uebereinstimmung mit dem Doctor Petermann. Er setzt hinzu: »Während der Kreuzzüge bis zu dem Untergange des armenischen Königreichs in Cilicien (1375 u. Z.) fand mannichfacher Verkehr Statt zwischen dem Abendlande und Armenien. Leon II. (reg. v. 1185 — 1219) erhielt von Kaiser Heinrich VI. die Königskrone und ward vom Erzbischof Conrad von Mainz am 6. Januar 1198 gekrönt. (S. Valram's chronicle of the armenian kingdom in Cilicia. Translated by Neumann. London, 1831. S. 44.) Marco Polo sind diese Verbindungen, wie alle ähnlichen Verhältnisse zu seiner Zeit, gar wohl bekannt. Er bemerkt, daß nach dem von den Armeniern beherrschten Cilicien »molti mercanti da Venezia, da Genova et da molt' altre regioni« kämen. (Ramusio, II. 4, D.) — Wie leicht konnten nicht solche Becken im Handel bis zu dem höchsten Norden gelangen.«

zes Kloster, dessen Kirche, Bibliothek, Instrumenten-Kammer und übrige wissenschaftliche Sammlungen, vorzüglich aber die Druckerei, in welcher vier Pressen im Gange sind, befinden sich in einer solchen glänzenden Ordnung, daß man schon hieraus erkennt, mit welcher Liebe diese Väter ihren Berufsgeschäften, und unter solchen besonders den Wissenschaften, sich widmen. — Das Institut ist ganz und gar auf Wissenschaftlichkeit berechnet. Religiösen Sinn und Aufklärung in die Finsterniß Armeniens, und mittelbar des ganzen Orients, zu bringen, ist der Zweck, den sie täglich vor Augen haben und den die edeln Männer auf mehrfache Weise zu erreichen suchen. Zuvörderst durch mündlichen Unterricht. — Es ist hier eine förmliche Academie für den Orient vorhanden, zu welcher nicht allein aus allen Theilen Armeniens und aus der gesammten europäischen und asiatischen Türkei, sondern sogar aus Indien junge Männer herbeiströmen, die eine europäische Bildung zu erhalten wünschen. — Dann durch Missionen, die jedoch seltener nach dem eigentlichen Armenien, als nach angrenzenden Ländern, und vorzüglich nach Syrien und Constantinopel Statt finden. Den Mechitaristen, die, wie ich schon bemerkte, zu den mit der römischen Kirche unitten Armeniern gehören, mag es gefährlich dünken, sich den Verfolgungen der Anhänger der von

Gregorius dem Erleuchter gestifteten National-Kirche auszusagen. Man wird sich noch der vor einigen Jahren zu Constantinopel auf Betrieb dieser gegen die katholischen Armenier Statt gefundenen Verfolgungen erinnern. Doch auch diese beschränkten Missionen bewirken immer viel zu der Beförderung des großen Zwecks. Zuletzt, und ganz vorzüglich wirken die Mechitaristen durch Druckschriften, welche in vielen Tausenden von Exemplaren von hieraus, theils umsonst, theils für einen geringen Preis, den über die ganze Erde zerstreuten Armeniern, vorzüglich aber denen im Vaterlande, zugehen. Nicht allein armenische Wörterbücher und Grammatiken, sondern auch eine vollständige armenische Bibel, eine Menge religiöser Schriften und eine bedeutende Anzahl von Uebersetzungen griechischer Classiker und Kirchenväter sind aus den hiesigen Pressen hervorgegangen. Jetzt druckt man an einem großen thesaurus linguae armenicae, als dessen vorzüglichster Beförderer mit der Pater Baptista Nucher, Herausgeber des Eusebius, des Philo u. s. w. genannt ist \*). Der Secretair des Erzbischofs, der mich so gü-

\*) Der Verfasser des *Dizionario Armeno-Italiano* und *Dizionario Italiano-Armeno-Turco*, Dottore Emanuele Ciarkoiak ist im Januar 1835 verstorben.

tig aufnahm, — und dessen mir entfallenen Namen nicht anführen zu können mich schmerzt — beschäftigt sich eben jetzt mit einer armenischen Uebersetzung des Plutarch. — Der Mönche sind hier gewöhnlich dreissig, und mehrere befinden sich auf Missionen. Was sie besitzen, haben sie sich seit ungefähr einem Jahrhundert durch Arbeit erworben oder durch fromme Landsleute geschenkt bekommen, und auf gleiche Weise erhält sich jetzt noch ihr Institut, welches, wie man schon aus Obigem erkennen wird, mehr eine Academie der Wissenschaften oder Universität als ein Kloster ist.

Zum Abschiede schenkten mir die wahrhaft ehrwürdigen Väter ein aus ihren Pressen hervorgegangene, armenisch abgefaßte, jedoch von einer italiänischen Uebersetzung begleitete kurze Geschichte ihres Klosters \*).

\*) *Compendiose notizie sulla Congregazione de' Monaci Armeni Mechitaristi di Venezia, nell' Isola di S. Lazzaro. Tipografia di suddetta Isola. 1819. — Tip. ed Edit. li Monaci Armeni di S. Lazzaro in Venezia. — Da alle in dem Kloster S. Lazzaro zu Venedig gedruckte armenische Werke dort käuflich zu erhalten stehen, so werden deutsche Bibliothekare, welche sie zu bekommen wünschen, sich durch Buchhandlungen zu Venedig, Weiland oder Wien solche verschaffen können. Oder noch leichter vielleicht durch eine unmittelbare Zuschrift an die »Riverendissimi Padri Armeni alla Isola di S. Lazzaro in Venezia« in lateini-*

Ich halte es um so weniger für überflüssig, aus diesem Buche, welches in Deutschland unbekannt ist, Einiges über die Entstehung des Klosters mitzutheilen, da auch die neuesten topographischen Werke über Venedig die Insel S. Lazzaro ganz kurz und ungenügend abfertigen.

Der Doctor der Theologie Mechitar di Pietro ist in Sebaste, einer Stadt in Klein-Armien, im Jahre 1676 geboren. Früh erwachte in ihm die Liebe zu den Wissenschaften und er schloß sich daher an mehrere gelehrte Armenier schon in seiner Kindheit an, durch deren Unterricht der Knabe denn auch in Wissenschaften und Sprachen sehr früh gute Fortschritte machte. Im neunten Lebensjahre empfing er schon die vier niedern Weihen der römisch-katholischen Kirche und bereits im funfzehnten wurde er Mönch in dem Kloster del Santo Segno bei Sebaste. Auf einer mit Erlaubniß der Kloster-Vorgesetzten unternommenen Reise nach dem Sitze des armenischen Patriarchen Ecmiazin traf er zu Erzerum, der Hauptstadt von

ischer oder italiänischer Sprache. Die Zahlungs-Anweisung wurde sehr füglich durch ein venezianisches Handelshaus gesehen können.

Groß-Armenien, einen europäischen Missionar, von dem er zuerst etwas über den Stand der katholischen Kirche und der Wissenschaften in Europa erfuhr. Diese Nachrichten machten ihn auf Europa aufmerksam. Zu Ecmiazin wurde er nun in wissenschaftlicher Hinsicht keinesweges befriedigt, und begab sich daher zu dem Kloster Passeno bei Erzerum. Hier war es, wo eine noch genauere Bekanntschaft mit einem Europäer in ihm die Begierde aufregte, selbst nach Europa zu gehen, um sich zuvörderst zu unterrichten und dann religiöse Aufklärung in Armenien zu befördern. — Jetzt eine lange, viele Jahre dauernde Reihe von Verfolgungen und Hindernissen, deren Erzählung ich hier unterlasse, die sich seinem Plane entgegenstellten, welcher sich dahin ausgebildet, daß er die Möglichkeit suchte, ein Kloster zu gründen, dessen Mönche hauptsächlich den Wissenschaften sich widmen sollten, und die dann, nachdem sie sich selbst ausgebildet, durch Unterricht, als Missionare auf ihre Landsleute einwirken könnten. Den Anfang eines solchen Instituts brachte er zu Pera bei Constantinopel zu Stande. Verfolgungen bestimmten ihn aber sich nach Morea zu wenden. Unterstützt von frommen und wohlwollenden Armeniern, auch von den venezianischen Regierungsbehörden in Morea, vorzüglich von dem Governatore Angelo Erno, gelang es ihm bei Modon

ein armenisches Kloster zu stiften, und schon hatte er die Kirche erbaut, als der Einbruch der Türken in die Halbinsel und deren Abtretung an diese Barbaren von Seiten der Venezianer, seine Hoffnungen scheitern machten. Er mußte Alles aufgeben, und flüchtete mit einigen Mönchen nach Venedig. — Neue Schwierigkeiten in Menge. — Doch sie wurden durch unglaubliche Anstrengungen des wahrhaft großen Mannes beseitigt, und im September des Jahres 1717 empfing Mechitar von dem Senate, zur Anlegung eines armenischen Klosters, die kleine wüste Insel S. Lazzaro, die in frühern Zeiten ein Hospital für Auszügige enthalten hatte, und auf welcher sich noch eine gänzlich verfallene Kirche befand. — Unterstützt von seinen Landsleuten errichtete Mechitar die stattlichen Klostergebäude, setzte die Kirche in gehörigen Stand, nahm zu seinen alten Mönchen Novizen an, bildete diese wissenschaftlich aus, und führte das Ganze dahin, nachdem er vom Papste mit der Würde eines Abts bekleidet, daß das vortreffliche Institut sich ausbilden konnte, welches jetzt zum Besten Armeniens auf der Insel blühet. Hat es je Wohlthäter einer ganzen Nation gegeben, so ist dieses Mechitar für die armenische. — Am 27. April 1749 starb er im 74sten Jahre. Er hatte während seiner abtheilichen Würde funfzig Priester und zehn Laienbrüder zu sei-

Groß-Armenien, einen europäischen Missionar, von dem er zuerst etwas über den Stand der katholischen Kirche und der Wissenschaften in Europa erfuhr. Diese Nachrichten machten ihn auf Europa aufmerksam. Zu Ceminagin wurde er nun in wissenschaftlicher Hinsicht keinesweges befriedigt, und begab sich daher zu dem Kloster Passeno bei Erzerum. Hier war es, wo eine noch genauere Bekanntschaft mit einem Europäer in ihm die Begierde aufregte, selbst nach Europa zu gehen, um sich zuvörderst zu unterrichten und dann religiöse Aufklärung in Armenien zu befördern. — Jetzt eine lange, viele Jahre dauernde Reihe von Verfolgungen und Hindernissen, deren Erzählung ich hier unterlasse, die sich seinem Plane entgegenstellten, welcher sich dahin ausgebildet, daß er die Möglichkeit suchte, ein Kloster zu gründen, dessen Mönche hauptsächlich den Wissenschaften sich widmen sollten, und die dann, nachdem sie sich selbst ausgebildet, durch Unterricht, als Missionare auf ihre Landsleute einwirken könnten. Den Anfang eines solchen Instituts brachte er zu Pera bei Constantinopel zu Stande. Verfolgungen bestimmten ihn aber sich nach Morea zu wenden. Unterstützt von fremden und wohlwollenden Armeniern, auch von den venezianischen Regierungsbehörden in Morea, vorzüglich von dem Governatore Angelo Erno, gelang es ihm bei Modon

ein armenisches Kloster zu stiften, und schon hatte er die Kirche erbaut, als der Einbruch der Türken in die Halbinsel und deren Abtretung an diese Barbaren von Seiten der Venezianer, seine Hoffnungen scheitern machten. Er mußte Alles aufgeben, und flüchtete mit einigen Mönchen nach Venedig. — Neue Schwierigkeiten in Menge. — Doch sie wurden durch unglaubliche Anstrengungen des wahrhaft großen Mannes beseitigt, und im September des Jahres 1717 empfing Mechitar von dem Senate, zur Anlegung eines armenischen Klosters, die kleine wüste Insel S. Lazzaro, die in früheren Zeiten ein Hospital für Aussätzige enthalten hatte, und auf welcher sich noch eine gänzlich verfallene Kirche befand. — Unterstützt von seinen Landsleuten errichtete Mechitar die stattlichen Klostergebäude, setzte die Kirche in gehörigen Stand, nahm zu seinen alten Mönchen Novizen an, bildete diese wissenschaftlich aus, und führte das Ganze dahin, nachdem er vom Papste mit der Würde eines Abts bekleidet, daß das vortreffliche Institut sich ausbilden konnte, welches jetzt zum Besten Armeniens auf der Insel blühet. Hat es je Wohltäter einer ganzen Nation gegeben, so ist dieses Mechitar für die armenische. — Am 27. April 1749 starb er im 74sten Jahre. Er hatte während seiner abtheilichen Würde funfzig Priester und zehn Laienbrüder zu sei-

v. Strombeck's italän. Reise. I.

21

nen Zwecken gebildet; vierzig Männer aber, als zu seinen wissenschaftlichen Zwecken nicht geschikt, zurückgesandt.

Nach Mechitar's Tode wurde der Doctor Stefano Melchiori aus Constantinopel zum Abt erwählt. Diesem folgte 1800 der Doctor Stefano Leonzio Kiuver, ein armenischer Edler, aus Giorgia in Siebenbürgen, welcher im Jahre 1804 zu Rom vom Papste zum Erzbischofe geweiht wurde. Der jetzige Erzbischof ist in dem römischen Staats-Kalender (Notizie) für 1835 folgendermaassen namhaft gemacht: »Monsig. Suchias Somal, Arcivescovo di Sunia ed Abbate generale, sedente a Venezia, und als General-Procurator ist aufgeführt: R<sup>mo</sup> P. D. Cherubino Aznavor.

Die Nachfolger Mechitar's vermehrten die Zahl der Mitglieder der Congregation und bewirkten, daß Wissenschaften und Sprachen von ihnen immer eifriger betrieben wurden. Eine noch bedeutendere Menge von Werken ging seit der Zeit nicht nur aus den Pressen des Klosters hervor, sondern die armenischen Mönche waren auch in der Regel ihre Verfasser. Ihre Bibliothek wurde mit armenischen Handschriften bereichert, von deren Daseyn man früher nicht einmal etwas wußte, und ein Theil davon durch den Druck be-

kannt gemacht. Ueberhaupt enthält diese Bibliothek des Merkwürdigen und Sehenswerthen sehr viel; unter welchem ich hier nur einer ausgezeichnet gut erhaltenen ägyptischen Mumie, mit ihrer ursprünglichen Umschließung, gedenken will. Das Hemd dieser Mumie zeigt, daß die Kunst unserer Damen, bunte Glasperlen in ihre Stickereien zu verarbeiten, den alten Aegyptern nicht unbekannt war, denn es ist ganz und gar mit eingewebten Glasröhrchen von den mannichfachsten Farben bedeckt.

Auch die Buchdruckerei ist in einem vortreflichen Stande. Die armenischen Lettern sind ausgezeichnet schön geschnitten und der Druck selbst steht an Schwärze und Reinheit demjenigen nicht nach, was aus den ersten Druckereien Europa's jetzt hervorgeht.

Nicht ohne Rührung verließ ich diese ehrwürdigen Geistlichen, deren mit prächtigen Bärten geschmückte edele orientalische Gesichter eine Heiterkeit und Zufriedenheit aussprachen, wie man sie in dem Tumulte der Welt selten findet. — Erblickt man Mönche dieser Art, so erkennt man, was Klöster im Mittelalter leisten konnten. — So viel scheint gewiß, daß eine Academie der Wissenschaften, nach neuem Zuschnitte, niemals



leisten würde, was die armenischen Väter für ihr Vaterland und für einen großen Theil von Asien leisten. — Dieses hat man so sehr erkannt, das zur Zeit der Umwälzungen in Italien, als zu Venedig alle Klöster aufgehoben wurden, S. Lazzaro nicht nur unangefochten blieb, sondern den Schutz jeder Regierung hatte. — Der Kaiser Franz besuchte die frommen Väter, verscherte sie seines Schutzes, und verfügte die Vergrößerung ihrer kleinen Insel. \*)

Der heutige Tag (12. Mai) war der Jahrestag, an welchem 1797 auf eine wahrhaft schmachvolle Weise die bisherige republicanisch-aristokratische Verfassung Venedigs ein Ende nahm. Der von einem panischen Schrecken durch die Drohungen des Obergenerals des französischen Heers ergriffene große Rath beschloß seinen eigenen Untergang mit folgender Stimmenzahl. Es stimmten für die Staatsveränderung 512; zweifelhafte Vota legten ab 20; entgegen stimmten 10. — Jedoch nicht die Republik sollte nach ihrer Meinung untergehen, sondern nur deren Verfassung in

\*) Vergleichene Vergrößerungen sind in den Lagunen unter günstigen Umständen, möglich zu machen.

eine demokratische umgeändert werden. — Es constituirte sich auch alsobald eine Municipalität, die sich als die souveraine Gewalt betrachtete, und unter dem 16. Mai 1797 eine in der That lächerliche Proclamation erließ, in der es unter Andern heißt:

»Die Municipalität von Venedig, welche provisorisch Depositär der National-Souverainetät durch die Abban-  
kung des großen Raths geworden, erklärt im Namen der Nation, daß derselbe, durch die Niederlegung seiner Privilegien, sich wohl um das Vaterland verdient gemacht habe.« (!)

Ludovico Manin, der letzte Doge, wurde, zum offenkundigen Hohn, zum Maire der neuen Municipalität ernannt.

Unterdeß zögerten die Franzosen nicht, die Stadt zu besetzen, sobald ihnen die Regierungs-Veränderung bekannt geworden. Schon in der Nacht des 15. Mai rückte — ohne den geringsten Widerstand zu finden — der General Baraguay d'illiers, auf eine bereits am 12. Mai ausgefertigte Ordre des Obergenerals Bonaparte, in Venedig ein, besetzte den Marcussplatz, das Arsenal und die Festungen des Lido.

Die souveraine Municipalität, an der Fortdauer der Republik in der neuen Form keinesweges zweifelnd, er-

ließ noch am 17. Mai ein Manifest, worin es unter Andern heißt:

„Die venezianische Regierung . . . . , fest überzeugt, daß es die Absicht des französischen Gouvernements sei, die Macht und das Glück des venezianischen Volkes dadurch zu erhöhen, daß es sein Schicksal mit dem der übrigen freien Völker Italiens verbindet, kündigt feierlich dem gesammten Europa an, vorzüglich aber dem venezianischen Volke, daß die Verfassung der Republik auf eine freie Weise, der Freiheit gemäß, geändert werden wird.“

Ja, diese Municipalität ging in ihrer Verblendung so weit, daß sie sogar daran dachte, ihre Herrschaft über alle venezianischen Provinzen auszudehnen. Es sollte eine Central-Administration eingerichtet werden, die aus Repräsentanten der Municipalität von Venedig, der terra firma, Istriens, Dalmatiens, Albaniens und der ionischen Inseln bestehen sollte.

Doch wie täuschten sie sich, die Flotte wurde auf Kosten Venedigs von den Franzosen in Stand gesetzt, dann nach Toulon geführt — versteht sich zum Besten Venedigs, damit sie den Engländern nicht in die Hände fiel, das Zeughaus ward gänzlich geleert und — das venezianische Gebiet zu Entschädigungen u. s. w. verwandt.

Dieß die würdige Folge des schwachen und zweideutigen Betragens der Republik, die, wenn sie sich zu gehöriger Zeit an Oestreich angeschlossen, ihre Völker zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen und hartnäckig die wohlgerüstete, uneinnehmbare Stadt, im äußersten Falle, vertheidigt hätte, wenigstens nicht ein so elendes, ihrer großen Erinnerungen völlig unwürdiges Ende genommen haben würde.

Uebrigens bemerke ich, daß ich die hier mitgetheilten geschichtlichen Data unmittelbar aus den Acten entnehme, namentlich aus folgendem Werke:

„Correspondence inédite officielle et confidentielle de Napoléon Bonaparte, avec les cours étrangères, les princes, les ministres et les généraux français et étrangers, en Italie, en Allemagne et en Egypte. Venise. Tom. III. et IV. (Paris, 1819.)

Aus den hier vollständig abgedruckten Actenstücken erkennt man so recht, wie nicht nur durch Gewalt, sondern auch vorzüglich durch List, und durch ein recht echt-machiavellistisches Verfahren, Frankreich Italien in sein System hinüberzog und zu seinem alleinigen Nutzen, als ein Mittel zum Zwecke, verwandte.

Der heutige Tag war also der Jahrestag des Untergangs der Republik. Heute vor acht und dreißig Jahren sank ein Staat, der länger gedauert hatte, als der römische. Man erinnerte sich dessen auch in der Stadt; aber man sprach nur beiläufig und kalt davon, wie von einem fremden Ereignisse.

Mein erster Ausflug war heute ein Besuch der Akademie der schönen Künste (*Accademia di belle arti*), welche in den Gebäuden der ehemaligen Bruderschaft *della carità* am linken Ufer des großen Canals eingerichtet ist. Hier bekommen angehende Künstler auf öffentliche Kosten Unterricht in der Malerei, der Bildhauerkunst, der Architektur, dem Kupferstechen und der Perspective. Zu diesem Zwecke sind hier in einer Reihe von Sälen zwei Sammlungen aufgestellt. Die erste von Original-Gemälden, größtentheils von Meistern der venezianischen Schule, unter denen des Tizians berühmte Himmelfahrt der heiligen Jungfrau (*l'Assunta*) alles Andere überstrahlt. So etwas bringt jetzt kein Malerpinsel mehr hervor. —

Die zweite Sammlung enthält Abgüsse der berühmtesten antiken Statuen. — Auch eine hier aufgestellte Sammlung neuerer Gemälde zeigt, daß die

Bemühungen der Regierungen, die Künste zu heben, nicht vergeblich sind, wenn gleich alles dieses nicht bewirkt, daß ein Mahler oder Bildhauer hervorträte, der den Cinquecentisten sich zur Seite stellen könne.

In dem Saale, der zu den akademischen Versammlungen dienet, erblickt man an der Hauptwand, den Fenstern gegenüber, ein kleines Monument von carrarischem Marmor, welches eine reich mit vergoldeter Bronze verzierte Base von Porphyrr trägt. Dieses Gefäß enthält — die rechte Hand des unsterblichen Canova. — Ich kann nicht sagen, daß mir dergleichen Verstümmelungen der Leichen berühmter Männer eben ansprächen. — Auch hat man Schiller's abgetrennten Schädel zu Weimar wieder mit dem übrigen Körper vereint. Vielleicht war Göthe bange, daß man, um ein Gegenstück zum Schiller-Schädel zu besigen, einst mit seinem Leichnam eine ähnliche Zerstückelung vornehmen möchte, und veranlaßte wohl aus diesem Grunde, daß die Reliquie dem übrigen Körper des großen Mannes, seines Freundes, zurückgegeben wurde. — So hatte es für mich etwas Schauderhaftes, zu erfahren, daß hier in diesem Porphyrr-Topfe die vom übrigen Körper abgetrennte, ehemahls so kunstreiche Rechte des unsterblichen Mannes stecke. —

Anerkennung verdient eine lebensgroße Marmorbüste des verewigten Kaisers, Franz I., dieses edeln, auch in der Lombardei viel beweineten Herrschers, verfertigt von Angelo Pizzi, Professor an der Akademie. Diese Büste ist in dem zweiten Saale der Gemälde aufgestellt.

Hier schaut man auch das von Canova erfundene Modell eines Denkmahls für Tiziano. Es soll jetzt als Monument für Canova selbst durch Subscription ausgeführt werden. — Den Rest des Morgens benutzte ich, freilich cursorisch genug, die schönsten Kirchen Venedigs zu besuchen: doch habe ich diesen Besuch am Tage darauf wiederholt. Die Kirchen San Salvatore, San Maria de' Miracoli, San Francesco della vigna, Madonna della Salute, bei welcher sich das Seminar des Patriarchen befindet, del Redentore auf der Giudecca, San Giorgio maggiore dem Hafen gegenüber, stehen den schönsten Kirchen Roms aus der neuern Zeit, d. i. vom 15ten Jahrhundert an, — die Peterskirche ausgenommen — nicht nach. Unter den Kirchen von byzantinisch = gothischer Bauart nimmt die Kirche San Giovanni e Paolo unstreitig den ersten Platz ein. Auf dem Platze vor derselben befindet sich die Reiter = Statue von Bronze des berühmten venezianischen Generals Bartolommeo

Coleoni, von Alessandro Leopardo, nach dem Modelle des Bildhauers Andrea del Verocchio aus Toscana gegossen. Dieses Werk entstand 1495, also zu einer Zeit, wo die Sculptur noch nicht wieder dahin gediehen war, wohin sie nachher Michel Angelo führte, wie man vorzüglich zu Florenz zu bewundern Gelegenheit hat. Dieß mögen Tadler bedenken, wenn sie den Reiter hier schulmäßig steif auf seinem Rosse erblicken, welches nur beschweben zu lang erscheint, weil Signor Coleoni, nach dem Gebrauche seiner Zeit, zu weit vorn hin hat satteln lassen.

Auf meinen Streifereien mit der Gondel kam ich auch zum Arsenal. Der kaiserlich russische Staatsrath von Freygang wollte mich heute, Nachmittags, dahinführen, ich begnügte mich also damit, jetzt nur die berühmten Löwen an seinem prachtvollen Eingange zu betrachten.

Der erste, welcher dem Beschauer links steht, von äußerst colossalen Verhältnissen, sitzt, nach Art der Katzen, sich auf die Vorderfüße stemmend. Die auf schlangenförmig verschlungenen Bändern befindlichen, fast unerkennbaren Inschriften auf beiden Schultern des Löwen, nahe unter der Mähne, haben den Antiquaren viel zu schaffen gemacht. Akerblad hält die Charaktere für Runen, und Willoison tritt dieser Mei-

nung bei. Der Ritter Bossi hingegen sucht zu beweisen, daß hier von keinen Runen die Rede seyn könne, und hält sie, mit Hankarville für pelasgische Schriftzüge. Canova erkennt an den Löwen nicht nur griechischen Marmor, sondern auch griechische Arbeit aus der frühesten Periode der Kunst. Rink stimmt diesem bei; auch ist es ihm, wie er behauptet, gelungen, die Worte AΘENE — IER und einige Spuren von ΑΕΩΝ zu erkennen, welches »Athene heiliger Löwe« bedeuten würde. — Ich gestehe, daß, so sorgfältig ich die Charaktere betrachtet habe, ich keinen griechischen Buchstaben zu erkennen vermochte. Die Zeichen scheinen mir vielmehr die bestimmteste Ähnlichkeit mit den bekannten Runen zu haben. — Und doch darf man hier gewiß nicht an Runen denken, wenn man auch annehmen wollte, daß die Schrift den Barbaren des frühesten Mittelalters angehöre. Der colossale sitzende Löwe stand am Piræus \*) bei Athen. Das Material, woraus derselbe, nebst den zwei kleinern, gefertigt, ist Marmor von Hymettus. So stimmt Alles zusammen, hier griechische Arbeit, und zwar aus den ersten Zeiten der Kunst zu erkennen.

\*) Dieser Hafen heißt auch jetzt noch von diesem Löwen Porto Leone.

Was hier von dem größten der Löwen gesagt ist, gilt auch von dem zweiten kleineren zur rechten Seite des Beschauers. Dieser ist ruhend, die Vorderfüße vorstreckend, dargestellt. — Der dritte und vierte, ebenfalls rechts dem Beschauer, sind noch kleiner und verdienen weniger Beachtung. Alle vier brachte im Jahre 1687 Francesco Morosini (der Peloponneser) aus Griechenland hier her.

Herr Nicolai äußert sich über diese Löwen (Thl. I. S. 59 seiner »Warnungsstimme«) dahin: »das hohe Alterthum mag diese Bildwerke interessant machen; Kunstwerth haben sie nicht.« — Johann Winkelmann dagegen erklärt sich in der Geschichte der Kunst (Theil I. S. 385 der Wiener Ausgabe von 1776) folgender Maassen über den größten der hier in Frage stehenden Löwen: »der über die Natur große sitzende Löwe in weißem Marmor, welcher an dem piræischen Hafen zu Athen stand, und jetzt vor dem Eingange des Arsinals zu Venedig steht, ist billig unter die vorzüglichsten Werke der Kunst zu zählen.« — Ich überlasse billig dem geneigten Leser, welcher nicht Gelegenheit hatte, den Löwen des Piræus zu schauen, ob er Herrn Nicolai oder Winkelmann glauben wollte: bemerke jedoch, daß auch Willoison und Ca-

nova der Meinung Winkelmanns waren. Autoritäten, welche einigen Zweifel über die Richtigkeit der Kunstansichten des Herrn Nicolai vielleicht veranlassen dürften.

Nachdem ich ein paar Nachmittags-Stunden im Cirkel der liebenswürdigen Familie des Herrn von Freygang verlebt hatte, führte mich dieser in seinem offenen, mit der kaiserlich-russischen Flagge geschmücktem Boote wiederum zum Arsenal. Mir gewährte es ein eigenes Gefühl der Freude, unter der Flagge eines Monarchen die Lagunen zu durchfurchen, von welchem ich ehrenvolle Beweise der Anerkennung meiner literarischen Bestrebungen empfangen, und dessen hohe Verdienste um das Wohl der Menschheit, vorzüglich in dem finstern Asien, mir erst gestern noch von den armenischen Mönchen so vor Augen gelegt waren. — Herrn von Freygang's Barcarolen waren zwar Venezianer, aber sie trugen seine Uniform. So wie wir uns in den offenen Lagunen befanden, denn wir machten einen bedeutenden Umweg, stimmten sie, auf den Befehl ihres Herrn, zuvörderst die »Biondina in gondoletta,« — welche gefeierte Schöne, beiläufig sey es gesagt, im hohen Alter zu Venedig annoch lebt — und dann den Tasso an; obwohl in den jetzigen prosaischen Zeiten Gesang und Musik in der Adria verstummt seyn sollen. — Der

russische General-Consul wurde in dem Arsenal von dem commandirenden Officier auf die ehrenhafteste Weise empfangen, und mit sichtbarem Wohlwollen wurde uns das im hohen Grade merkwürdige Etablissement in seinen Einzelheiten gezeigt. Das Ganze hat den Umfang von einer halben deutschen Meile und vereinet in sich Alles, was zur Ausrüstung einer Flotte und eines Landheeres erforderlich ist. Es arbeiten hier täglich ungefähr zweitausend Menschen, aus welchem Umstande allein man abzunehmen im Stande ist, wie sehr hier Alles ins Große betrieben wird. — Dieß Arsenal ist oft genug beschrieben, ich erwähne also nur wenig von den Einzelheiten, unter denen mich die Seilerwerkstätte (la Tana oder la Corderia) an meisten in Erinnerung setzte. Dieses Gebäude, ein Werk des Antonio da Ponte, hat 910 Fuß in der Länge, 70 Fuß in der Breite und 32 Fuß in der Höhe. Das Dach ruhet auf zwei Reihen ungeheurer dorischer Säulen, wodurch das Ganze in drei Schiffe abgetheilt wird. Der Anblick durch diesen Säulengang ist so großartig, daß wohl selbst in England, wo Alles, was das Seewesen angeht, im größten Maassstabe vorhanden ist, kaum hiermit etwas Aehnliches wird verglichen werden können.

In einem der Säle der Marine befindet sich das

Denkmal, welches die Republik ihrem Großadmiral Angelo Emo († 1792), dem letzten venezianischen Seehelden, errichten ließ. Es ist ein Werk Canova's, und stellt die Büste des Helden auf einer Rostral-Säule dar, an welcher das Meer seine Wogen bricht.

Diesem Monumente gegenüber ist die vollständige Rüstung Heinrich's IV. von Frankreich aufgestellt, welche er der Republik schenkte, als er sie bat, seinen Namen in ihr goldenes Buch einzuzichnen und ihn so unter ihre Patricier aufzunehmen. Diese Rüstung forderte Ludwig XVIII. vergeblich zurück, als ihn die schwache Republik aus Verona vertrieb, wo er einen Zufluchtsort gefunden zu haben glaubte.

Auch meinem Landsmann, dem venezianischen Feldmarschall Grafen Johann Matthias von der Schulenburg \*) ist im Arsenal, rechts vom Eingange

\*) Den berühmten Feldmarschall Grafen Johann Matthias von der Schulenburg darf ich füglich meinen Landsmann nennen, obwohl er (8. August 1661) auf dem Schulenburg'schen Gute Emden im Magdeburg'schen geboren, denn seine Familie gehört nicht allein auch unter die braunschweigischen, sondern er selbst ging auch, nachdem er seine akademischen Studien zu Sammur (1680) und Paris (1683) beendet, zuvörderst in herzogl. braunschweig-wolfenbüttelsche Dienste als Kammerjunker. Bald jedoch begann er die Laufbahn eines Kriegers, und zwar ganz nach

des Hauptmagazins ein Denkmal von Marmor errichtet, dessen Verfertiger (im Jahre 1747) der Bildhauer Johann Maria Morlaiter war.

Weise eines Condottiere, wie wir deren in frühern Zeiten, selbst unter Fürsten, so viele erblickten. — Zuerst kämpfte er in Ungarn, unter dem Herzoge von Lothringen, gegen die Türken. Im Jahre 1689 wohnte er als braunschweigischer Officier der Belagerung von Mainz und dem Kriege in den Niederlanden bei. 1691 wurde er Major, 1692 Obristleutnant und 1693 Obrister der Cavallerie. Auch diplomatische Sendungen richtete er aus. Wir erblickten ihn 1695 in England, 1697 bei dem Congreß zu Ryswick, 1698 zu Paris. In diesem Jahre trat er als Generalmajor in saxonische Dienste und kämpfte gegen Eugen. 1701 kam er nach Dresden und wurde churfürstlicher General-Lieutenant. — Wo es nämlich Krieg, Ehre und Geld gab, da war Schulenburg bereit Dienste zu nehmen. Hier trat er besonders gegen Karl XII. auf; war 1702 in Polen, 1703 an der Donau (Schlacht bei Höchstädt), 1704 wieder in Polen (Gefecht bei Posen). 1705 wurde er General der Infanterie, und lieferte als solcher im nächsten Jahre die Schlacht bei Trausnitz; 1706 treffen wir ihn in Holland; so bei den denkwürdigen Begebenheiten vor Dudenarde, vor Gent 1708, vor Tournay und bei Malplaquet 1709; vor Douay, Bethune u. s. w. 1710. Im Jahre 1711 verließ er den sächsischen Dienst, wohnte 1713 dem Congresse zu Utrecht bei, und trat 1715 als Feldmarschall in die Dienste der Republik Venedig. — Hier begann die glänzendste Periode seines Lebens. Er erwarb sich einen ewig dauernden Ruhm, und gab der dankbaren Republik Gelegenheit, diesen durch ehrende Denkmäler

Die Modellenkammer ist von den Franzosen ziemlich ausgeleert, doch befindet sich daselbst noch eine bedeutende Anzahl von Modellen verschiedener Arten von Kriegsschiffen, auch das des famosen Vucintoro.

Diese von außen ganz vergoldete Prachtsaalere, in welcher der Doge am Himmelfahrtstage bekanntlich seine Vermählung mit dem adriatischen Meere feierte, in welches er dann, zum Zeichen wahrer und ewiger Herrschaft, einen goldenen Brautring warf,

zu feiern. Als Held. im schönsten Sinne des Alterthums, erscheint er bei der Belagerung von Corfu, und bei der Einnahme von Sutrin 1716, bei der Eroberung von Prevesa und Bonizza 1717. — In den spätern, ruhigeren Jahren treffen wir ihn wieder auf Reisen, auch zu Braunschweig. Er lebte dann meist in Italien, besonders zu Venedig und Verona, wo er am 14ten März 1747 starb. — G. Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg, Erbherrn auf Emden und Detlig u. s. w. aus Original=Quellen bearbeitet. 2 Theile. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1834. — Der ungenannte Verfasser hat besonders die ihm mit der lebenswürdigen Liberalität von der österreichischen Regierung mitgetheilten 27 Bände, Berichte und Tagebücher des Feldmarschalls, welche sich in dem diplomatischen Archiv zu Weiland befinden, benutzt. Eben so haben ihm auch die Schulenburg'schen Familien-Archive offen gestanden. So darf man diese Lebensbeschreibung für einen äußerst wichtigen Beitrag zur Geschichte des vorigen Jahrhunderts halten.

hätte, unter angemessener Sorgfalt, noch Jahrhunderte dauern können. Als ein Monument von Verhältnissen, die man so gern ewiger Vergessenheit überliefert hätte, wurde sie in der Revolutionszeit, gleich dem goldenen Buche, vernichtet.

Dieser Modellsaal hat eine Länge von 180, eine Breite von 60 und eine Höhe von 20 Fuß. Gewöhnlich macht man den Fremden darauf aufmerksam, daß auf seinem Fußboden der Gabarit (der horizontale Durchschnitts=Aufriß in natürlicher Größe) eines Linien Schiffes von 120 Kanonen aufgezeichnet werden könne. — Man sieht, die dahingeschwundene Republik hatte in ihrem Arsenal Alles in den größten, wahrhaft imposanten Verhältnissen.

In diesem colossalen Saale ist die gleichfalls colossale Büste des verewigten Kaisers Franz I., ein Werk des Bartolomeo Ferrari, aufgestellt. Gewiß mit Recht: denn unter diesem Monarchen ist das von den Franzosen ausgeleerte Arsenal, wenn auch nicht ganz wieder zu demjenigen Glanze gebracht, in welchem es im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert strahlte, doch in einen Ehrfurcht gebietenden Zustand gesetzt. Denn obwohl Oestreich, nach seinen Verhältnissen, keine eigentliche Seemacht seyn kann, so weiß es doch durch



Fregatten und kleinere Kriegsfahrzeuge seinen Seehandel auf die kräftigste Art zu beschützen.

Nachdem ich am Morgen des dreizehnten Mai's noch einmahl in der Gondel so recht Venedigs Canäle durchschweift hatte, die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten dieser wunderbaren Stadt dem Gedächtnisse wiederholt einprägend, dann meine Passangelegenheiten bei der Polizei und den Consulaten von Toscana und den päpstlichen Staaten in Ordnung gebracht, und zuletzt noch Abschied von meinen hiesigen Freunden genommen, entschloß ich mich zu der Fahrt nach Murano. — Diese nordöstlich nahe bei Venedig liegende Insel, die ungefähr sechstausend Einwohner hat, ist ein zweites Venedig im Kleinen. Ihre Kirchen — sie besteht aus vier Kirchspielen —, welche zum Theil durch Architectur und durch Gemälde aus der venezianischen Schule der Aufmerksamkeit des Reisenden sehr würdig sind, geben den augenscheinlichsten Beweis von dem Reichthum der nahen Metropole (von der sie eigentlich einen Theil ausmacht) in frühern Jahrhunderten. Sollte man es möglich erachten, daß vor der Revolution auf dieser kleinen Insel neun Klöster, nämlich drei Manns- und sechs Frauenklöster bestanden? — Unter den Kirchen zeich-

nen sich die des heiligen Peter und Paul und die des h. Donatus, welche man den Dom von Murano nennet, aus. — Die erste, gebaut 1509, hat Gemälde von J. Palma, Pordenone und Paolo Veronese; — auch ist das hier in der Kunstgeschichte berühmte Gemälde von Johann Bellino (1488), welches die h. Jungfrau auf dem Throne und den Gegen Augustin Barbarigo auf den Knieen liegend vorstellt. — Die zweite Kirche ist eine der ältesten Venedigs, denn sie wurde bereits im zwölften Jahrhundert erbaut. Ihre Architectur ist die byzantinisch-arabische, gleich der der Marcuskirche, und uralte Mosäiken, Schnitarbeiten und Gemälde machen sie in einem hohen Grade der Aufmerksamkeit eines Jeden werth, den Kunst, und vorzüglich Kunstgeschichte, anziehen.

Die Glashütten zu Murano sind sehr berühmt. Sie entstanden im dreizehnten Jahrhundert und waren im sechzehnten und siebzehnten in ihrer schönsten Blüthe, wo sie fast die ganze Erde mit Spiegeln versahen, und ungeheure Summen nach Venedig zogen. Jetzt sind sie in Frankreich, England, Deutschland und Rußland überflügelt, in welchen Ländern man jetzt Spiegelgläser gießt, die den hiesigen geblasenen sowohl an Größe und Stärke als Schönheit weit vorzuziehen sind. Doch auch jetzt werden hier schöne Arbeiten verfertigt,

und namentlich in Glasperlen und kleinern vergoldeten Schmucksachen, die besonders zu Rom weiter verarbeitet werden, steht Murano noch jetzt oben an. Ich habe von solchen venezianisch-römischen Kleinigkeiten wunderschöne Sachen zu Rom gekauft. Die vorzüglichsten Fabriken geschliffener Krystallgläser gehören den Handlungen Ongaro Zanetti, Bonifacio Santi und Francesco Guardi; eine ausgezeichnete Spiegelfabrik hat Lorenzo Zecchin; Perlenfabriken haben Dal Mistro und Nicola Zanetti. — Ich möchte behaupten, daß besonders ein gewisses fremdartiges, gleichsam orientalisches Ansehn der hiesigen Schmuckfabrikate sie eben anziehend macht, so daß die Vorstellung von den Douanen-Quälereien mich nur abhalten konnte, hier recht tüchtig, zu Verschönerungen im Vaterlande, einzukaufen.

Auch Burano und Torcello, zwei Inseln in der Nähe, besuchte ich noch. Die Marien-Kirche auf der letzten Insel, welche auch der Dom von Torcello genannt wird, ist nicht allein ihres hohen Alters, denn sie wurde bereits im Anfange des elften Jahrhunderts gebaut, und ihrer Architectur wegen, welche die byzantinische ist, höchst merkwürdig, sondern auch, und dieses vorzüglich, hinsichtlich der mannichfachen alterthümlichen Merkwürdigkeiten, die sie enthält. So unterstützen z. B. das Mittelschiff achtzehn Säulen von

griechischem Marmor mit antiken Basen und Capitälern; der Fußboden ist ganz von Mosaik und eben so ist die innere Fläche der Hauptseite ganz mit Mosaiken aus dem zwölften und dem dreizehnten Jahrhundert bedeckt. Eine bedeutende Anzahl von Vorrichtungen in dieser Kirche deuten auf eine Zeit, wo der orientalische Kirchen-Ritus in diesen Gegenden annoch befolgt wurde. Eine Kapelle vor der Haupthür hat z. B. einen Taufstein von der Beschaffenheit, daß die früher gebräuchlichen Untertauchungen in ihm Statt finden konnten; ein Sanctuarium, welches nur die Priester betreten durften, wird durch eine durchbrochne Absonderungs-Wand von der feinsten Sculptur-Arbeit in Marmor gebildet; die Kirchfenster können durch Laden von Marmor-Platten, die sich auf eisernen Angeln drehen, verschlossen werden; ebenfalls ein Gebrauch der alten Kirche. Das Gewölbe über dem Haupt-Altar ist gleichfalls mit Mosaik ganz bekleidet.

Doch wo wollte man enden, wenn man alles Sehenswerthe, das Venedig und seine Umgebung besitzen, auch nur kurz erwähnen wollte? Und wie gern wär' ich, um Alles in Ruhe betrachten zu können, noch einige Wochen in der Lagunen-Stadt geblieben! — Wahrlich, Venedig ist keine „in Schlamm versunkene Stadt mit verfallener Herrlichkeit,“ sondern für Jedem,

der nur einigen Sinn für Kunst und Alterthum besitz, eine Vereinigung des Edelsten und Schönsten, was Kunst und Arbeit, bei unermesslichem Reichthum und großer Macht, darzustellen vermochten.

Die Sonne war schon untergegangen, als ich wieder in Venedig anlangte. Zu Murano hatte ich ein Paar Tassen Chocolate zu mir genommen, dieses war mein Mittagsmahl gewesen, und jetzt hatte ich nur wenig Zeit, das Versäumte nachzuholen, denn zu meiner auf den nächsten Morgen bestimmten Abreise war noch Manches zu besorgen.

Zu den vielen trefflichen Einrichtungen im lombardisch-venezianischen Königreiche zähle ich auch die, daß es verpflichtete Senfale für das Lohnfuhrwesen giebt. An einen solchen »Capo de Vetturini,« wie man sie nennt, hatte ich mich gewandt, und unter seiner Vermittlung mit einem aus Pisa gebürtigen Betturin einen Contract abgeschlossen, nach welchem ich ihm acht Zechinen (kaiserliche Ducaten) zahlte, wofür er mich und meine Sachen zuvörderst von der Luna nach Mestre zu schaffen übernahm. Dort fände ich sodann seinen vierfüßigen, völlig anständigen, mit Glasfenstern versehenen Wagen, bespannt mit vier tüchtigen Pferden, mit welchem Fuhrwerk er mich in fünf Tagen nach Florenz zu schaffen sich verpflichtete. Ihm war

das Recht vorbehalten, die drei übrigen Plätze anständigen Personen zu überlassen. Ferner hatte der Betturin die Verpflichtung, mich unterwegs, stets in den ersten Gasthöfen der Stationen, ein eignes Zimmer, und ein solches Mittagsmahl und Abendessen geben zu lassen, wie es den Reisenden von Stände gewöhnlich in den besten Gasthöfen geliefert wird. Nur zu Bologna, wo ich mich anderthalb Tage aufhalten wollte, hatte ich die Verpflichtung, selbst die mich allein betreffenden Ausgaben im Gasthose zu bestreiten. Zu meiner Sicherheit mußte mir der Betturin einen Napoleon'd'or zum Pfande setzen; dagegen ich ihm seine acht Ducaten erst nach vollendeter Reise, und wenn er seine Pflicht vollständig erfüllt haben würde, zu zahlen hatte.

Ich habe so ausführlich diese Kleinigkeiten berichtet, um zu zeigen, wie man in Italien mit Betturinen reiset; und bemerke hier sofort, um dieser Sache nicht ferner Erwähnung zu thun, daß mein Pisaner die Bedingungen so pünktlich erfüllet hat, daß ich ihn bis Rom behielt und eine buona mano gab, womit er sogleich völlig zufrieden war. Zu Rom aber verschaffte ich meine schriftliche Empfehlung eine Reisegelegenheit nach Neapel, wo er mich in meinem Quartier nachher aufsuchet, um sich von mir in forma probante ein Zeugniß guter Aufführung ausstellen zu lassen. -- Welche

Reisegefährten mir diese Art zu reisen verschaffte, werde ich den geneigten Lesern berichten, und sie werden erkennen, wie Unrecht eine gewisse »Warnungsstimme« hat, wenn sie ausruft, daß man in Italien Personen, die mit Vetturinen reisen, für »Lumps« zu halten und als solche zu behandeln pflege. — Nur diese Art zu reisen hat bewirkt, daß ich in Italien mit wahrem Vergnügen und mit Nutzen gereiset bin.

Den Abend brachte ich in der Gesellschaft meiner Kaffeehaus-Bekanntschäften im Genio zu. — Als es nun ungefähr elf Uhr Nachts seyn mochte, da empfahl ich mich auch diesen, und der Eigenthümer der Botega, ein recht gebildeter Bürger, gab mir das Geleite bis nach meiner Luna. So wie er mich aber verlassen, kehrte ich zurück, durchwanderte allein noch einmahl den Marcusplatz, die Piazzetta und die Piazzetta de' Leoni, und auch Abschied von den geliebten todtten Gegenstände nehmend, berührte ich noch einmahl mit den Händen die Marmorsäulen der Marcuskirche, die Granitsäulen am Meer und die Marmor-Löwen der Piazzetta. Ich schied von diesen Gegenständen wie von Freunden der Jugend. Die Kaufläden waren zum Theil noch offen. So kaufte ich denn zum Andenken an Venedig und zu Vertheilungen an Verwandte und Freundinnen daheim eine bedeutende Anzahl von Halschmucken aus venezia-

nischen Caragoli, jenen wie Perlen glänzenden kleinen Schnecken, die durch des vereinigten Hauptmanns Otto von Pirch liebenswürdige Schrift auf ewige Zeiten geädelt sind \*).

Schon um fünf Uhr Morgens (14. Mai) war der Capo de' Vetturini in meiner Luna, um nicht allein die Einschiffung meiner Sachen zu besorgen, sondern mich auch nach Mestre in der Gondel zu begleiten, sich dort zu überzeugen, daß das Fuhrwerk des Pisaner Vetturino völlig vertragmäßig beschaffen sei. — Während der Einschiffung meiner Sachen ging ich nach dem ganz nahen, mir so lieben Marcusplatze, labte mich noch einmahl an seiner Pracht in der Beleuchtung der Morgensonne, und schied nun von ihm, vielleicht, ja nach meinem Alter wahrscheinlich, auf ewig. — In der Luna vertheilte meine »buona mano« die Trinkgel- der ganz der distributiven Gerechtigkeit gemäß. Der

\*) Caragoli. Reisemittheilungen aus Ungern und Italien. Zweite Ausgabe in Einem Bande. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Berlin, 1855. — Die Venezianer schienen mir das Wort, welches man in keinem Wörterbuche findet. »Caravoli« auszusprechen.

ungefällige mürriſche Cameriere bekam nur Eine lira austriaca (ein Zwanzigkreuzer=Stück), die einäugige Cameriera, welche mir meine vom Seewasser durchnäßte Wäſche ſo gut wieder in Stand geſetzt, und der ſtets bereitwillige Poſte hingegen wurden auf das Freigebigſte bedacht, und eben ſo mein ſervitor di piazza, Signor Antonio, der es ſich nicht hatte nehmen laſſen, bei meiner Abreiſe gegenwärtig zu ſeyn. Die letzten Drei drückten ihre Dankbarkeit auf das Lebhafteste aus; der Erſte ſagte kein Wort der Unzufriedenheit, und zeigte wenigſtens hierdurch, daß er nicht dem gemeinen Schläge nie zufriedener Kellner angehöre. — Jetzt durchfurchten wir die Lagunen, welche, von der Morgenſonne beleuchtet, wie Gold und Silber auf Meergrün glänzten. Mein Capo de' Vetturini ſchloß bald ſanft in der einen Ecke der Gondel, und ſchlug er auch einmahl die Augen auf »la barca, che ninava, lo tornava indormenzar« — bis wir an die Barriere des Freihafens kamen, welche ſich um Venedig herum durch die Lagunen zieht, um das Einſchmuggeln von der Stadt zu der terra firma zu verhüten. Hier hätte mein Koſcher der Unterſuchung unterworfen werden müſſen, aber auf die Vorzeigung meines Paſſes, der durch ſeine vielen Signaturen bereits ein wahrhaft diplomatiſch=großartiges Anſehen erhalten, auf welchem ſogar die päpſt-

liche Tiara in rother Farbe ſich vor den übrigen ſchwarzen und blauen Stempeln weltlicher Mächte ehrfurchtgebietend auszeichnete, und auf das Zeugniß des Capo de' Vetturini (wahrscheinlich, daß man mit keinem Undankbaren zu thun hätte), wurde ich ohne allen Aufenthalt durchgelassen, wogegen ich denn nicht verfehlte, die buona mano gegen die Wache ſowohl als gegen die Zollbedienten auszuſtrecken. — Gegen ſieben Uhr waren wir zu Meſtre, einer kleinen unreinlichen Stadt von ausgezeichnete Lebhaftigkeit. Wer ſich hierher von Venedig überſetzen läßt, kann mit Sicherheit darauf rechnen, nach jeder Gegend Italiens eine Vetturino=Fuhr erhalten zu können; doch freilich nicht ſtets einen ſo vorzüglich bequemen und ſo gut beſpannten Wagen, als ich zu meiner Aufnahme vorfand. Auch hier noch ſorgte der Capo de' Vetturini recht angelegentlich, daß meine Sachen gut verpackt wurden und daß ſchnell Alles zur Abreiſe in Stand geſetzt werde; wobei er nicht unterließ, dem Vetturino die pünktlichſte Erfüllung des Contractes recht ernſtlich zur Pflicht zu machen. — Beim Abſchiede reichte ich dem gefälligen Manne acht lire austriache, ein Geſchenk, welches ihm ſo bedeutend vorkam, daß er es ſich gar nicht nehmen laſſen wollte, mir auf das Dankbarſte die Hand zu küſſen. — Alſo doch auch hier wiederum ein Italiäner, der mit demienigen,

was man ihm als Belohnung darreicht, völlig zufrieden erscheint. — Oft ist mir dieses begegnet, obwohl ich gern gestehe, daß das: »Poco, Signor, pocchissimo« die Regel ist. — Jetzt ging es auf dem herrlichen Wege schnell fort, nach Padua zu, und zwar statt mit vier mit sechs Pferden, da mit diesen mein Betturin doch zurückkehren mußte. Er hatte nämlich von Rom eine englische Familie, der es an dienenden Subjecten und einer Masse von Koffern nicht gefehlt hatte, hierher geführt. — Ich saß ganz allein in meinem geräumigen Wagen und nahm nur unterwegs einen Franciscaner ein, um dem guten Mann bei der bedeutenden Hitze die Beschwerden der Reise nach Padua, die er barfuß zurücklegte, zu erleichtern; wogegen ich denn das Vergnügen hatte, mich mit ihm über das Mönchswesen unterhalten zu können. — Die Landhäuser der Brenta flogen an uns vorbei, und noch vor elf Uhr war ich zu Padua, wo mich mein Betturino in der »Aquila d'oro,« einem sehr guten Gasthose, eines der besten Zimmer einräumen und so bewirthen ließ, als ich es nur verlangen konnte; ja ich war nicht im Stande, auch nur den vierten Theil der mir aufgetragenen Gerichte zu verzehren. — Hier wird vielleicht eine »warnende Stimme« einwenden, daß ich wahrscheinlich dergleichen »Betturino« Atzung gewohnt sey, und daher kein Arg aus der

Schlechtigkeit der Speisen gehabt habe. — Desto besser, mein Herr, wenn ich in dem Garten der Lombardei reisend, mehr auf das, was ich sah, als auf meine Beköstigung achtete, durch Weichlichkeit nicht verwöhnet, auch mittelmäßige Speisen vortrefflich fand, weil sie ihren Zweck, mich zu sättigen, erfüllten, und daß ich mich keinesweges »zum Thier entwürdigt« achtete, weil mir weder Trüffeln noch indianische Vogelnester vorgesetzt wurden. — Auch versichere ich Ihnen hoch und theuer, daß mein Pisaner keine Anstalt machte, einen Platz an meinem Tische einzunehmen. — Nach unserm Contracte mußten wir heute noch zwei Stationen zurücklegen. Als ich jedoch bei dem Mittagmable war, erschien mein Betturino, ungefähr mich folgendermaßen anredend: »Ich kenne, mein Herr, meine Pflicht, und weiß, daß ich heute noch bis Rovigo fahren muß; auch bin ich dazu bereit. Es bietet sich mir aber jetzt eben eine Gelegenheit zu einem bedeutenden Verdienste dar. Ein kaiserlicher General verspricht mir hundert Gulden, wenn ich ihn, seine Gemahlinn, eine Kammerfrau und einen Bedienten über Bologna nach Ancona fahre; dieser Herr ist aber erst morgen früh im Stande abzureisen. Ich kann in Bologna über ein anderes Fuhrwerk zu seiner Weiterreise gebieten; bitte Sie daher, heute Nachmittag hier zu verwei-

len, und einem Familienvater, dem es oft schwer fällt, mit Ehren durch die Welt zu kommen, einen so bedeutenden Verdienst zu gönnen. Auch Sie haben den Vortheil einer guten Reisegesellschaft; und ich verspreche, daß wir morgen zeitig in Ferrara seyn sollen.“ — Wie hätte ich dem Manne seine Bitte abschlagen und auf mein Recht bestehen können? — Obgleich ich gern Mittags in Ferrara angekommen wäre, um Zeit zu haben, einiger Maassen die Stadt kennen zu lernen. Doch war es mir auch schon recht, den Nachmittag in Padua verweilen und S. Antonio, santa Giustina, den Prato della Valle und die Universität noch einmahl sehen zu können. Auch Pedrocchi's prächtiges Kaffeehaus zog mich an. — Ich willigte also ein, und es verstrich der Nachmittag mir schnell genug. — Eine Stunde hielt mich auch wohl der Laden eines Anticaglien-Händlers auf, in dem es an Curiositäten aller Art nicht fehlte, und wo mir besonders einige ausgezeichnet schöne Marmor-Büsten aus dem sechzehnten Jahrhundert, geistliche Personen vorstellend (wahrscheinlich Reliquien aus aufgehobenen Klöstern, deren man viele bei den Trödlern finden kann), sehr in die Augen leuchteten, obwohl unbekannt war, Wen sie darstellten. — Erst spät, nach mancher interessanten Unterhaltung im Kaffeehause des Hrn. Pedrocchi, begab ich mich zur Ruhe.

Am nächsten Morgen (15. Mai) hielt ich schon um fünf Uhr vor dem Palaste des Grafen Maldura, wo meine zu erwartenden Reisegefährten wohnten. — Während sich die Bedienten mit dem Aufpacken der Koffer beschäftigten, erschien ein stattlicher Mann, von edelm Ansehen, der Haltung nach ein Militär, im Reisekleide — offenbar mein künftiger Gefährte — und schien zu recognosciren, wie wohl das Individuum beschaffen fern möchte, mit welchem auch Er zu reisen hätte. — Wir beobachteten uns beiderseits, ohne ein Wort zu wechseln. — Das Aufpacken war zu Ende. — Der Fremde führte jetzt eine Dame, von zarten Formen, regelmäßigen, echt italiänischen Zügen und einem recht vornehmen Anstande, zum Wagen, und diese nahm, mich freundlich begrüßend, an meiner Rechten Platz. Ihr gegenüber setzte sich eine junge Cameriera, deren Gesichtsfarbe mir freilich ein wenig zu süditaliänisch vorkam. Jetzt stieg auch der Fremde in den Wagen und setzte sich, unter wechselseitigen Begrüßungen zwischen uns Beiden, mit gegenüber. — Anfangs Stille. — Am Thore mußten wir unsere Pässe vorzeigen. Als solche der Soldat, sie zurückbringend, mir in die Hand reichte, und das Trinkgeld erwartete, bot ich dem Fremden meinen Paß zur beliebigen Durchsicht an, und ersuchte um die Erlaubniß, den seinigen lesen zu dürfen: denn es schien

mir nicht angemessen, daß wir Einer dem Andern völlig unbekannt die Reise begannen. Jetzt erfuhr ich denn, daß ich die Ehre hatte, mit dem Grafen Veterani: Mallentheim, kaiserlich-österreichischem Kammerherren und Major, und seiner Gemahlinn, Helena, gebornen Gräfin Caratti, kaiserlichen Sternkreuz-Ordens-Dame, zu Udine wohnhaft, zu reisen. Die Kammerfrau hatte den prächtig klingenden Namen: Virginia del Bianco; der Kammerdiener aber hieß Vicenzio. — Nachdem meine Reisegefährten auch meinen Namen und persönliche Verhältnisse aus meinem Passe ersehen, hatten wir Stoff gefunden, uns über unsere beiderseitigen Stellungen im Leben zu unterhalten; ja es konnte nicht fehlen, daß Jene einige Personen kannten, die auch mir nicht gänzlich fremd waren. Nichts macht schneller bekannt als eine gemeinschaftliche Reise. Noch keine sechs Stunden waren wir mit einander gefahren, als ich meine Reisegesellschaft so genau kannte, als wenn ich Jahre mit ihnen durchlebt hätte. Der Graf, welcher, wie ich nachher von österreichischen Militärs erfahren, mit Auszeichnung seinem Kaiser im Kriege gedient und seiner Wunden wegen den Abschied genommen hatte, war jetzt k. k. österreichischer Kammerherr, wohnte zwar gewöhnlich zu Udine, dem Geburtsorte seiner Gemahlinn, wo er Militär-Commandant gewe-

sen, hielt sich jedoch mit dieser den Winter hindurch oft zu Wien auf. Man brauchte ihn nur kurze Zeit zu kennen, um sich zu überzeugen, daß er mit dem reichlichsten und edelsten Charakter einen recht practischen Verstand und diejenigen Kenntnisse verbinde, welche einem Mann von seinem Stande, und vorzüglich einem Officier, wohl anstehen. Er hatte etwas spät geheirathet, aber eine Gemahlinn gefunden, mit welcher er die nach so vielen Mühen und Gefahren wohl verdiente Muße heiter und froh durchleben konnte. In der Gräfinn Helena erkannte ich bald eine Frau mit den seltensten Eigenschaften des Herzens und Geistes. Wohlwollend und fromm, die Vorschriften und Gebräuche der katholischen Religion mit der größten Pünktlichkeit erfüllend, milde gegen Andere, strenge gegen sich, hatte sie ihren Geist durch ernste Bestrebungen ausgebildet und sich eine Menge der schönsten Kenntnisse erworben. Ihre Muttersprache, die italiänische, welche in ihrem Munde die schönste Musik war, sprach sie mit der vollendetesten Eleganz (in dieser unterhielten wir uns fast ausschließlich), auch Französisch sprach und schrieb sie vollkommen richtig und schön, deutsch sprach sie nicht, aber sie konnte jedes deutsche Buch verstehen. Was das Lebenswerthe aber war: ihre Vorzüge schien nur sie nicht zu kennen. — Oft sagte ich ihr späterhin: ich ver-



wechsle Sie in meinem Gedanken nicht selten mit der Gräfinn Sophie Arco; denn in der That, die Bilder Beider schmolzen sich mir zusammen. — Und so geht es mir auch jetzt, nachdem ich fast die Hoffnung, eine von Beiden in diesem Leben wiederzusehen, verloren habe. — Mit den geschilderten herrlichen Menschen habe ich nachher wahre und stets dauernde Freundschaft geschlossen. — Wir reissten mit einander zuerst bis Bologna; dort trennten wir uns: Sie reissten über Ancona — denn zu Recanati hatten sie die gräfliche Familie Colloredo zu besuchen, — ich über Florenz nach Rom. Hier lebten wir drei Wochen in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit einander. — Dann, nach kurzer Trennung, trafen wir uns wieder zu Neapel, wo wir in einem Hause, wenige Schritte von einander entfernt, zwei unvergeßliche Wochen mit einander gelebt haben. — Dasselbe Schiff trug uns auf der Rückreise über das Meer; wir waren zusammen zu Civita Vecchia und zu Livorno, wo wir uns trennen mußten. — An meinem Arm habe ich die Gräfinn oft zur Kirche und zu den Museen, und in die Ruinen Pompeji's geführt, und daß mir die Reise wahrhaft schön und nützlich war, habe ich ihr und ihrem edeln Gemahl zu danken, an welchem ich für den Rest des Lebens einen Freund erworben zu haben mich rühme. — Dieses in wenigen

Bügen das glückliche Verhältniß, das mir in dem schönen Italien mein Genius bereitete, und welches mir nie zu Theil geworden wäre, wenn ich, diplomatisch-vornehm eilend, mit Extrapost Hesperien durchflogen.

Der Weg von Padua nach Ferrara, ehemahls oft so grundlos, daß man in einem Tage nicht mehr als Eine Station zurückzulegen im Stande war, ist jetzt vortrefflich. Zur Rechten erblickt man die Euganeischen Gebirge, dann tritt man in die sumpfige Ebene, durch welche sich der Adige und der Po, dieser durch eine Menge von Ausflüssen, in das adriatische Meer ergießen. Nur das italiänische Klima und dessen Vegetation unterscheidet diese Gegend von den Niederungen Bataviens, in denen sich der Rhein zertheilt und so, selbst den Namen verlierend, dem Meere zufließt. Abwechselnd sind es von Baum zu Baum mahlerisch hängende Nebenseffons und unter Wasser gefestete grüne Reisfelder, die den Blick auf sich ziehen und bei dem blendenden Lichte der von keiner Wolke getrübbten Luft ihn laben und erquicken. — Zwischen Boara und Rovigo gingen wir auf einer Fähre über den Adige, wo ich mich von Neuem überzeugte, mit welchem Zutrauen der heilige Antonio zu Padua hier zu Lande verehret wird.

denn der größte Theil der Reisenden, die hier die Fähr benutzten, kehrte von dessen Heiligthum zurück. Mittagsest hielten wir zu Rovigo, einer Stadt von 7000 Einwohnern. Der Dom — es ist hier die Residenz des Bischofs der nahe gelegenen Stadt Udria, welche einem Meere den Namen gab, — und die Kirchen S. Bartolomeo und Madonna del Soccorso enthalten schätzwerthe Gemälde aus der venezianischen Schule, wie denn auch die Stadt mehrere ansehnliche Paläste zieren. Ich durchstreifte mit dem Grafen Veterani, so viel es uns die ziemlich arge Mittagshize erlaubte, den Markt und die vorzüglichsten Straßen der Stadt. Den kleinern italiänischen Städten fehlt Freundlichkeit, welches besonders daher kömmt, daß die gewaltigen Steinmassen der Häuser von außen in der Regel schlecht unterhalten erscheinen. Es liegt nun einmahl in der Weise der Italiäner, daß sie zwar sehr geneigt sind, wenn sie nur irgend die Mittel dazu haben, aus Prunksucht und um es Einer dem Andern zuvorthun, Paläste zu bauen, welche die Nachkommen der Erbauer aber nicht sonderlich unterhalten. Dieser Mangel einer sorgfältigen Erhaltung des Bestehenden zeigt sich denn auch oft genug in den Gasthöfen. Mögen sie, ihrer Größe und der Pracht ihrer ursprünglichen Einrichtung nach, auch wahre Paläste seyn, etwas fehlet immer, um

sie dem Deutschen wohnlich erscheinen zu lassen. Die stets steinernen Treppen sind vielleicht seit ihrer Erbauung nicht gewaschen, Fenster und Thüren — die hier zu Lande beständig offen stehen — sind schmutzig und wollen selten recht schließen, der Fußboden der Zimmer, oft von rohen unpolirten Ziegeln, ist rauh und uneben, das Tischchen vor dem Bette fehlt u. s. w., kurz, irgend ein Bedürfniß findet der reisende Deutsche, der an pünktliche Ordnung nun einmahl gewöhnt ist, nicht befriedigt. — So war es denn auch hier und oftmahls späterhin. — Aber welcher gebildete Reisende wird daher in Wuth gerathen! — Ihm war, ehe er Italien betrat, diese Eigenheit des Landes bekannt, denn er wird doch seine Reise nicht ohne die erforderliche Vorbereitung angetreten haben; hundert Mal ist dieses ja erzählt. Derjenige thut aber am Besten, sich daheim auf Reisen zwischen Berlin und Potsdam oder zwischen Leipzig und Dresden zu beschränken, welcher fühlt, daß er unvermeidliche Reisebeschwerden, nach seiner Körper- oder Gemüthsbeschaffenheit, nicht ohne den größten Mühsamuth zu zeigen, ertragen könne. — So hörte ich denn auch zu Rovigo (wo wir es keinesweges so fanden, wie wir es wohl daheim zu Hause gewohnt waren) weder von dem Grafen noch seiner Gemahlinn die geringste Klage. Wir nahmen hier und in der Folge das Land,

wie es einmahl ist, und wie es uns nicht unbekannt geblieben. Auch sind Beschwerden dieser Art demjenigen, der kein Schwächling ist, am Ende nur Kleinigkeiten, gänzlich der Erwähnung unwerth, wären sie nicht in den neuesten Zeiten so ernstlich und auf eine unleidliche Weise, ja nicht ohne Beleidigung derjenigen, welche nicht gleichmäßig in Italien leiden, zur Sprache gebracht worden. Immerhin lasse man seinen Jammertönen freien Lauf, wenn man sie nicht zurück zu halten im Stande ist: aber man theile demjenigen, welcher einen Flohstich nicht achtet, nicht sofort eine »glückliche Felsenhaut« zu.

Nachmittags setzten wir die Reise fort in einer eben so sumpfigen, doch stets mit der schönsten Vegetation prangenden Gegend. Wieder auf den Erhöhungen Wein, in den Vertiefungen Reis. Bei Polesella gelangten wir zum Po, welchen majestätischen Fluß ich mit unserm Rhein, da wo er durch Ebenen fließt, vergleichen möchte, und behielten ihn, auf einem sein Ufer bewahrenden Damme fahrend, links wohl eine Stunde lang in Augen. — Jetzt kamen wir nach Santa Maria Magdalena, dem Grenzzorte des lombardisch-venetianischen Königreichs, wo der Reisende, auf einer Fähre über den Po gesetzt, auf der andern Seite bei Ponte di Lago Scuro das päpstliche

Gebiet betritt. Ich betrat es zum ersten Mahle.

Da die Fähre sich auf der andern Seite des Flusses befand, so wurde zuvörderst unsere Geduld durch die Erwartung derselben ein wenig geprüft, dann aber zu Lago Scuro von Neuem in Anspruch genommen, da es wohl eine Stunde dauern mochte, ehe wir mit unsern Paß-Legitimationen und Visitations-Angelegenheiten völlig in Ordnung kamen, nicht aus irgend einer Ungefälligkeit oder bösem Willen der Behörden, sondern weil hier, wo der Handels-Verkehr zwischen dem adriatischen und dem mittelländischen Meere eine Menge Reisender zusammenführt, der Andrang zu der Zollstätte groß genug ist. Als die Reihe an uns kam, wurden wir schnell abgefertigt; dagegen wir uns denn auch hergebrachter Maassen nicht undankbar bezeugten. Ländlich — sittlich! — Die armen Schelme sind auf der gleichen »incerta« gleichsam angewiesen.

Jetzt war es aber ziemlich dunkel geworden, und daher die Gräfinn nicht ganz ohne Besorgniß, daß wir angefallen werden könnten; denn so ganz vollkommen sicher sind diese Gegenden immer noch nicht. Doch ohne allen Unfall kamen wir nach zehn Uhr in Ferrara an, wo wir nach einer langen Fahrt durch die unermessliche Stadt in den »Tre Mori« endlich ein gutes Unterkommen fanden.

## U n l a g e n.

### U n l a g e I.

Personalstand der k. k. Leopold-Franzens-Universität zu Innsbruck und Ordnung der öffentlichen Vorlesungen, welche an derselben in dem Schul-Jahre 1835 gehalten werden.

### A c a d e m i s c h e r S e n a t.

Universitäts-Rector und Präses des academischen Senats.

Herr Joseph Valentin Maurer, Doctor der Rechte, k. k. Dicasterial-Advocat, ordentl. öffentl. Professor des natürlichen, Privat-, allgem. Staats-, Völker- und östreichischen Criminal-Rechtes, emeritirter Rector Magnificus im Jahre 1826.

### K. K. Studien-Directoren.

Herr Vincenz Schrott, Doctor der Rechte, k. k. Appellationsrath, Director des juridisch-politischen Studiums, und Präses der juridischen Facultät.

— Joh. Nep. Ehrhart Edler v. Ehrhartstein, k. k. wirklicher Gubernialrath, Doctor der Medicin,

Landes-Protomedicus, Mitglied der medicinischen Facultät der Universität der Wissenschaften zu Pesth, dann mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften, Director des medicinisch-chirurgischen Studiums.

Herr Franz Freiherr v. Buol, k. k. wirklicher Kämmerer und Gubernialrath, Director des philosophischen Studiums, und Präses der philosophischen Facultät.

— Augustin Handle, Abt des Cisterzienser-Stiftes zu Stams, k. k. Rath, Erb-Hof-Kaplan, F. B. Wiener'scher Consistorial-Rath und k. k. Director der Gymnasial-Studien.

### Decane der Facultäten.

Herr Johann Kopatsch, Doctor der Rechte, ordentl. öffentl. Professor des römischen Civil- und des Kirchenrechtes und Decan der juridischen Facultät.

— Johann Joachim Suppan, Capitular des Benedictiner-Stiftes St. Lambrecht, Doctor der Philosophie, Mitglied der philosoph. Facultät an der k. k. Universität zu Wien, und der k. k. Ackerbau-Gesellschaft zu Görz, ordentl. öffentl. Professor der Physik und angewandten Mathematik, emeritirter Rector Magnificus im Jahre 1831, und Decan der philosophischen Facultät.

## Senioren der Facultäten.

- Herr Franz Cajetan Prockner, Doctor der Rechte, ordentl. öffentl. Professor des allgemeinen östreichisch-bürgerlichen Rechtes, emeritirter Rector Magnificus im Jahre 1832, und Senior der juridischen Facultät.
- Simon Peter Schwall, Doctor der Medicin und Philosophie, k. k. Director des hiesigen Civil-Spitals, ordentl. öffentl. Professor der reinen Elementar-Mathematik, emeritirter Rector Magnificus im Jahre 1834 und Senior der philosophischen Facultät.

## Juridisch-politisches Studium.

K. K. Director.

Herr Vincenz Schrott.

K. K. Professoren.

- Herr Franz Cajetan Prockner.
- Jos. Valentin Maurer.
- Andreas Ritter v. Merzi, tirol. Landmann, k. k. Rath, Doctor der Rechte und der Philosophie, ordentl. öffentl. Prof. der polit. Wissenschaften, der österr. polit. Gesetzkunde und der europ. und österr. Statistik, emeritirter Rector Magnificus im J. 1829.
- Joseph Wessely, Doctor der Rechte, ordentl. öffentl. Prof. des Lehens-, Handels- und Wechselrechts,

des Geschäftsstyles und des gerichtlichen Verfahrens in und außer Streitsachen.

— Johann Kopatsch.

## Medicinisch-chirurgisches Studium.

K. K. Director.

Herr J. Nep. Ehrhart Edler v. Ehrhartstein.

K. K. Professoren.

Herr Fr. Karl Karpe, Dr. der Medicin, ordentl. Mitglied der medicin. Facultät in Wien, ordentl. öffentl. Prof. der theoret. und pract. Medicin, emeritirter Rector Magnificus im J. 1833.

— Jos. Theodor Albanoeder, Doctor der Medicin und Chirurgie, ordentl. öffentl. Prof. der Anatomie, emeritirter Rector Magnificus im J. 1830.

Jos. Braun, Doctor der Medicin, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, ordentl. öffentl. Prof. der Veterinär-Medic., emerit. Rector Magn. im J. 1827.

— Jos. Mauermann, Magister der Chirurgie und Geburtshülfe und Operateur, ordentl. öffentl. Prof. der theoretischen und pract. Chirurgie.

Anmerkung. Die Lehranzel der medicin.-chirura. Vorbereitungs- und practischen Wissenschaften, der theoretischen und practischen Geburtshülfe, der gerichtl. Medicin, der speciellen Pathologie und Therapie und der medicin. Klinik wird sursum

## Assistenten.

Herr Ludwig Schneller, Doctor der Medicin.  
 — Anton Salz, Wundarzt und Geburtshelfer.

## Philosophisches Studium.

## K. K. Director.

Herr Franz Freiherr v. Buol.

## K. K. Professoren.

Herr Simon Peter Schwall.

— Joh. Nep. Fries, Doctor der Medicin u. Philosophie, ordentl. öffentl. Prof. der allgemeinen Naturgeschichte und Forstwissenschaft, Mitglied der medicinisch-botanischen Gesellschaft in London, emeritirter Rector Magnificus im J. 1828.

— Joh. Joachim Suppan.

— Ingenuin Weber, Weltpriester, ordentl. öffentl. Prof. der Universal- und österreichischen Staaten-Geschichte und der historischen Hilfswissenschaften.

— Lorenz Gabriel, Doctor der Rechte, ordentl. öffentl. Prof. der theoretischen und Moral-Philosophie, und der Geschichte der Philosophie.

Anmerkung. Die Lehrfanzel der Religionswissenschaft, der Erziehungskunde, der lateinischen und griechischen Philologie, der classischen Literatur und der Aesthetik ist erlediget.

## Öffentliche Lehrer lebender Sprachen.

Herr Nicol. Banzetta, ordentl. öffentl. Prof. der italienischen Sprache.

— Jos. Cassian Seiser, außerordentl. Lehrer der französischen Sprache.

## K. K. Universitäts-Bibliothek.

Bibliothekar: Herr Martin Scherer, Weltpriester

Bibliotheks-Scriptor: Herr Joh. Nep. Stackl.

## Vorlesungen: juridische.

## Erster Jahrgang.

- a) Ueber juridisch-politische Encyclopädie nach von Hef (Einleitung in das juridisch-politische Studium. Wien und Triest, in Geislingers Verlags-handlung. 1813),  
 — über natürliches Privatrecht nach Herrn v. Zeiller (Natürliches Privatrecht. Wien, bei K. F. Beck. 1819. Dritte Auflage), — ferner über das natürliche öffentliche Recht nach Freiherrn von Martini (Positiones de jure civilis et gentium. Vindobonae, 1774); — dann über das Criminalrecht nach dem Gesetzbuche über Verbrechen (Wien, bei J. Th. Edlen v. Trattnern, 1803), liest in deutscher Sprache, an allen Schultagen, Vormittag von 9 bis 10 und

Nachmittag von 3 bis 4 Uhr, Herr Professor Dr. Jos. Valentin Maurer.

- b) Im ersten Semester: Ueber die Theorie der Statistik nach Bizijs (Theor. Vorbereitung und Einleit. in die Statistik. Wien u. Triest, bei J. Geissinger, 1819), über europ. Statistik nach eigenen Hefen, — und im zweiten Semester: Ueber österreichische Statistik nach Fehren. v. Lichtenstern (Grundlinien einer Statistik des österr. Kaiserthums. Wien, gedruckt und verlegt bei Karl Gerold, 1817. Neue Auflage) liest in deutscher Sprache, an allen Schultagen, Vormittag von 8—9 Uhr, Hr. Prof. Dr. Andr. Ritter v. Merfi.

#### Zweiter Jahrgang.

Im ersten Semester: Ueber römisches Privatrecht nach Dr. Anton Haimberger (Reines röm. Privatrecht), und im zweiten Semester: Ueber Kirchenrecht nach eigenen Hefen liest in deutscher Sprache, an allen Schultagen, Vormittag von 9 bis 10 und Nachmittag von 3 bis 4 Uhr, Hr. Prof. Dr. Johann Kopsch.

#### Dritter Jahrgang.

- a) Ueber das allgemeine österreichisch-bürgerliche Recht nach dem allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche (Wien, aus der k. k. Hof- u. Staats-Druckerei, 1811. Drei Theile), liest in deutscher Sprache, an allen Schulta-

gen, Vormittag von 9 bis 10 und Nachmittag von 3 bis 4 Uhr, Herr Prof. Dr. Franz Cajetan Prockner.

- b) Im ersten Semester: Ueber das Lehenrecht nach J. P. Freiherrn von Heinke (Darstellung des österreichischen Lehenrechtes, zweite Aufl. Wien, 1818), und im zweiten Semester über das Handelsrecht und über das Wechselrecht nach eigenen Hefen liest in deutscher Sprache, an allen Schultagen, Vormittag von 9 bis 10 Uhr, Hr. Prof. Dr. Jos. Wessely.

#### Vierter Jahrgang.

- a) Im ersten Semester: Ueber die politischen Wissenschaften nach v. Sonnenfels (Grundsätze der Polizei-, Handlungs- und Finanzwissenschaft. 3 Theile. Wien, im Verlage bei Heubner und Bolke, 1819. Achte Auflage), und eigenen Hefen, — im zweiten Semester über schwere Polizei-Übertretungen, nach dem Gesetzbuch über schwere Polizei-Übertretungen u., dann über die politische Gesehkunde, nach Kopes (Österreichisch-politische Gesehkunde u. Zwei Bände. Wien, bei J. Wimmer 1807 und 1819) und den politischen Verordnungen liest in deutscher Sprache, an allen Schultagen, Vormittag von 9 bis 10 und Nachmittag von 3 bis 4 Uhr, Hr. Prof. Dr. Andr. Ritter v. Merfi.

v. Strombeck's italien. Reise. I.

24

- b) Ueber den Geschäftsstyl nach J. v. Sonnenfels (Wien, bei Heubner, 1820. Vierte Aufl.), — und über das gerichtliche Verfahren in und außer Streitsachen, nach der allgem. Gerichtsordnung für Westgalizien (Wien, aus der k. k. Hof- und Staats- Aerarial- Druckerei 1817); — dann nach der allgemeinen Instruction für die Justizstellen und andern dahin gehörigen Verordnungen liest in deutscher Sprache, an allen Schultagen Vormittag von 8 bis 9 Uhr, Herr Prof. Dr. Jos. Wessely.

aus der europäischen Statistik, dem römischen und Lehenrechte, wie aus den politischen Wissenschaften, ist die Prüfung zu Ende des Semesters.

### Medicinisch-chirurgische Vorlesungen.

#### Erster Jahrgang.

- a) Ueber die Einleit. in das medicin.-chirurg. Studium liest nach eigenen Heften von 10 bis 11 Uhr, Hr. Prof. Dr. Jos. Theodor Albaneder.
- b) Ueber Physik liest im Wintersemester nach Dr. Joh. Bapt. Wisgrill (Handbuch der Vorbereitungslehre für das Studium der Chirurgie. Wien, 1832), täglich von 9 bis 10 Uhr der pensionirte Hr. Prof. Franz Schöpfer, Dr. der Medicin, Hof-Apotheker und Vice-Director des k. k. Gymnasiums in Innsbruck, als Supplent.

- c) Ueber allgemeine und pharmaceutische Chemie liest im Sommersemester, ebenfalls nach Dr. Wisgrill, täglich von 9 bis 10 Uhr der pension. Professor Dr. Franz Schöpfer als Supplent.
- d) Ueber Botanik liest im Sommersemester, ebenfalls nach Dr. Wisgrill, täglich von 6 bis 7 Uhr Vormittags, der pension. Hr. Prof. Dr. Franz Schöpfer als Supplent.
- e) Ueber Anatomie liest in beiden Semestern nach Alois Michael Mayr (Anatomie des menschlichen Körpers Wien, 1831), täglich von 10 bis 11 Uhr, Hr. Prof. Dr. Jos. Theodor Albaneder.

#### Zweiter Jahrgang. I. Semester.

- a) Ueber Physiologie liest nach Nussard (Theoret. Medicin für Wundärzte. 2 Bde. Prag, 1824 — 1826) täglich Vormittags von 8 bis 9 und Nachmittags von 2 bis 3 Uhr, Hr. Prof. Dr. Franz Carl Karpe. Nach Vollendung des physiologischen Unterrichtes
- b) Ueber allgemeine medicin.-chirurg. Pathologie und Therapie, bis zur Beendigung des Semesters, liest täglich Vormittags von 8 bis 9 und Nachmittags von 2 bis 3 Uhr, Hr. Prof. Dr. Fr. Carl Karpe

#### II. Semester.

- a) Ueber Arzneimittellehre, pharmaceutische Waarenkunde, Receptirkunst und Diätetik liest ebenfalls nach



Musward, täglich von 8 bis 10 Uhr, Hr. Prof. Dr. Franz Carl Karpe.

- b) Ueber theoretische Geburtshülfe für Chirurgen liest nach Ludwig Friedr. v. Froiep, (Theoretisch-practisches Handbuch der Geburtshülfe. Wien, 1832, täglich von 3 bis 4 Uhr Nachmittags, Hr. Franz v. Woher, Dr. der Medicin und Chirurgie, Geburtshelfer und prov. Primar-Spital-Arzt als Supplent.
- c) Ueber Veterinärkunde liest nach Joh. Eman. Veith (Handbuch der Veterinärkunde. Wien, 1831), am Montag, Mittwoch und Freitag von 6 bis 7 Uhr Vormittags, Hr. Prof. Dr. Jos. Braun.

### Dritter Jahrgang.

- a) Ueber specielle medic. Pathologie und Therapie liest J. N. Raimann, (Handbuch der speciellen medic. Pathologie und Therapie. Vierte Aufl. 2 Bände. Wien, 1831), in beiden Semestern, täglich von 7—8 Uhr Vormittag, Hr. Dr. Franz v. Woher als Suppl.
- b) Den medic.-pract. Unterricht am Krankenbette ertheilt in beiden Semestern, täglich von 8 bis 9 Uhr Vormittags, Hr. Dr. Franz v. Woher als Supplent.
- c) Den chir.-pract. Unterricht am Krankenbette ertheilt in beiden Semestern, täglich von 9 bis 10 Uhr Vormittags, Herr Prof. Magister Jos. Mauermann.
- d) Ueber specielle chir. Pathologie, Therapie und Opera-

tionslehre, nebst Instrumenten- und Bandagenlehre liest nach Chelius (Handbuch der Chirurgie. Wien, 1831), und eigenen Hefen, in beiden Semestern, täglich von 10—11 Uhr, Hr. Prof. Magister Jos. Mauermann.

- e) Ueber gerichtl. Medicin liest nach J. Bernt (Systematisches Handbuch der gerichtl. Arzneikunde. Wien, 1834) im ersten Semester, täglich von 3 bis 4 Uhr, Hr. Prof. Magister Jos. Mauermann.

Die Prüfung hierüber ist zu Ende des ersten Semesters.

- f) Ueber Augenheilkunde liest nach Weller. Wien, 1831, im zweiten Semester täglich, von 2 bis 3 Uhr Hr. Prof. Magister Jos. Mauermann.

Die Hörer des practischen Jahrganges der Chirurgie, welche die für das zweite theoretische Jahr bestimmten Gegenstände, nämlich die theoretische Geburtshülfe und die Seuchentele noch nicht gehört haben, sind verpflichtet, dieselben zu den oben angezeigten Stunden zu frequentiren.

Nach geendigtem Studienjahre finden geburtsbüliche Uebungen im Gebärhause durch zwei Monate Statt.

Nebstdem besteht zur größern Gemeinnützigkeit und zum Behufe des Unterrichts in der Geburtshülfe auf Kosten des Studienfondes eine ambulirende Anstalt unter Leitung des Hrn. Supplenten Dr. K. v. Woher.

Zu anatomischen Uebungen an Leichen besteht eine Secir-Anstalt unter der Leitung des Hrn. Prof. Dr. Albin bieder, so wie Hr. Professor Magister Joseph Mauermann die Schüler in pathologischen und in gerichtlichen Leichenöffnungen übt.

Anmerkung. Ueber Geburtshülfe für Hebammen liest nach E. v. Siebold (Hebammen-Unterricht. Würzburg, 1831). im Wintersemester von 2 bis 3 Uhr Nachmittags Hr. Supplent Dr. Franz v. Wecher.

### Außerordentliche Vorlesungen.

Ueber die Rettungsmittel beim Scheintode und in plötzlichen Lebensgefahren, liest nach Vernt (Vorlesungen über die Rettungsmittel beim Scheintode und in plötzlichen Lebensgefahren. Wien, 1819) im Winterhalbjahre alle Sonn- und Feiertage von 11 — 12 Uhr für Jedermann in der k. k. Universität, Hr. Professor Magister Jos. Mauermann.

### Philosophische Vorlesungen.

Obligate Studien. Erster Jahrgang.

- a) Ueber Religionswissenschaft liest nach dem Lehrbuche (Systematischer Religionsunterricht für die Candidaten der Philosophie. Erster Theil. Wien, im Verlagsgewölbe des k. k. Schulbücher-Verschleißes bei St. Anna, 1821) in deutscher Sprache, Montag von 8 bis

9 Uhr, und Mittwoch von 3 bis 4 Uhr, Herr Supplent Priester Joh. Hell, Kaplan im hiesigen Straf- arbeitshaufe.

- b) Ueber theoretische Philosophie liest nach Prof. Karpe (Philosophie ohne Beinahme. Wien, 1802, bei Beck) am Dienstag, Mittwoch, Freitag und Sonnabend von 8 bis 9, dann Sonnabends Nachmittag von 2 bis 3 Uhr in deutscher Sprache, Hr. Prof. Dr. L. Gabriel.
- c) Ueber reine Elementar-Mathematik, liest nach Appeltauer (Elementar-Mathematik a. d. Latein. übersezt vom Hrn. Peter Fur, I. u. II. Theil. Wien u. Triest, bei Geisinger, 1825) an allen Schultagen von 9 bis 10, dann Montags und Freitags von 3 bis 4 Uhr in deutscher Sprache, Hr. Prof. Dr. Simon Schwallt.
- d) Ueber lateinische Philologie liest nach (Chrestomathia latina in usum auditorum Philosophiae anni primi et secundi. Viennae, apud Geisinger, 1827) Dienstag und Sonnabend von 3 bis 4 Uhr in lateinischer Sprache, Hr. Supplent Ambros Hensler, Priester des Chorherren-Stiftes Neustift.

Zweiter Jahrgang.

- a) Ueber Religionswissenschaft liest nach obengenanntem systematischen Religionsunterrichte (zweiter und dritter Theil) am Dienstag und Freitag von 8 bis 9 Uhr in deutscher Sprache, Hr. Suppl. Joh. Hell, Priester

- b) Ueber Moral-Philosophie liest nach Prof. Karpe (Philosophie ohne Weinahme. Wien, 1802, bei Beck) am Montag von 8 bis 9, dann am Dienstag und Freitag von 3 bis 4 Uhr in deutscher Sprache, Hr. Prof. Dr. Lorenz Gabriel.
- c) Ueber Physik, verbunden mit angewandter Mathematik, liest nach Andr. Baumgartner (Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande. Vierte Aufl. Wien, bei J. G. Heubner, 1832) in deutscher Sprache an allen Schultagen von 9 bis 10, dann Montag, Mittwoch und Sonnabend von 3 bis 4 Uhr, Hr. Professor Dr. Joh. Joachim Suppan.
- d) Ueber latein. Philologie liest nach dem oben angezeigten Lehrbuche, Mittwoch und Sonnabend von 8—9 Uhr in lateinischer Sprache, Hr. Supplent Ambros Hensler.

#### Freie Studien.

- a) Ueber allgemeine Weltgeschichte nach Dr. Jak. Brand (Zweite Auflage. Wien, bei Geistinger, 1825. Mit drei Tabellen) liest an allen Schultagen von 4 bis 5 Uhr in deutscher Sprache, Hr. Professor Ingenuin Weber.
- b) Ueber allgemeine Naturgeschichte liest nach eigenen Schriften, Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag

- von 2 bis 3 Uhr in deutscher Sprache Hr. Prof. Dr. Joh. Frieße.
- c) Ueber Erziehungskunde supplirt nach Milbe (Lehrbuch der allgem. Erziehungskunde im Auszuge. Wien, bei Chr. G. Kaulfuß, 1821. Zwei Theile) Dienstag und Freitag von 2 bis 3 Uhr in deutscher Sprache, Herr Prof. Dr. Joh. Joachim Suppan.
- d) Ueber Geschichte der österreichischen Staaten liest nach eigenen Hefen, Montag, Dienstag und Mittwoch von 11 bis 12 Uhr in deutscher Sprache, Hr. Prof. Ingenuin Weber.
- e) Ueber histor. Hilfswissenschaften, und zwar im laufenden Schuljahre über Numismatik, liest nach eigenen Hefen, Freitag und Sonnabend von 11 bis 12 Uhr in deutscher Sprache, Ebenderselbe.
- f) Ueber classische Litteratur liest nach Zicker, Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag von 10 bis 11 Uhr, Hr. Supplent Ambros Hensler.
- g) Ueber griechische Philologie liest nach eigenen Hefen am Freitag von 11 bis 12, und am Sonnabend von 10 bis 11 Uhr, Ebenderselbe.
- h) Ueber Geschichte der Philosophie liest nach W. G. Tennemann (Grundriß der Gesch. der Philosophie 2c. Vierte Aufl. Lpz., bei Barth, 1825) Montag und Mittwoch von 2 bis 3 Uhr, Hr. Prof. Dr. Lor. Gabriel.

- i) Ueber das allgemein Wissenswürdige aus dem Wasser-Baufache, nach eigenen Heften, und aus dem Straßen-Baufache nach Schemerl liest Dienstag, Mittwoch und Sonnabend von 10 bis 11 Uhr in deutscher Sprache, Hr. Prof. Dr. Sim. Schwall.
- k) Ueber Forstwissenschaft liest nach Hundeshagen (Encyclopädie der Forstwissenschaft. Zwei Abtheilungen. Tübingen, bei Heinrich Laupp, 1821) alle Schultage von 10 bis 11 Uhr, Hr. Prof. Dr. Joh. Frieße.
- l) in der italienischen Sprache giebt Unterricht im ersten Jahrgange nach Fornasari (Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache. Fünfte Auflage. Wien, bei F. Wolke, 1827) Dienstag, Mittwoch und Sonnabend von 11 bis 12 Uhr, und im zweiten Jahrgange nach Antologia italiana di Fornassari-Vercé Vienna. Montag und Freitag von 11 bis 12 Uhr, Hr. Prof. Nic. Banzetta.

#### Außerordentliche Vorlesungen.

- m) In der französischen Sprache giebt Unterricht im ersten Jahrgange nach Mozin und Bailly, Montag, Mittwoch und Freitag von 4 bis 5 Uhr, und im zweiten Jahrgange nach eigenen Heften, Dienstag und Sonnabend von 11 bis 12 Uhr, Hr. Joseph Cassian Seifer.

- Anmerkungen. 1. Allen Studirenden des I. Jahrganges wird der Besuch der Vorlesungen über die Naturgeschichte, allen Studirenden des II. Jahrganges der Besuch der Vorlesungen über die allgemeine Weltgeschichte besonders empfohlen; den Stipendisten und Stifflingen aber wird derselbe in Folge allerhöchster Entschliessung vom 17. August 1826 zur Pflicht gemacht.
2. Die Erziehungskunde ist für die Bewerber um Lehrämter an Gymnasien und an philosophischen Studienanstalten, wie auch für die Privatlehrer und Unternehmer von Erziehungsanstalten; — die allgemeine Welt- und östreichische Staatsgeschichte für die Candidaten des philosophischen und juridischen Doctorgrades; — die beiden letztgenannten geschichtlichen Lehrfächer, ferner die classische Literatur, die griechische Philosophie, und die Aesthetik für die Bewerber der Lehrämter an Humanitätsclassen, der Philosophie, der Geschichte, der classischen Literatur und Aesthetik, wie auch für die Privatlehrer der Humanitätsclassen, der Philosophie und der lateinischen Philologie ein obligat-Studium, dergestalt, daß alle diese Individuen mit dem Prüfungsergebnisse einer öffentlichen Lehranstalt aus den angegebenen Wissenschaftszweigen sich ausweisen müssen, um zu dem Lehramtsconcurs, zu den Examinibus rigorosis für den Doctorgrad, zu dem Dienstantritte u. s. w. zugelassen zu werden, oder das Befugnißzeugnis zur Ertheilung des Privat-Unterrichtes u. s. w. erhalten zu können.

Der academische Gottesdienst wird alle Sonn- und Feiertage um 8½ Uhr in der Universitäts-Kirche gehalten.

Die k. k. Bibliothek steht alle Tage, die Mittwoche und die Sonn- und Feiertage ausgenommen, für Jedermann Vormittag von 9 bis 12 Uhr, Nachmittag aber, im Winter von 2 bis 4, und im Sommer von 4 bis 6 Uhr offen.

## A n h a n g.

Alle Freunde der Wissenschaften, welche die zur hiesigen Universität gehörigen Sammlungen und Kabinete zu besichtigen oder näher kennen zu lernen wünschen, können sich in Betreff:

der Bibliothek an den Herrn Bibliothekar Martin  
Scherer,

des anatomischen Museums an den Herrn Prof. Dr.  
Albaneder,

der Naturalien-Sammlung an den Herrn Professor  
Dr. Kriese,

des physikalischen Kabinetts an den Herrn Prof. Dr.  
Suppan

wenden, welche es sich zum Vergnügen machen werden, dem geäußerten Verlangen zu entsprechen, und die Zeit zur Besichtigung zu bestimmen.

## A n l a g e II.

## Briefe über Verona und Venedig.

von

Friedrich Karl von Strombeck

an

Wilhelm Hoyer.

## E r s t e r B r i e f.

Verona, am 20sten Juni 1795.

Vorgestern, Nachmittags um fünf Uhr, betraten wir zuerst das venezianische Gebiet. Das Erste, was wir darauf erblickten, war der in Stein gehauene geflügelte Löwe des heiligen Marcus, des Schutzpatrons der Republik. Ossenigo, das erste venezianische Dorf, ist eine Stunde von Borschetto, dem letzten Orte im deutschen Reiche, entfernt. Gleich nachdem man das Gebiet der Republik betreten hat, erblickt man eine der schönsten, aber auch grausenvollsten Ausichten, die von den Alpen gebildet werden. Nur dem Abige (denn von jetzt an führt diesen Namen die Etsch), der sich schäumend zwischen diesen Felsen fortwälzt, scheint die Natur durch diese Mauern, die sie aufthürmte, um den Deutschen von dem Wälschen zu trennen, den Durchgang erlauben

zu wollen. Gänge, überhängende Marmorfelsen heben hier ihre bemoosten, den augenblicklich Einsturz drohenden Gipfel zum Himmel; und, als wenn es nicht genug wäre, durch ihre Unzugänglichkeit den Eingang der einen Nation in das Land der andern zu verhindern, scheinen sie ihn auch durch Bedrohung des Todes verbieten zu wollen. Dennoch wagte es menschliche Kunst, sich zwischen diese Felsen hindurch einen Weg zu bahnen, der sich stets dicht am linken Ufer des schäumenden Adige hinwindet. Doch der Eingang, den dieser Weg, und der Fluß selbst den Deutschen in das Land der Venediger darboten, kann von diesen auf ihre Unabhängigkeit so eifersüchtigen Republikanern durch eine Festung versperrt werden, die, in der Mitte dieser unerstieglischen Felsen, am linken Ufer des Stromes liegt. Diese Festung heißt Chiusa. Sie ist in den Felsen gehauen, und die Besatzung kann nur auf einem schmalen und rauhen Wege zu ihr hinaufklettern. Chiusa macht es unmöglich, von dieser Seite in das Land der Venezianer gegen ihren Willen einzudringen; denn durch losgesprengte und herabgerollte Felsen würden sie die größten Heere zurückhalten können. Der Weg, der, wie gesagt, am linken Ufer des Flusses fortläuft, ist so bequem, als man es für diese Gegend nur verlangen kann, und zur Sicherheit der Reisenden an seiner rechten

Seite mit einer Mauer eingefaßt. Wir passirten diese jetzt so wenig gefährlichen Stellen zu Fuß, und vergnügten uns damit, Echo auf unsere Grüße antworten zu lassen. Doch nun erweiterte sich unser Gesichtskreis; wir sahen das schöne Station im Frühlingsgewande vor uns liegen.

*Tum procul obscuros colles, humilemque videmus  
Italiam. Italiam primus conclamat Amyntas  
Italiam laeto socii clamore salutant,  
Horrendas variis transgressi casibus Alpes.*

In dem Augenblicke, da sich uns die Aussicht in die weite Ebene der Lombardei eröffnete, erinnerte ich mich dieser Verse, die der Dichter nur für mich gemacht zu haben schien. So ähnlich sind die Empfindungen, die der Anblick des schönen, so sehr von der Natur begünstigten Italiens vor so vielen Jahrhunderten erregte, denen, welche er noch jetzt in der Seele des Ankömmlinge hervorbringt. Der beste Beweis, daß Alles, nur die Natur nicht, altert. Vergehen gleich alle ihre Kinder, gebiert sie doch täglich neue, die den gestorbenen ganz an Schönheit gleich sind. — Jetzt verwandelten sich die Felsengebirge in sanfterundete, das Auge vergnügende Hügel. Diese erstrecken sich bis Verona, und machen den Saum der großen Gebirgskette aus, welche die Deutschen und Helvetier von den Wälfen trennt.

Der Eindruck, den der Anblick einer so reizenden Gegend auf uns machte, wurde sehr durch das elende Ansehn der Dörfer, durch welche wir kamen, geschwächt, in welchen wir überdies nicht selten einen unerträglichen Gestank, den die Seidenwürmer-Zucht erregt, einathmen mußten. Vor den Thüren der Häuser saßen kleine, gewöhnlich ganz nackte, von der Sonne gebräunte Kinder, die uns mit nicht ganz uneigennütigen Grüßen bewillkommen. Es war schon Nacht, als wir in Bolargne ankamen. Dieß Dorf liegt im Veronesischen, drei Stationen von Roveredo und 1½ von Verona. Um hier recht zeitig anzulangen, reisten wir noch vor Tages-Anbruch ab, wobei wir desto weniger verloren, da es uns doch unmöglich war, auf den elenden Matragen, die wir dort fanden, zu schlafen. Unterwegs sahen wir die Landleute schon allenthalben mit der Erndte beschäftigt, da doch das Getraide in der Gegend von Trien noch wenigstens drei Wochen bis zu seiner Reise nöthig hatte. Wir langten ungefähr gegen 7 Uhr Morgens hier in Verona an, wo ich in dem Gasthose alle due torri, dem besten und größten der Stadt, abtrat. Hier bezahlte ich täglich für Logis und Mittagessen acht venezianische Lire (ungefähr 1 Thlr. 4 Gr.), einen Preis, den Du, im Vergleiche dessen, was man in den großen Städten Deutschlands

zu bezahlen pflegt, sehr geringe finden wirst, der sich aber aus den mäßigen Abgaben der venezianischen Unterthanen, der Wohlfeile und dem Ueberflusse der Lebensmittel, und dem geringen Lohne der Arbeiter in diesem Lande erklären läßt.

In meinem nächsten Briefe schreibe ich Dir von dem Amphitheater. Zum Voraus im Gasthose alles zu verdingen, wird hier schon durchaus erforderlich.

### Zweiter Brief.

Verona, am 22ten Juni 1793.

Den ersten Gang, den ich gestern, begleitet von meinem Cicerone, einem Lohnbedienten, von mehr als gewöhnlichen Kenntnissen, (dem ich täglich ¼ Zechine gebe) machte, war nach dem berühmten Amphitheater. Es liegt an der östlichen Seite eines der vorzüglichsten Plätze der Stadt, der Piazza della Brà. Da der äußere Umkreis dieses prächtigen Gebäudes, welcher, wie man aus vier durch alle drei Geschosse stehengebliebenen Bögen erkennt, aus majestätischen Pilastern der toskanischen Ordnung bestand, eingestürzt oder abgebrochen ist, wenn anders dieser Umfang jemahls vollendet wurde, so verspricht der erste Anblick desselben dasjenige nicht,

v. Strombeck's italien. Reise. I

25

was die durch Beschreibungen und Hörensagen gespannte Einbildungskraft des Reisenden erwartet. Desto mehr wird aber die Erwartung bei dem Eintritt in die Arena selbst übertroffen, denn das Ganze befindet sich in dem Zustande völliger Erhaltung. Mein Cicerone führte mich durch alle die labyrinthischen Gänge des Inneren, zeigte mir die verborgensten, zu Behältnissen für die zum Kampf bestimmten wilden Thiere und zu Gefängnissen für die aufzuopfernden Menschen ehemals gebrauchten Kammern, machte mich auf die Lage der Steine, die selbst in den Gewölben kein Kalk zusammenhält, sondern die bloß durch ihre Schwere unverrückbar aufeinander liegen, aufmerksam, und that überhaupt Alles, was man von einem Manne seiner Profession nur verlangen kann.

Dies Amphitheater nimmt unter den Gebäuden der Alten, welche der zerstörenden Zeit getrogt, und sie endlich, wie irgend ein Dichter sagt, ermüdet zu haben scheinen, wo nicht den ersten, doch gewiß einen vorzüglichen Platz ein. Eigenthümliche Empfindungen ergreifen den Beobachter, wenn er unter seinen Füßen Gewölbe ertönen hört und über seinem Haupte Bogen sich wölben sieht, deren Verfertiger schon seit achtzehnhundert Jahren nicht mehr unter den Lebenden wandeln. — Doch betrachtet er diese ungeheuren Marmormassen

genauer und kälter, so geht jenes anfängliche Staunen in die höchste Bewunderung der Zweckmäßigkeit und Sorgfalt über, womit dieses große Bauwerk zu Stande gebracht wurde. Man erblickt hier keine ägyptische Pyramide, an der kaum mehr als ihre Masse und die Arbeit, welche sie ihren sklavischen Erbauern gekostet haben mußte und vorzüglich ihr hohes Alter zu bewundern ist. Die elegante Form des Ganzen, die zweckmäßige Einrichtung desselben, das Verhältniß der einzelnen Theile untereinander, die hohe Kunst, die wir in jedem Gewölbe, ja in der Lage eines jeden Steines erblicken, sagt uns, daß die Erbauer eines solchen Meisterwerks werth waren, nach Jahrtausenden noch die Lehrer ihrer Nachkommen zu seyn.

Die Zeit, in welcher dieß merkwürdige Gebäude erbaut wurde, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Nach der Meinung Einiger ward es schon zu Augustus Zeiten aufgeführt; Andere aber setzen seine Erbauung bis in Maximinians Regierung zurück. Höchst wahrscheinlich irren Beide. Wie könnte man vermuthen, daß zu einer Zeit, da Rom selbst noch kein steinernes Amphitheater hatte, sondern sich mit hölzernen, zum jedesmaligen Gebrauche besonders aufgeführten Schaugerüsten behelfen mußte, in der Provinz ein so kostbares Gebäude errichtet sey? — In diesem Falle würde es



auch Plinius, der weit geringere Kunstwerke nennt, gewiß nicht mit Stillschweigen übergangen haben. Noch unwahrscheinlicher ist aber die zweite Meinung. Zu Maximinians Zeiten litt der obere Theil Italiens so sehr von den Einbrüchen der Barbaren, daß seine bedrängten Einwohner gewiß mehr darauf dachten, Mauern zu ihrer Vertheidigung, als Amphitheater zu ihrem Vergnügen zu errichten.

Ueberdies findet man in Verona selbst einen zu augenscheinlichen Beweis der Nichtigkeit dieser Meinung, man erblickt nämlich an einem hier befindlichen Thore, welches Gallienus 265 erbauen ließ, nicht zu bezweifelnde Bruchstücke der äußern Einfassung des Amphitheaters; ein untrügliches Zeichen der damals schon angefangenen Zerstörung desselben. Könnte man mit Gewißheit aus einem Briefe des jüngeren Plinius (L. VII. ep. ult.) in welchem er von einem Fechterspiele redet, das in Verona durch die Freigebigkeit seines Correspondenten Maximus gegeben wurde, auf das damalige Dasein eines steinernen Amphitheaters in dieser Stadt schließen: so würde die Meinung des Maffei, daß es unter Domitian, Nerva, oder spätestens im Anfange der Regierung des Trajan (denn Plinius der Jüngere starb im Anfange der Regierung dieses Imperators) erbaut worden, fast keinem Zweifel unterworfen seyn.

Doch bleibt auch ohne dieß Argument diese letzte Meinung immer die wahrscheinlichste. Es werden übrigens diese Zweifel durch keine Inschrift, die am Amphitheater selbst oder an irgend einem andern Orte befindlich wäre, aufgeklärt. Die einzige, von welcher man allenfalls behaupten könnte, daß sie etwas dasselbe Betreffende enthielte, befindet sich unter den Inschriften der Academia Filarmonica und ist genau folgende:

D. M.  
G E N E R O  
S O R E T I A R I  
O I N V I C T O  
P V G N A R V M.  
X X V I I N A L E  
X A N D R I Q V I  
P V G N A V I T V I R.

Alles, was man hieraus lernt, ist, das dieß Denkmahl einem Gladiator gesetzt sey, welcher von Geburt ein Alexandrier war, zur Klasse derjenigen gehörte, die man reliarii nannte, und der sieben und zwanzigmal tapfer gefochten hatte. Diese Zahl und die tiefen Spuren, welche die Taue, womit man die Nege, die, um die Zuschauer vor Sonne und Regen zu beschützen, über das Amphitheater gezogen wurden, an verschiede-

nen Stellen zurückgelassen haben, zeugen von dem häufigen Gebrauche, den man von dem Gebäude machte. Seiner Form ist es sowohl von Außen als Innen oval, ob man dieß gleich, wegen der Größe seines Umfanges, von Außen nicht merkt, sondern es für vollkommen rund hält. Sein größter Durchmesser beträgt 450, sein kleinster 360, der Umkreis des Ganzen 1290, und die jetzige Höhe 88 veronesische Fuß. Den Umkreis der oberen Reihe Sige habe ich selbst 546 meiner gewöhnlichen Schritte gefunden. Das Material, woraus es gebaut wurde, ist theils rother, theils weißer inländischer Marmor, der höchst wahrscheinlich sieben Meilen von hier bei Grezzana gebrochen ist. Alle drei Geschosse sind in der toskanischen Ordnung, die sich auch unstreitig nach ihren Formen am besten für ein Gebäude dieser Art, und welches für die Ewigkeit erbaut wurde, schickte. — Doch hat sich der Baumeister nicht genau nach den Verhältnissen gerichtet, die Vitruv für diese Säulenordnung bestimmt, so wie dieses auch bei dem Amphitheater zu Polo im venezianischen Istrien (wohin ich von Venedig aus eine Excursion zu machen gedenke) nicht geschehen ist. Jede Treppenstufe im Inneren besteht nur aus einem Block von rothem Marmor, der ebenfalls nur durch seine Schwere, ohne eine andere Befestigung, auf dem andern ruht. Merkwür-

dig ist, daß die Alten, wie man besonders hier bemerken kann, nur einen breiten Rand an ihren Werkstücken ebenten, das Uebrige desselben aber rauh und etwas vertieft ließen, sowohl um sich die Arbeit, welche das Ebenen des ganzen Steines erfordert haben würde, zu ersparen, als auch, weil sie bei dieser Verfahrungsart vollkommen überzeugt seyn konnten, daß jeder Quader genau auf den andern passen würde. In den Gewölben trifft man hin und wieder Klammern von ungeheurer Größe und Dicke an, welche nicht von dem ersten Baumeister gezogen zu seyn scheinen. Zweckmäßig ist es, daß die äußere Mauer des Amphitheaters, nach Verhältniß der Zunahme ihrer Höhe in der Dicke, und zwar an der inneren Seite, abnimmt; so, daß sie an der äußeren fast vollkommen senkrecht bleibt. Die äußeren Mauern des Amphitheaters zu Polo nehmen auf eben diese Art ab, nicht aber die des römischen, bei welchem die innere Seite der Mauer senkrecht bleibt, und die Verringerung der Dicke an der äußeren Seite Statt findet.

Die Einfassung des veronesischen Amphitheaters bestand ehemals aus 72 Bogen (das römische hatte ihrer 80), von deren jeder mit einer Zahl versehen war, damit den verschiedenen Klassen der Zuschauer, zur Vermeidung des Gedrängs, genau der Ein- und Ausgang bestimmt werden konnte. Von diesen Bogen sind, wie

schon bemerkt, jetzt nur noch vier übrig, über welchen man die Zahlen: LXIII. LXV. LXVI und LXVII erkennt. Die Höhe der Bogen beträgt, die sechs jetzt mit Erde bedeckten Fuß mit eingerechnet, 18 veronesische Fuß. Gewiß würde ich Dich ermüden, mein guter Hoyer, wenn ich es versuchen wollte, Dir ohne Hülfe von Rissen eine völlig deutliche Vorstellung von den mannigfaltigen Gängen, Kammern und Treppen zu machen, die den Körper des Gebäudes nach allen Seiten, und zwar nach der strengsten Symmetrie, durchschneiden. Ich führe dich also, ohne mich länger in dem Gebäude selbst aufzuhalten, wiederum ins Freie, nämlich auf den Kampfplatz (die Arena) selbst. Hierhin gelangt man durch zwei große, an den beiden Spitzen des Gies angebrachte Eingänge, welche in neueren Zeiten mit Portalen verziert sind. Von einem der Balkone, welche man über diese angebracht hat, ertheilte Pius VI. bei seiner Durchreise durch Verona der versammelten Christenmenge den apostolischen Segen, wie dieß eine Inschrift der Nachwelt überliefert.

Die Wirkung, welche der erste Anblick des ungeheuren Gebäudes von Innen hervorbringt, ist überraschend. Von den Sitten für die Zuschauer sind jetzt noch 47 Reihen übrig. Jede dieser Sitzreihen ist  $1\frac{1}{2}$  Fuß hoch, und 2 Fuß 2 Zoll tief. Giebt man jedem

Zuschauer  $1\frac{1}{2}$  Fuß Raum, so können auch noch jetzt zwei und zwanzig Tausend Menschen bequem sitzend hier einem Schauspiele zusehen. Wie sehr verschwindet, in Vergleichung dieses, alles, was die Neueren in dieser Art Großes hervorgebracht haben! Diese Sitten sind sehr wohl unterhalten. Sobald einer von ihnen schadhaft wird, versäumen die Proveditoren des Gebäudes (deren es zwei giebt) nicht, diesen durch einen neuen ersetzen zu lassen. Doch kostet es wenig Mühe, diese neuen Sitten von den alten ursprünglichen zu unterscheiden; da nämlich jeder Sitz einen Theil des großen Ovals ausmacht, so mußte er auch, wenn man die höchste Genauigkeit beobachten wollte, es sei auch noch so wenig, an der inneren Seite nach Maaßgabe derjenigen Stelle, die er in der Ellipse einnimmt, ausgehöhlt seyn. Dieses hat der alte Baumeister mit einer unbegreiflichen Genauigkeit beobachtet. Nicht so die Ausbesserer; diesen war es genug, Statt der alten schadhaften, neue vorn ganz gerade Marmorblöcke einzuschieben.

Zu den Sitten können die Zuschauer auf zweierlei Art gelangen. Sie können nämlich zu ihnen vor der Arena, auf von Zeit zu Zeit in gleichen Räumen angelegten Treppen, hinauffsteigen (welches der Ordnung wegen gewiß bei den Alten nicht erlaubt war), oder sie können durch besonders zu dieser Absicht angebrachte Ein-

gänge (Vomitoria) zu ihnen gelangen. Diese Eingänge sind in vier Reihen vertheilt, und da in jeder Reihe sechzehn sind, so beträgt ihre Anzahl vier und sechzig. — Doch dieß sey Dir genug vom veronesischen Amphitheater. Der Gebrauch, den man jetzt von ihm macht, ist beinahe derselbe, zu welchem man es vor siebenzehn bis achtzehn Jahrhunderten erbaute. Es werden hier nämlich auf einem von Holz erbauten Theater Schauspiele bei hellem Tage aufgeführt. Die Zuschauer nehmen theils auf den Sigen des Amphitheaters, theils auf der Arena auf kleinen Stühlen Platz, die man *Careghe* nennt. Ich sah hier zwei Schauspiele, die *Pamela fanciulla* und den *Inamorato di se stesso*; beide von Goldoni.

Die Schauspielerinn, welche die *Pamela* vorstellte, war schön, und machte ihre Sache recht gut; doch trieb sie das Spiel auf eine so leichtfertige Art, daß sie oft bei den Betheuerungen des Lords laut auflachte, ob sie gleich vermöge ihrer Rolle sehr ernsthaft seyn mußte. Für den Eingang in dieses Schauspiel bezahlt man zehn *Soldi* (ungefähr zwei *Ggr.*). Will man sitzen, so ruft man: *Carega*, und zahlt noch eben so viel nach. Der Anfang ist um fünf, das Ende gegen acht Uhr, oder nach italienischer Zeitrechnung in dieser Jahreszeit der erste um 21 und das letzte um 24 Uhr. Unter mehr

als sechs hundert Männern, die ich hier sah, bemerkte ich kaum zehn Frauenzimmer.

Ehe ich diesen Brief schließe, muß ich Dir noch von einer modernen Merkwürdigkeit Verona's erzählen, die ich heute Nachmittag in Augenschein genommen habe. Im südlichen Theile der Stadt, nicht weit von der Stadtmauer auf einem öden Plage, welcher *il Campo Marzo* heißt, findet man eine im höchsten Grade nützliche und nachahmenswerthe Anstalt, nämlich ein trefflich eingerichtetes Meßgebäude (*fiera*). Auch hier zu Verona hatte man bis zum Jahre 1712 die Gewohnheit, auf einem Plage in der Stadt zum Gebrauche der Verkäufer gegen die Meßzeit eine Menge hölzerner Buden aufzubauen, welche nach der Messe wieder abgebrochen wurden, so wie es in unserm lieben Braunschweig üblich ist, bis in erwähntem Jahre eine zwischen diesen Buden ausgebrochne Feuersbrunst, welche sie sammt den Waaren verzehrte, die Mißlichkeit dieser Einrichtung klar genug an den Tag legte. Man entschloß sich hierauf ein steinernes Meßgebäude auf einem freien Plage aufzuführen, und erfüllte diesen Voratz auf eine nicht genug zu lobende Art. Es besteht dieses Gebäude aus einem an allen vier Ecken abgestumpften, zwei Stockwerk hohen Viereck, dessen Seiten ungefähr 350 Fuß lang seyn mögen. Diese schließt wiederum fünf

Plätze, sechs Haupt- und sechzehn Nebengassen ein, deren Gebäude von gleicher Höhe, als das sie umschließende Quadrat sind, und in denen die Verkäufer ihre Läden haben. Auf vier Plätzen findet man Brunnen, und über dem mit vier ionischen Pilastern gezierten Hauptgebäude einen Glockenthurm. Das Ganze hat acht Eingänge.

### D r i t t e r   B r i e f .

Verona, am 25. Junius 1793.

In seiner Art nicht minder zweckmäßig, als jenes unvergängliche Denkmahl der alten Baukunst, wovon ich Dir, lieber Hoyer, in meinem letzten Briefe geschrieben habe, ist das neue veronesische Schauspielhaus, welches die Academia filarmonica, nachdem im Jahre 1750 das alte abgebrannt war, hat erbauen lassen, und in welchem zugleich die Versammlungs-Zimmer dieser Academie, deren Mitglieder sämmtlich von Adel seyn müssen, enthalten sind. Die Fagade dieses herrlichen Gebäudes, welches eine Breite von 125 veronesische Fuß hat, ist mit sechs freistehenden ionischen Säulen geschmückt, die sechs Stufen von der Erde erhaben sind, und das ungefähr zehn Fuß überragende Dach tragen. Auch im Innern ist dieß Schauspielhaus eben so ge-

schmackvoll als zweckmäßig eingerichtet. Das Theater selbst ist von einer ansehnlichen Größe; die Fronte desselben prächtig. Die Logen, deren es fünf Reihen giebt, und welche fast alle gewissen Familien eigenthümlich zugehören, sind bequem eingerichtet und mit Nebenzimmern versehen; die Gänge, welche zu den Logen führen, breit und hell, und dieses sind auch die von inländischem Marmor sehr geschmackvoll angelegten Treppen. Einem Fremden, der dieß Theater besucht, bleibt, wenn er nicht mit Empfehlungen an einen der Logen-Eigenthümer versehen ist, nichts als das Parterre übrig, wo er nach Belieben dem Schauspieler entweder stehend, oder, gegen Erlegung einiger Paolo's, sitzend zusehen kann. Da man jetzt in dem Hause Veränderungen vornimmt, und aus dieser Ursache nicht gespielt wird, so kann ich leider von den Wirkungen, welche Musik und Spiel in einem solchen Gebäude haben müssen, nicht urtheilen. Der Vorhof dieses academischen Schauspielhauses, welcher ein vollkommenes Quadrat, dessen Seiten 170 Fuß lang sind, ausmacht, ist ringsum von einem dorischen Porticus von acht und vierzig Säulen umgeben, der eine merkwürdige Sammlung von antiken in die Wände eingemauerten Inschriften und Basreliefs enthält. Man findet hier etruscische, griechische, römische, hebräische, arabische und ein Paar mit gothi-

schen Lettern geschriebene italiänische Inschriften. Der etruscischen sind vier und zwanzig, der griechischen ungefähr sechzig und der römischen einige und funfzig vorhanden. Sie sind sämmtlich nach gewissen Classen geordnet, und mit Basreliefs, die auf den jedesmaligen Inhalt der Classe Bezug haben, vermischt. Zwischen den Säulen des Porticus stehen und liegen römische Meilenzeiger, Capitale von antiken Säulen und mit Inschriften versehene Marmorblöcke, die, weil sie auf mehr als einer Seite beschrieben sind, nicht haben eingemauert werden können. Hätte Verona auch nichts Merkwürdiges als das Amphitheater und diese Inschriften-Sammlung, so würde auch dieses allein schon hinlänglich seyn, jedem Liebhaber der Alterthümer den Aufenthalt daselbst interessant zu machen, um so mehr muß dieses aber der Fall seyn, da es der Ueberreste alter Baukunst so viele enthält, daß sich in dieser Hinsicht mit ihm keine andere Stadt (Rom allein ausgenommen) messen kann. Gewiß würde ich aber Deine Geduld, mein lieber Hoyer, auf eine nicht geringe Probe stellen, wenn ich es versuchen wollte, Dir Rechenschaft von allen Alterthümern zu geben, die ich hier schon sah und noch zu sehen gedenke, wenn dieses auch in der kurzen Zeit, die mir zu der Abfassung meiner Briefe übrig bleibt, möglich wäre. Ich werde mich daher in mei-

nen Mittheilungen nur auf das Merkwürdigste einschränken.

In dem nördlichen Theile Verona's liegt ein Hügel, welcher jetzt il colle di S. Pietro heißt, auf dem ein Castell gebaut ist, das nach alter Art mit Thürmen und steinernen Brustwehren, ohne mit Gräben umgeben zu seyn, befestigt ist. Jetzt bedient man sich seiner (nebst dem noch nördlicher liegenden Castello di S. Felice) zu einem Verwahrungsorte der Staatsgefangenen. An diesem Hügel findet man unbestrittene Ueberreste eines alten Theaters: leider sind ihrer aber zu wenig, als daß der größte Kunstverständige vermögend wäre, aus ihrer Lage die ehemalige Einrichtung dieses Gebäudes bestimmen zu können. Folgende Ruinen erblickt man noch jetzt. Hinter einem Hause auf der Piazza del Redentore drei Bogen, welche viele Aehnlichkeit mit denen des Amphitheaters haben, aber ungleich genauer als jene gearbeitet sind. Die Pilafter dieser Bogen sind eben so breit, als die Oeffnung zwischen ihnen weit ist. — An eben diesem Orte erblickt man auch die Ruinen eines prächtigen Thores, an welchem aber nichts mehr von der ehemahligen Bauart zu erkennen. Noch zwei Bogen und eine Thür findet man, in dem Garten eines Herrn Paduani, und eine gleiche Anzahl der ersten in dem Garten des Klosters S. Bartolomeo in mont.

Dieses Theater war aus Tuffstein gebaut, welchen man in dem Hügel selbst, woran es lag, gebrochen hatte. Doch nicht diese Bequemlichkeit allein, die Baumaterialien so ganz in der Nähe zu haben, ließ die alten Erbauer diesen Ort vor allen übrigen wählen, um hier ein Theater anzulegen, sondern der Hauptbewegungsgrund zu dieser Wahl scheint die natürliche Gestalt des jetzigen Colle di S. Pietro gewesen zu seyn, an dessen Abhänge, mit Ersparung großer Kosten, auf eine amphitheatralische Weise die Sitze der Zuschauer angelegt werden konnten. — In der Mitte des neunten Jahrhunderts stürzte ein Theil dieses Gebäudes ein, und hierauf gab der König Berengar den Einwohnern von Verona die Erlaubniß, sich dieser Ruinen als Baumaterialien bedienen zu dürfen.

Von hier wandle ich in Gedanken an deiner Seite, mein lieber Hoyer, aus der benachbarten Porta Nuova ins Freie. Zu unserer Rechten rauscht der Adige, und trennt uns von der Stadt. Wir bleiben an seinem Ufer stehen, und hórchen dem Gesange eines Fischers, der in einer ernsthaften eigenthümlichen Melodie eine Strophe aus der Gierusalemme liberata anstimmt, welche sein Gefährte mit der folgenden beantwortet. Wenigstens sagt man mir, daß es Tasso sey, der so noch im Munde des Volkes lebe. Wir wollen es glauben, weil

es poetisch ist, und ihnen einen reichlichen Fischfang wünschen, denn nach der Versicherung unseres Cicerone soll es an Fischen im Adige nicht mangeln. Rechts schauen wir in eine unermessliche Ebene. — Der Boden an dieser Stelle ist steinig, aber nicht unfruchtbar. Kornfelder, Wein- und Baumgärten wechseln mit einander ab, und geben der Gegend, besonders für den, welchem die hiesige Vegetation etwas Neues, manchen Reiz. Die Landleute sind noch mit der Erndte beschäftigt. Welche Formen! Bei dem ersten Anblicke würdest du auch in der Mitte von Niedersachsen errathen, daß diese schwarzen, von der Sonne verbrannten Menschen keine Deutsche sind.

Jetzt lassen wir uns bei dem Castello Vecchio über den Fluß setzen, um desto besser die Brücke, welche aus diesem Schlosse ins Freie führt, bewundern zu können; denn Bewunderung verdient sie. Sie ist 348 Fuß lang, und besteht nur aus drei Bogen, wovon der, welcher dem Kastelle der nächste ist, eine Spannung von 142 Fuß hat. Der berühmte Rialto zu Venedig mißt über der Fläche des Wassers nur 86 Fuß. Unstreitig ist dieser Bogen der Brücke des Castello Vecchio der größte auf der Erde, und nichts ist mehr zu bewundern, als daß es im vierzehnten Jahrhundert (er wurde 1354 erbaut) ein Architect wagte, ein so kühnes Werk zu unternehmen, und

noch mehr, daß er es so glücklich ausführte. Im Castello Vecchio ist jetzt eine Militärschule, in welcher vier und zwanzig Jünglinge in Militär-Wissenschaften unterrichtet werden. Nicht weit von hier befindet sich eins der merkwürdigsten Ueberreste der alten Baukunst in Verona, nämlich der Bogen der Gavier. Es ist sehr zu bedauern, daß von diesem Denkmahl nichts mehr als die Ruinen, welche man jetzt davon erblickt, übrig geblieben. — Die Ordnung, welche man noch erkennt, ist eine zusammengesetzte, in der aber die Verhältnisse der Corinthischen genau beobachtet sind. Das einzige, was sich noch ziemlich gut von diesem alten Monumente erhalten hat, ist die auf beiden Seiten verzierte Thor-Öffnung, wovon die Höhe 22 Fuß (6 bis 7 Fuß sind verschüttet) und die Breite 11 Fuß beträgt. Auf der einen Seite stehen noch drei halb in die Wand eingemauerte Säulen, von denen aber nur noch die eine ein halbes Capital hat, und auf der andern Seite noch zwei, wovon das Capital der einen noch ziemlich gut erhalten ist. Die Mauer ist 18 Fuß dick, und die Fronte 30 Fuß breit. Zu was für einen Zweck dieß Denkmahl errichtet wurde, wird sich jetzt schwerlich bestimmen lassen. Das einzige, was wir von ihm wissen, ist, daß es zu Ehren einiger Personen aus dem Geschlechte der Gavier erbaut wurde, denn dieß

lehren uns noch zwei erhaltene Inschriften unter den Nischen, welche zwischen den Säulen befindlich sind. Die eine hat: GAVIAE. M. T. die andere C. GAVIO. C. F. STRABONI. Der Name des Baumeisters steht innerhalb des Bogens. Er heißt L. Vitruvius Cerdo. Wir wissen von ihm, daß er ein Freigelassener des großen Vitruv's gewesen ist.

Die Straße, an welcher dieß alte Denkmahl steht, heißt il Corso und ist die schönste und längste in Verona. Hier wird kein Servitore di piazza unterlassen, den Fremden mit seinen Rednertalenten bekannt zu machen, indem er ihm eine pomphaste Beschreibung des Wettrennens (il corso de' Barbari) macht, welches man hier am letzten Sonntage vor den Fasten anzustellen pflegt. Auf den Pferden, welche um die Siegespalme laufen müssen, sitzt Niemand; weil es aber mißlich seyn würde sich bei dieser, für die Eigenthümer der Barbari wichtigen Angelegenheit allein auf das Ehrgefühl dieser Thiere zu verlassen, so befestigt man auf ihren Rücken lederne Riemen, an welchen stachelige metallene Kugeln hängen, die ihnen während des Laufens beständig die Seiten spornen, und zwar desto stärker, je größer die Anstrengung ist, mit welcher sie das Ziel zu erreichen streben. Der Siegespreis besteht in einigen Ellen Goldbrokat von ungefähr funfzehn Zehnen an Werth. Die



Schranken, aus denen die Barbari ihren Wettlauf beginnen, sind am Nord-Ende des Corso, und das Ziel ist am südlichen, bei der Porta del Pallio, die den Namen von dem Pallio, oder Stück Brokat, das der Sieger empfängt, erhalten hat. Die Länge der Laufbahn beträgt ungefähr ein Viertel einer deutschen Meile. Merkwürdiger als dieses in mehreren Städten Italiens übliche Spiel ist für uns ein antikes Thor, das wir in der Mitte des Corso erblicken. Seine Ueberschrift lehrt uns, daß der Imperator Gallienus sein Erbauer gewesen ist. Aber lehrte uns auch die Inschrift das Zeitalter seiner Erbauung nicht, so würden dieses doch die vielen Zierrathen thun, mit denen es nicht geschmückt, sondern überhäuft, und die nur zu deutlich sagen, daß sein Baumeister zu einer Zeit lebte, in welcher ein verdorbener Kunstgeschmack schon einzureißen begann. Doch erkennen wir in der Form und zweckmäßigen Anordnung des Ganzen, daß dieser Architect die herrlichen Vorbilder, die er hätte befolgen sollen, noch nicht ganz aus den Augen verloren hatte. Dieses Thor hat zwei Oeffnungen, wovon die eine den Ausgehenden, und die andere den Eingehenden diente. Ueber den beiden Thoren befinden sich noch zwei Stockwerke mit Fenster-Oeffnungen, zwischen welchen gewundene korinthische Säulen angebracht sind. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die-

ses Mauerwerk nur die Vorderseite eines Gebäudes war, dessen Zimmer durch diese Fenster Licht empfangen. Vielleicht waren hier Zimmer für die Thortwache. — Die Inschrift über dem Eingange und Ausgange ist folgende: COLONIA . AUGUSTA . VERONA . NOVA . GALLIENIANA . VALERIANO . II. ET . LUCILIO . CONS. MURI . VERONENSIIUM . FABRICATI . EX . DIE . III. NON . APRILIUM . DEDICATI . PR. NON . DECEMBRIS . IUBENTE . SANCTISSIMO . GALLIENO . AUGUSTO . N. INSISTENTE . AUR. MARCELLINO . V. P. DUC. DUC. CURANTE . IUL. MARCELLINO.

Doch ehe ich diesen mit Antiquitäten angefüllten Brief schließe, will ich Dir, mein lieber Freund, damit Du nicht glauben mögest, ich bekümmere mich einzig nur um die Ruinen und gar nicht um den jetzigen Zustand der Städte, die ich besuche, auch etwas von dem heutigen Verona erzählen. Es liegt am Fuße der letzten Ueberreste der großen Gebirgskette, welche Deutschland von Italien trennt, in einer Ebene, die eine der größten und fruchtbarsten von Europa ist. Es wird von dem Adige oder der Etsch, nach dem Po dem größten aller italiänischen Flüsse, in zwei ungleiche Theile getheilt, welche durch vier Brücken vereinigt sind. Der Umkreis der Stadt beträgt, das am nördlichsten Ende desselben liegende Castello di S. Felice nicht mit eingerechnet, wie

ich aus der Verona illustra des Conte Maffei ersehe, 6270 Schritte, einen jeden Schritt zu 5 Fuß gerechnet. Die Straßen Verona's sind unregelmäßig angelegt, und auch größtentheils von keiner ansehnlichen Breite, aber ziemlich gut gepflastert. Schön kann man Verona nicht nennen, ob es hier gleich Marmorpaläste giebt, mit welchen die schönsten Gebäude in unsern deutschen Städten der zweiten Classe nicht zu vergleichen stehen. Unter diesen Palästen zeichnen sich die der Bevilacqua, Canossa, Pompei und Maffei vor allen andern aus. Die ersten drei sind Werke des berühmten veronesischen Baumeisters Michel S. Micheli, der 1484 geboren wurde, und 1559 starb. Jetzt würde eine hiesige Privatperson schwerlich daran denken können, solche Gebäude aufführen zu lassen. Nun lebe wohl, guter Hoyer, und vergiß auch in der Ferne Deinen Freund nicht, der keinen heißeren Wunsch hat, als in Deiner Gesellschaft die Merkwürdigkeiten Italiens bewundern zu können. Mit nächster Post ein Mehreres von Verona, wo ich noch einige Tage zu verweilen gedenke.

### Vierter Brief.

Verona, am 29. Junius 1793.

Heute Morgen sah ich die berühmte Antiken- und Gemälde-Sammlung des Marchese Bevilacqua. Die erste, welche in einem prächtigen Saale und zwei Nebenzimmern aufgestellt ist, übertrifft vielleicht alles, was Privatpersonen in dieser Art Kostbares zusammengebracht haben, Du wirst mir erlauben, Dir die vorzüglichsten Stücke dieses Schatzes aufzuzählen \*).

Die Krone von allem ist unstreitig eine Venus, in der Stellung der mediceischen, mit einem Delfin zur Seite. Maffei behauptet von ihr, daß sie nach dieser die schönste aller Liebesgöttinnen sey, welche uns aus dem Alterthum übrig geblieben, und andere wollen sie sogar der Medicerinn vorziehen. Ich erinnere mich von dem (nunmehr verstorbenen) Inspector Wacker zu Dresden eine ähnliche Behauptung von der dortigen Venus vernommen zu haben. Ob nun gleich mein Gefühl, das freilich in dieser Hinsicht nichts entscheidet, mich zwingt der veronesischen Venus den Vorzug vor der dresdenschen zu geben, so glaube ich mich doch nicht zu täuschen, wenn ich auch jene nur für eine Nachahmung

\*) Jetzt längst zerstreut. (1835.)

der mediceischen halte, und daher der Meinung bin, daß man sie nur in so fern mit dieser vergleichen dürfe, als es immer erlaubt bleibt, eine treffliche Copie mit seinem unerreichbaren Originale zu vergleichen. So schön diese Venus des Marchese Bevilacqua auch ist, so würde ich doch, wenn ich für meine Person unter dieser und dem bronzenen Abgusse von der mediceischen, welcher sich im Museum zu Cassel befindet (aus welchem ich bis jetzt vorzüglich dieß Meisterstück kenne) zu wählen hätte, lieber diesen Abguß, als jenes Original nehmen, obgleich bei dieser Wahl mancher Antiquar, der für den Rumpf eines antiken Silens alle Abgüsse von Liebesgöttinnen weggeben würde, sehr den Kopf schütteln möchte. Mir scheint die Veroneserin von der Florentinerin sehr an Reizen übertroffen zu werden. Uebrigens ist auch jene sehr wohl erhalten; denn obgleich Arme und Schenkel zerbrochen sind, so sind sie doch ganz antik, und sehr gut wieder zusammengesetzt. Zum Piedestal dient ihr ein gleichfalls antiker Altar mit halberhabener Arbeit.

Das zweite Stück in diesem Saale ist ein mit Weinblättern und Epheu bekränzter Bacchus, zu dessen Füßen ein Tiger liegt. In der Hand hält er einen Thyrsus, welcher wegen seiner Größe und der Deutlichkeit, mit welcher seine einzelnen Theile ausgedrückt sind, der Aufmerksamkeit der Antiquare würdig ist. Er ist

ganz und gar mit durch einander geflochtenem Epheu umweht und an der Spitze mit einem Tannzapfen geziert, aus dessen Mitte ein ungefähr drei Zoll langer Stachel hervorragt; ein deutliches Zeichen, daß dieses Insigne des Bacchus und der Bacchantinnen nicht ein bloßer Zierrath, sondern auch eine Waffe war. Das unterste Ende des Thyrsus ruht auf der Erde, und es läßt sich daher nicht erkennen, ob es gleichfalls bewaffnet sey, oder nicht.

Auf diesen Bacchus folgt ein schlafender Endymion, ein herrliches Kunstwerk!

»Nicht schöner lag Adon  
 »An seiner Göttinn Brust, die seinen Schlaf bewachte,  
 »Mit liebestrunkenem Blick auf ihren Liebling lachte,  
 »Und still entzückt auf neue Freuden dachte.  
 »Nicht schöner lag, durch doppelte Gewalt  
 »Der Keerei und Schönheit überwunden,  
 »Der wollustathmende Minalt  
 »Von seiner Zauberinn umwunden,  
 »Als hier, vom Schlaf gebunden,  
 »Endymion.«

( Wieland.)

Auf ihn folgt die Statue eines Frauenzimmers, an der die Draperie vortrefflich ist. Kopf und Arme sind neu, daher sich nicht bestimmen läßt, was sie eigentlich vorstellt. Vielleicht ist sie eine Bacchantinn; wenigstens ließe sich aus dem Tigerfelle, welches ihr

über die Schultern hängt, dieses schließen. Der Ergänzer hat ihr eine Opferschüssel in die Hand gegeben, daher sie jetzt das Ansehen einer Priesterin hat. — Die fünfte Statue in diesem Saale ist eine treffliche Ceres, mit dem Füllhorne in einem und einer Garbe im andern Arme. Die Antiquare wollen zwischen ihrem und dem Gesichte der Julia Pia einige Aehnlichkeit entdeckt haben; Ursache genug, daß man vermuthet, es sey diese im Costüme der Ceres.

Ein kleiner, allerliebster moderner Cupido steht neben ihr auf einem antiken Piedestale.

Jetzt komme ich zu den Büsten, die sich in diesem Saale befinden, von denen ich Dir aber nur die vorzüglichsten aufzählen will.

Ein Caracalla. Ein fürchterlicher Anblick! — Lucius Verus. — Commodus. — Septimius Severus. — Hadrian. — Ein Antinous. — Im Nebenzimmer zur rechten Hand sind folgende Büsten, die merkwürdigsten: Socrates in Bronze. Ein treffliches Stück! — Augustus mit der Bürgerkrone. — Livia. — Tibertius. — In der Mitte des Zimmers steht ein schöner Apollo mit der Leyer, zur Linken Augustus und zur Rechten ein Pan.

Im Nebenzimmer zur Linken sind auch eine Menge merkwürdiger Büsten und Statuen vorhanden, von

denen ich Dir aber allein einen Hermaphroditen von außerordentlicher Schönheit nennen will. In diesem Zimmer findet man auch eine ansehnliche Sammlung von größtentheils in die Alterthumskunde einschlagenden Büchern.

Die Gemählde-Sammlung in diesem Palaste enthält eine Menge Meisterstücke vom ersten Range, besonders von Paolo Veronese und Tintoretto. Vorzüglich gefiel mir eine Venus von dem ersten.

Gerade gegen dem Palaste Devillacqua über liegt die Kirche S. Lorenzo, ein unansehnliches gothisches Gebäude, das aber jeder Fremde wegen einer trefflichen Copie einer Raphaelischen Madonna besuchen sollte.

Noch sah ich heute Morgen den Palast des Marchese Muselli, welcher eine der ersten Medaillen-Sammlungen in Europa besitzt, die sein Großvater Giacomo Muselli gesammelt, und in zwei Folioebänden beschrieben hat. Auch verschiedene Antiken findet man in diesem Palaste, unter denen mir ein Faun von Bronze das Vorzüglichste schien.

Am 25. Junius.

Auf der Straße via de' Leoni findet man noch ein altes Thor, welches nächst dem Amphitheater unter alten veronesischen Alterthümern den größten Ruhm erlangt

hat. Maffei behauptet sogar, daß durch seine edlen und richtigen Proportionen nicht wenig zur Wiederherstellung des ächten Geschmacks in der Baukunst beigetragen sey. Die Ehre, welche schon so manchem alten Thore widerfuhr, von den Antiquaren für einen Triumphbogen angesehen zu werden, wurde auch diesem reichlich zu Theil. Eine Verwechselung, vor welcher sich übrigens unsere jetzigen Stadthore nicht leicht werden zu fürchten haben. — Maffei, dem die Alterthumskunde so viel zu verdanken, hat auch das Verdienst, zuerst gewisse Merkmale festgesetzt zu haben, durch welche es sehr leicht wird, Triumphbogen von Thoren zu unterscheiden. Es ist Dir gewiß nicht unangenehm, wenn ich sie hier kurzlich aufzähle.

1) Die alten Thore sind nur auf einer Seite, die Triumphbogen auf beiden Seiten verziert.

2) Die ersteren haben zwei ganz gleiche Oeffnungen; die letzten entweder nur eine, oder eine große und an beiden Seiten eine kleinere.

3) Die Thore haben beständig eine triangel förmige Spitze, welche Vitruv das Tympanum nennt, die Triumphbogen nie, sondern sie haben über dem Kranze des Gebälkes eine Attike, in welcher die Inschrift angebracht wurde.

4) Ueber den Thoren findet man beständig eine oder

mehrere Reihen Fenster, welches bei den Triumphbogen nie der Fall ist.

5) Bei den ersteren wurde die Inschrift am Fries oder am Gebälke angebracht, bei den letzteren stand sie, wenn sie zu Ehren eines Imperators errichtet waren, auf einer großen Marmortafel in der Mitte der Attike, oder auf der Attike selbst, wenn sie eine Privatperson verherrlichten.

6) Da die Thore Theile eines Gebäudes waren, so haben die Ueberreste von ihnen bei weitem nicht die ansehnliche Dicke, welche die Triumphbogen, als für sich bestehende Gebäude, haben mußten.

Wenn sich nun aus diesen Unterscheidungszeichen auch leicht abnehmen ließ, daß der sogenannte Arco de' Leoni ein Thor, und kein Triumphbogen sey, so waren deßhalb doch noch nicht alle Schwierigkeiten in Rücksicht seiner gehoben. Ein Stadthor konnte er ebenfalls nicht seyn; dieß bewies theils die Lage der alten Stadtmauern, theils der Umstand, daß er inwendig, und nicht wie bei allen alten Stadthoren der Fall ist, auswendig verziert war. Doch wurden auch diese Schwierigkeiten theils durch die Inschrift, theils durch eine Münze des Imperators Claudius gehoben. Aus der ersten, welche *TIT. FLAVIVS P. F. NORICVS. IIIIVIR. I. D.* heißt, fing man schon zu vermuthen an, daß dieß wohl das

Thor eines Gerichtshofes seyn könnte und die letzte bestätigte, daß Gebäude dieser Gattung mit zwei Thoröffnungen gleich den Stadthoren versehen wurden, vermuthlich um auch hier Unordnung und Gedränge zu verhüten. Die Proportionen an diesem Thore sind vorzüglich. Seine Ordnung ist die zusammengesetzte, an welcher die Verhältnisse der Corinthischen genau beobachtet sind. Eine sonderbare Erscheinung ist es, daß man ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Fuß hinter diesem Thore die Ueberreste von einem andern in dorischer Ordnung, welches fast eine gleiche Größe gehabt haben muß, findet. Diese dorischen Säulen sind besonders deswegen merkwürdig, weil sie nach ganz alter Art keine Piedestale haben, sondern unmittelbar auf dem Boden ruhen. Um die zu sehen, muß man in ein angrenzendes elendes Haus gehen, dem diese edlen Ueberreste als Seitenwand dienen. Diese sonderbare Erscheinung läßt sich nicht anders erklären, als wenn man annimmt, es sei dem Erbauer des vorderen Thores die alte Fagade nicht prächtig genug gewesen, und er habe es daher für gut befunden, vor dieser her eine neue aufführen zu lassen. Hierdurch wurde mit mäßigen Kosten das alte Haus zu einem neuen umgeschaffen. Eine ähnliche Häuserverwandlung erinnere ich mich in Lübeck bemerkt zu haben, wo man nicht erschrecken muß, zuweilen hinter einer prächtigen

modernen Fagade eine sehr alterthümliche innere Einrichtung anzutreffen. — Mein nächster Brief soll Dich mit Anticaglien verschonen.

### F ü n f t e r B r i e f .

Venedig, im Julius 1793.

Auch solche Reisende, welche die vorzüglichsten Städte Europa's sahen, setzt der erste Anblick von Venedig in Erstaunen. Der Fremde, der Thürme, Kuppeln und Paläste aus den Fluthen des Meeres emporragen sieht, weiß kaum, ob er seinen Augen trauen, oder, was er erblickt, für ein Blendwerk der Sinne oder die Wirkung eines täuschenden Traumes, worin ihn das sanfte Schaukeln seiner Gondel versetzte, halten soll. So ging es auch mir. Das prächtige Venedig vergoldet von den Strahlen der Abendsonne, die vielen Gondeln und Rähne, welche vor uns vorbeifuhren, einige Galeeren der Republik, die in der Entfernung vor Anker lagen, bildeten ein Ganzes, welches für den Fremden, der dergleichen Gegenstände zu sehen nicht gewohnt ist, nicht hinreißender seyn könnte. Schade, daß wir oft durch die Visitatoren, welche die Lagunen beständig mit ihren Rähnen durchkreuzen, oft aus unsern angenehmen Träumen geweckt wurden! Denn statt daß man in Städten die

mit Mauern und Thoren versehen sind, ein Mahl seine Sachen durchsuchen zu lassen verbunden ist, so würde man sich dieses hier, wo ein Visitator nach Tabak, ein anderer nach Porcellan und ein dritter vielleicht nach Salz fragt, wohl ein Duzend Mahl gefallen lassen müssen, wenn sich diese Herren nicht mit ein Paar Liren, und der Versicherung, daß man nichts Steuerbares bei sich führe, befriedigen ließen.

Wir nahmen für's erste unser Quartier in dem Gasthose la Regina d'Inghilterra, welcher dem Eigenthümer der due torri in Verona zugehört. — Sobald wir uns nur wenig umgekleidet, ging unser Weg nach dem berühmten Marcus-Platz, der nur einige hundert Schritte von unserm Gasthose entfernt ist. Ein unbeschreiblicher Anblick! Man glaubt ein prächtiges, majestätisches Theater zu erblicken. Die Länge des Platzes ist 280 und seine Breite 110 Schritte. Auf der rechten Seite begrenzten ihn neun Paläste, welche aber nur einen einzigen auszumachen scheinen, deren Fagade ganz von Marmor gebaut ist. Sie sind drei Stockwerke hoch und mit dorischen, ionischen und corinthischen Pilastern geschmückt. Die Bogen, worauf sie ruhen, bilden einen Porticus, welcher von einem Ende des Platzes zum andern führt. Dieses Werk, das zur Wohnung der Procuratoren von St. Marcus bestimmt ist, wurde 1583 nach dem Mo-

delle des Sansovino angefangen, nachher von Scamozzi und Francesco di Bernardino fortgesetzt und endlich 1682 von Longhena vollendet.

Diesen Palästen, welche die neuen Procuratien genannt werden, gegenüber erblickt man einen andern Palast von fast eben der Länge, welcher le procuratie vecchie heißt. Dieses Gebäude ist älter als das zuerst beschriebene und ganz in einer Ordnung, nämlich in der toscanischen, erbaut. Es wird von 57 Pilastern getragen, welche einen Porticus bilden, der mit dem unter den neuen Procuratien übereinkommt. Der Baumeister dieses Palastes, welcher ganz von istrischem Marmor aufgeführt ist, war ein gewisser Meister Buono, der sich Proto di S. Maria zu nennen pflegte, und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts lebte, zu einer Zeit, da der Styl der Alten in der Baukunst wieder zu herrschen und der sogenannte gothische sich allmählig zu verlieren anfang. Ueberbleibsel von diesem Style sind die kleinen triangel förmigen Zinnen, womit das Dach dieses Gebäudes eingefaßt ist. Auf die alten Procuratien folgt der Uthurm (torre dell' Orologio), der auf marmornen Pilastern ruht, und in einem edlen, dem gothischen annähernden Style nach den Rissen des berühmten Mathematikers Carlo Rinaldi da Reggio 1496 gebaut wurde. Ueber dem

v. Strombeck's italien. Reise. I.

großen Mittelbogen dieses Gebäudes ist die Uhr befindlich, nach welcher alle übrigen in Venedig gestellt werden. Eine Einrichtung, welche bei der bekannten sonderbaren italiänischen Zeitrechnung sehr nothwendig ist. Der Venezianer scheint ein eignes Vergnügen daran zu finden, das Oberhaupt seiner Republik, den Dogen, vor dem Sinnbilde derselben, dem geflügelten Löwen des heil. Marcus, in einer demüthigen Stellung zu erblicken. Nicht zufrieden, ihn knieend auf allen Münzen des Staats zu schauen, ist er auch in dieser Stellung an der Fagade des Uhrthurms in Lebensgröße abgebildet.

Zwischen den beiden Procurationen, gerade der St. Marcus-Kirche gegenüber, befindet sich die Kirche des heil. Geminian, ein Werk des Sansovino, welches zwar nicht seiner Größe wegen, aber desto mehr wegen seiner schönen Verhältnisse und der darin befindlichen Gemähde, der Aufmerksamkeit des Fremden würdig ist. Von der vorzüglichsten Merkwürdigkeit des Platzes, der Kirche des heil. Marcus, werde ich Dir, um Dich nicht zu sehr mit Beschreibungen von Gebäuden zu ermüden, in einem andern Briefe berichten.

Unter den Bogengängen, womit der Platz umgeben ist, sind eine Menge Kaffeezimmer angebracht, deren jedes seinen eignen Namen führt. Dasjenige, worin uns der Zufall brachte, heißt: »al buon Genio.« Hier

hatten wir Gelegenheit, uns von einem Vorurtheile zu befreien, welches man gemeinlich in der Fremde von Venedig zu hegen pflegt, nämlich, daß man hier nie wagen dürfe, von politischen Angelegenheiten zu sprechen. In der That war hier Politik fast der einzige Gegenstand der Unterhaltung. Doch muß ich gestehen, daß man sich beständig sehr behutsam ausdrückte, und daß ich die neue französische Regierungsform unter so Vielen auch nicht von Einem vertheidigen hörte. Eine Erscheinung, die nicht sowohl auf Rechnung der festen Uezeugung der hiesigen Einwohner von den Vorzügen ihrer eignen Verfassung vor der neuen französischen, als auf die einer ihnen stets gegenwärtigen Furcht vor den unbekannt umherschleichenden Staats-Spionen und den oft schrecklichen Folgen ihrer Denunciationen zu setzen seyn möchte. Ob man gleich von der venezianischen Republik zu sagen pflegt, daß sie das Lob ihrer Verfassung — gleichsam über das Lob von Privatpersonen erhaben, — eben so wenig als den Tadel derselben dulde, und daß sie die eine eben so streng als den andern zu ahnden pflege: so scheint sie doch dasjenige Lob nicht zu verschmähen, das aus dem Tadel solcher Regierungsformen, welche wesentlich von der ihrigen verschieden sind, gleichsam auf sie zurückfällt. So hatte die französische Republik hier ihre erklärten Gegner. Ei-



ner der Anwesenden besonders, dessen Aeußeres ganz so beschaffen war, daß er gewiß mit Glück die Rolle eines Staatspions auf einem Theater hätte übernehmen können, ereiferte sich oftmals so sehr gegen dieselbe, daß er ihre Stellvertreter gente rinegata zu nennen pflegte. Eine Benennung, die wir jedoch einem guten Katholiken nicht wohl verdenken können. — Der Zufluß von Menschen aller Stände, worunter jedoch selten Frauenzimmer zu seyn pflegen, ist in diesen Kaffeezimmern sehr groß. Man nimmt hier besonders Kaffee und alle Arten Sorbette (Eis) zu sich. Die letzten macht das Klima in dieser Jahreszeit fast unentbehrlich, und den ersten hatten die Venezianer, wegen der salzigen Ausdünstungen ihrer Lagunen, dafür. Man genießt dieses Getränk zu allen Tageszeiten, und zwar beständig ohne Milch; denn da diese vom festen Lande herüber gebracht werden muß, weil vielleicht in ganz Venedig keine Kuh befindlich ist, so läßt sich begreifen, weshalb sie hier selten und kostbar sey. Die Einrichtung in den Kaffeezimmern ist sehr zweckmäßig und Abends werden sie auf das Schönste erhellt. Weil sie nun sich fast allenthalben begrenzen, und nur hier und dort durch die Galanteriekrämer- und Juwelier- Stände unterbrochen werden, welche gleichfalls bis tief in die Nacht, und zwar weit prächtiger als die ersteren, erleuchtet sind, so wird

durch diese vereinigten Erleuchtungen, die noch die an den Säulen befindlichen Laternen vermehren, die Nacht unter den Arcaden des Marcusplatzes zum Tage. Keine Maskerade vermag eine solche Mannigfaltigkeit der Gegenstände darzubieten, als dieser Platz einige Stunden vor und zwei nach Mitternacht. Daß eine gewisse Gattung von Schönen in diesen Nächten nicht die letzte Rolle spielt, erräthst Du von selbst. Diese triumphiren an den Armen ihrer Liebhaber, nur durch das feinste Kennerauge von der ehrbaren Dame zu unterscheiden, andere rauschen schüchtern, in lange weiße Laken gehüllt, welche fast ihre ganze Gestalt verschleiern, umher, wagen sich nicht in die Säulengänge selbst, sondern bleiben außerhalb derselben, wo sie ein minder starkes Licht reizender erscheinen läßt, als sie wirklich sind. — Einige Kaffeezimmer werden fast einzig von Türken und noch andere nur von Griechen besucht, die der Handel in dieser Stadt beständig in großer Menge versammelt. Lange Pfeifen im Munde haltend, pflegen die ersten, mit, nach orientalischer Art, untergeschlagenen Beinen, dem Schauspiele zuzusehen, ohne sich selbst unter die Menge zu mischen. Durch diese fremden Gestalten wird das maskeradenartige Ansehn des Ganzen nicht wenig vermehrt. Denk Dir hierzu an allen Ecken und Enden Gesang, so wirfst Du eine Vorstellung von dem

Ganzen bekommen. Liebst Du die Abwechselung, so verlaß den Marcusplatz und gehe an einen der Canäle, oder an das Meer und höre den fröhlichen Gesängen der Barcarolen, einer vergnügten und dienstfertigen Nation, zu. — Ihr Lieblingsgesang muß jetzt eine venezianische Romanze seyn, die ich am ersten Abend meines Hierseyns so oft gehört habe, daß ich die erste Strophe davon behalten. Sie hebt sich folgendermaßen an:

»La biondina in gondoletta  
L'altra sera gho menà;  
Dal piacer la poveretta  
La sa imbotta indormenza.«

Diese fröhlichen Lieder stehen sehr gegen die traurigen Litanen ab, welche in ziemlicher Anzahl versammelte fromme Menschen vor dem Marienbilde anstimmen, das in einer Ecke nahe der S. Geminians-Kirche aufgestellt ist. Ihr Gesang übertönt zuweilen den ganzen Marcusplatz. — Aber was für ein einsames Lichtchen sehen wir dort in jenem Winkel brennen? — Wer ist der Mensch, dessen hehle Stimme von dort her so dumpf erschallt? — Laß uns ihn näher betrachten, wir vernahmen die Worte: *La congiuro, Eccellenza, di dare un trarino per le povere anime nel purgatorio* (Ich schwöre Ew. Excellenz für die armen Seelen im Feger-

feuer einen Trarino zu geben). Mit diesen Worten reicht der Bettler die Büchse. — Indem ich seine Bitte erfüllte, erblicke ich an seinem Halse einen großen pappen Schild hängen, auf welchem der schwache Schein seiner Lampe eine sonderbare Gestalt erkennen läßt. — Was bedeutet dieß, mein Freund? — »Quest' è S. Marco benedetto.« — Ich erfuhr nachher, daß die vom Staate privilegirten Bettler solche Schilde mit dem Löwen des heil. Marcus am Halse tragen, um sich dadurch von den nicht privilegirten, die meistens Fremde sind, zu unterscheiden, und das Mitleiden ihrer Mitrepublicaner vorzüglich auf sich zu lenken.

Nie erinnerte ich mich, so viele Bettler an Einem Orte versammelt gesehen zu haben, als hier. Hier würde Herr Salzmann reichlichen Stoff zu einem rührenden Capitel in seinem Werke über das menschliche Elend gefunden haben. — Kaum hätte ich geglaubt, daß ein ganzes Land so viele Krüppel fassen könne, als diese einzige Stadt. — Welch ein Anblick! Dort bewegt sich ein Mensch ohne Füße, gleich einem Frosche, auf einem Brette fort, das den untern Theil seines Leibes decket, und bei jedem Schritte, wenn man seine Bewegung so nennen kann, auf eine schaudererregende Art auf den Boden klappt. Er beschwört die Vorübergehenden bei allen Heiligen, besonders bei dem San Marco benedetto

und dem San Antonio di Padova, ihm einen Soldo mitzutheilen: aber sie gehen, solcher Anblicke nicht ungewohnt, gleichgültig vorüber, ohne den Armen auch nur eines Blickes zu würdigen. Niemand scheint weniger geneigt, etwas von dem seinigen zu verschenken, als ein Italiäner.

Wie ich vernahm, soll hier das Betteln, besonders für die devote Classe der Bettler, ein ganz einträglicher Erwerbszweig seyn. Das Publicum muß also gegen diese sich milder, als gegen den armen Fußelosen bezeigen, sonst würde wohl dem Gerüchte, daß sie sich zuweilen so viel zusammenbettelten, daß sie selbst fromme Stiftungen anzulegen vermögend würden, nicht viel Glauben beizumessen seyn.

### S e c h s t e r B r i e f.

Venedig, im Julius 1795.

Venedigs sonderbare Entstehungsart, zu einer Zeit, da die Macht des römischen Reichs im schnellsten Sinken begriffen war, läßt uns leicht vermuthen, daß wir uns hier vergeblich nach einheimischen Alterthümern umsehen würden. Eine Vermuthung, welche eine genauere Untersuchung bestätigt. Diejenigen Ueberreste des Al-

terthums, welche man hier zu betrachten Gelegenheit hat, sind entweder durch die ehemalige Macht, oder durch das Gold der Venezianer herbeigeführt. Unter diesen Alterthümern behaupten die vier bronzenen Rosse, welche über dem Eingange der S. Marcus-Kirche stehen, unbestritten den ersten Rang. Einige Antiquare halten sie für ein Werk des Lysippus, und glauben, daß sie ehemals, den Sonnenwagen ziehend, den Triumphbogen des Nero geschmückt hätten, welchen ihm das römische Volk nach seinen Siegen über die Parther erbauen ließ. Diese Vermuthung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit; denn betrachtet man diejenigen Schaumünzen, auf denen der erwähnte Triumphbogen Nero's vorgestellt ist, so wird man auch leicht die Aehnlichkeit, welche die Rosse auf denselben mit dem venezianischen, besonders in Stellung und Form der Köpfe haben, leicht bemerken. Solche Meinung vertheidigt unter andern Sebastiano Erizzo, in seinem Discorso sopra le medaglie, an demjenigen Orte, wo er von der großen Schaumünze spricht, auf deren Rückseite der erwähnte Triumphbogen Nero's abgebildet ist. — Als nachher Constantin der Große den Sitz des römischen Reichs nach Byzanz verlegte, sollten auch diese Kunstwerke die neue Residenz verherrlichen helfen, und wurden daselbst im Hippodromus aufgestellt. Wer würde es da-

mahlß dem großen Constantin geweiffaget haben, daß sie einst das Völkchen der Veneter triumphirend nach seinen Lagunen bringen würde? Dieß geschah im Jahr 1206, als das vereinigte venezianische und französische Heer Constantinopel einnahm. Marino Zeno, der erste Podesta der Republik in jener Stadt, schickte sie, nebst vielen andern Kostbarkeiten, nach seinem Vaterlande, wo sie anfangs im Arsenale, nachher aber an ihrem jetzigen Orte aufgestellt wurden. Je größer die Schönheit dieser Rosse ist, und je mehr ihr Verfertiger die Anatomie eines Pferdes studirt haben muß, desto mehr ist es zu verwundern, daß er an ihnen einen der sonderbarsten Fehler, der übrigens, wie wir aus Winkelmanns Geschichte der Kunst lernen, nicht ungewöhnlich war, begangen hat. Dieser Fehler besteht darin, daß die Rosse, welche trabend vorgestellt, die Füße an einer Seite zugleich aufheben, und also allein auf den Füßen der andern Seite stehen; da doch vielmehr, wie leicht in die Augen fällt, die Pferde beim Traben ihre Füße kreuzweis bewegen, so daß sie mit dem rechten Vorderfuße den linken Hinterfuß zugleich aufheben. Was die Ziffern, welche an diesen Rossen befindlich sind, bedeuten, wird man jetzt schwerlich errathen können. Das erste, rechter Hand, hat über der Brust C. V., das zweite über der Hüfte VIII., das dritte VII., das vierte C. V.

und am Fuße D. CCXVII. Zu bedauern ist es in der That, daß diese herrlichen Kunstwerke so weit von dem Auge des Beobachters entfernt stehen. Zweckmäßiger ständen sie gewiß auf flacher Erde, oder einem mäßigen Piedestale, als über dem Portale einer Kirche. Vielleicht (sagt ein scherzhafter Reisender), daß die Venezianer, welche bekanntlich die schlechtesten Reiter in Europa sind, dieß aus Abneigung gegen eine Thierart gethan haben, welche sie nicht kunstmäßig zu bezähmen verstehen.

Nächst diesen Rossen ist der colossale Löwe von parischem Marmor, welcher am Eingange des Arsenals steht, das merkwürdigste alte Kunstwerk in Venedig. Dieser auf den Hinterfüßen sitzende Löwe stand ehemahlß am pyrcäischen Hafen zu Athen. Winkelmann rechnet ihn unter die vorzüglichsten idealen Löwengestalten. In seinem Gesichte und seiner ganzen Stellung herrscht eine majestätische Ruhe. Auch er wurde aus Constantinopel entführt. — In einem Vorsaale der Bibliothek des heil. Marcus ist die Antikensammlung der Republik befindlich. Sie wurde dem Staate theils von dem Cardinal Domenico Grimani, dem Patriarchen Giovanni Grimani und dem Procurator Contarini hinterlassen, theils in den ehemahligen griechischen Besizungen Venedigs gesammelt. Da die Statuen, Büsten, Bas-

reliefs u. s. w., woraus sie besteht, in einem sehr mässi-  
gen Raume zusammengeedrängt sind, so bewirkt der An-  
blick des Ganzen nicht denjenigen Eindruck, der eine  
zweckmäßige Aufstellung hervorbringen würde. Die  
Sammlung ist zwar ansehnlich genug, doch wird sie  
von vielen Privatsammlungen in andern Städten Ita-  
liens übertroffen. Für die merkwürdigste Statue der-  
selben hält man eine von ihrem Schwane geliebteste  
Leda. Ueber der Thür, welche von diesem Vorsaale  
nach der Bibliothek selbst führt, ist eine Vorstellung in  
halberhobener Arbeit von dem Feste der Suovetaurilien  
befindlich, ein dem Antiquar sehr merkwürdiges Denk-  
mahl. Nach einer Betrachtung desselben wird man Ti-  
bulls erste Elegie des zweiten Buchs, wo er einige An-  
stalten zu diesem Feste so reizend beschreibt, mit verdop-  
peltm Interesse lesen. Hier erblickt man das heilige  
Lamm, welches zum Altar der Götter der Fluren ge-  
führt wird und das mit Delzweigen bekränzte Gefolge.  
Noch sind hier besonders merkwürdig ein Ganymedes,  
von dem man glaubt, daß er ein Werk des Phydias sey,  
und der wenigstens dem größten Künstler keine Schande  
machen würde; ein Silen; eine Agrippina, die Gemah-  
linn des Germanicus; zwei Altäre, mit vortrefflicher  
halberhobner Arbeit, ein Opfer des Bacchus vorstellend,  
und eine Göttinn des Ueberflusses. — Bei den hiesigen

Buchhändlern Zanetti ist eine Beschreibung mit Abbil-  
dungen des venezianischen Museums in zwei Bänden in  
Imperial-Folio herausgekommen, welches Werk nichts  
zu wünschen übrig läßt.

Ehe ich diesen Brief schlicke, mußt Du mir noch  
erlauben, Dir eins der sonderbarsten Schauspiele, die ich  
sah, zu erzählen. Heute Morgens ging ich auf der Straße  
spazieren, welche längs dem Meeresstrande vom Palaste  
des heil. Marcus an bis zu dem Castelle führt, und  
welche *il lido de' Schiavoni* genannt wird, als ich einen  
Menschen erblickte, der mit wilden Geberden umher-  
sprang, und wie ein Besessener schrie. In einiger Ent-  
fernung von ihm stand ein Haufen Zuhörer von jedem  
Alter und Stande. Sogar erblickte ich einen Patrizio  
Veneto mit seiner schwarzen Toga und Allongenper-  
ücke unter dem Haufen. Auch ich drängte mich zwi-  
schen die Menge, und vernahm nun ein Bruchstück der  
fürchterlichsten Mord- und Liebesgeschichte, die sich je  
zutrug, welche dieser Improvisator in Prosa mit bemo-  
dastischen Ausdrücken der erstaunten Menge erzählte.  
Er war eben an diejenige Stelle seiner Erzählung ge-  
kommen, wo seine Heldinn von ihrem eifersüchtigen  
Liebhaber mit einem Dolche erstochen wird. Schon  
fängt die Verwundete an zu schwanken; — durch die  
sonderbarste Verwandlung wird hier der Erzähler, wel-

cher noch eben den Mörder vorgestellt hatte, zur Ermordeten — und stürzt endlich unter Verzückungen auf dem Boden nieder. Bei diesem Sturze entfällt, — ich weiß nicht, ob dem Mörder oder der Ermordeten der Hut, in welchen nun die dankbaren gerührten Zuhörer Soldi werfen. Bei allem dem Bombaste, womit die Erzählung des Wundermannes vorgetragen wurde, konnte ich doch nicht unterlassen, das Gesuchte und Regelmäßige seiner Ausdrücke zu bewundern.

#### N a c h s c h r i f t.

Der geneigte Leser beachte, daß es ein zwei und zwanzig jähriger Jüngling war, der die hier mitgetheilten Briefe schrieb, die ihr Interesse eben durch die Vergleichung des Damahls mit dem Jetzt, welches sie darbieten, empfangen.

### U n l a g e III.

#### Canzonetta nuova sopra la Biondina in Gondoletta.

La Biondina in Gondoletta  
L'altra sera gho menà,  
Dal piacer la poveretta  
La sa imbotta indormenzà.

La dormiva su sto braccio,  
Ma ogni tanto la svegiava,  
Ma la barca, che nuava,  
La tornava indormenzar.

Giera in Cielo mezza sconta  
Tra le nuvole la Luna,  
Giera in calma la Laguna,  
Giera le vento bonazzà.

Una sola bavesella  
Sventolava i so Caveli,  
E faceva che di Veli  
Sconto el sen non fosse più.

Contemplando fisso fisso  
Le fatezze del mio ben,  
Quel visetto così lisso,  
Quella bocca, e quel bel sen,

Me sentiva drento al petto  
 Una smania, un misciamento;  
 Una specie di contento,  
 Che non sò come spiegar.

So stà un pezzo rispettando  
 Quel bel sonno, e ho sopporta,  
 Benchè amor di quando in quando  
 El me avesse assae tentà.

Mi ho provà buttarne zoso  
 Per dormir a pian pianino,  
 Ma col fogo da vicino  
 Non poteva riposar.

Bel vederla infaccendada  
 A giustarse i so Caveli,  
 E l'istesso far dei Veli,  
 Che l'arietta avea strazza.

Dopo allegra la furbetta  
 La se m'à fatto da rente,  
 E coll'esser compiacente  
 La m'à tutto consolà.

## Neues Lied

über

## die Blonde in der Gondel.

Meine blonde Schöne führt' ich  
 Gestern Abends in der Gondel:  
 Aber bald schlief mir vor Renne  
 Sanft das liebe Mädchen ein.

Hier auf diesem Arme schlief sie.  
 Doch sie weckte jedes Lüftchen:  
 Doch das Schaukeln unsrer Barke  
 Nief den Schlummer bald zurück.

Gestern war durch leichte Wolken  
 Halb verdeckt am Himmel Luna,  
 Die Lagunen waren ruhig,  
 Und nur sähelte der Wind.

Nur ein leises Lüftchen spielte  
 Mit den schönen blonden Locken,  
 Und vom weißen Busen weht' es  
 Auch den Schleier ihr zurück.

Als ich nun so fest und fester  
 Blickt' auf meiner Recundinn Neize.  
 Auf die glatten beiden Wangen,  
 Auf das Mündchen, auf die Brust.

Strombeck's Italian. Nov. I

Glühend ward's mir da im Innern,  
Und ich war wie ganz verwirret —  
Und doch war's Gefühl der Bounne,  
Das ich nicht beschreiben kann.

Also schaut' ich eine Weile  
Solchen Schlaf und litt geduldig,  
Wenn von Zeit zu Zeit die Liebe  
Mich genug auch hat versucht.

Jezo wollt' ich selber ruhen,  
Hoffte Einderung im Schlummer:  
Doch die Gluth an meiner Seite  
Scheuchte jede Ruhe weg. — —

Merzend war es anzuschauen,  
Wie sie ordnet' ihre Locken,  
Und des schönen Busens Schleier  
Den der Wind zurückgeweht.

Aber jezo rückte lächelnd  
Näher mir das lose Mädchen,  
Und dann war sie mir so gütig,  
Daß ich ganz getrüßet ward.

## Anlage IV.

An

die Frau Gräfinn E\*\*\* zu E\*\*\*.

Man hat Ihnen gesagt, meine hochverehrte Freundin, ich habe zu meinen »Memoiren«, wie Sie mein Büchlein nennen, in einem norddeutschen Unterhaltungsblatte noch ein Paar Zusätze drucken lassen, und Sie meinen, daß ich Ihnen diese keinesweges hätte verenthalten dürfen. — Es ist wahr; ich erinnere mich jetzt, daß ich ein Paar solcher Nachträge bekannt gemacht habe, und finde die Blätter richtig in der Mappe, welche Aufschriften, Recensionen u. s. w., meine Lebensbeschreibung betreffend, enthält. — Denn von Haus aus ein Actenmann, habe ich die lebliche Gewohnheit, nicht nur die Briefe meiner Freunde und anderer Correspondenten, sondern selbst die geringste literarische Kleinigkeit sorgfältig, nach gewissen Rubriken geordnet, aufzubewahren. — Da macht es mir denn (um bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen gewohnter Weise einzuschalten), was die Briefe anbetrifft, bisweilen, in einer Stunde, in welcher ich zu vergleichen gestimmt bin, eine eigenthümliche, aus Vergnügen und Wehmuth gemischte Beschäftigung, sie zu durchlaufen, mich längst verflossener Zeiten zu er-



innern und an diese Erinnerungen die mannichfachsten, das Leben, das Treiben und den Sinn der Menschen betreffende Betrachtungen zu knüpfen. — Eine Ueberzeugung, eine Wahrheit vielleicht, drängt sich mir dann stets sofort auf. — Weit treuer, weit uneigennütziger ist (in der Regel) die Freundschaft einer Frau, als die eines Mannes dem Manne. — Wie mich meine Brief-Mappen belehren, war der erste Brief der Männer, welche sich nachher meine Freunde nannten, gewöhnlich vom persönlichen Interesse dictirt. Es galt meistens, einen Zweck zu erreichen, den man mir als einen uns Beiden nützlichen und erspriesslichen vorzustellen wußte; oder auch der erste Brief enthielt einfach die Bitte um irgend eine Gefälligkeit. — Diese ward gewährt, oder in jener erstgedachten Hinsicht wurde das Möglichste gethan. — Jetzt dauerte die Correspondenz ein Paar Jahre. — Die Zeitumstände änderten sich. Ich war nicht im Stande, in der angesprochenen Art ferner zu nützen, — und Alles war dermaassen vorbei, daß auf meinen letzten Brief, in welchem ich vielleicht eine Gefälligkeit für einen Freund oder Verwandten in Anspruch nahm, nicht einmal eine Antwort erfolgte. — So nicht die Frauen. — Ich hatte das Glück, selbst in den höchsten Ständen Freundinnen zu finden: oder soll ich sie Gönnerinnen bescheidener nennen? es kommt

auf eins heraus. — Der Tod hat sie mir geraubt: aber ihr letzter Brief war wenige Stunden vor ihrem Tode geschrieben.

Zu diesen Betrachtungen führte mich, theuerste Freundin, das Auffuchen der Bagatellen, welche Sie verlangen. — Hier sind sie. — Sie hätten in die zweite Auflage meiner »Memoiren« eingeschaltet werden sollen. Bei deren Erscheinen war ich in Italien; ich begnügte mich mit einer neuen Vorrede und habe jenes veräußert. — Legen Sie diese Kleinigkeiten zu dem Buche, welches, wie Sie mir schreiben, mir erst so recht Ihre Freundschaft erworben hat. Möge diese bis zu meinem Ende dauern, ein Zeitraum, der, nach meinem Alter, von keiner unbescheidenen Länge seyn wird.

Wolfenbüttel, im Januar, 1836.

J. K. v. St.

### Z u s ä t z e

zu den

„Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit.“

Zu Band I. Seite 32.

Dem Bilde, welches ich in dem Obigen von meinen Kinderjahren entworfen habe, fehlt zur Vervollständigung noch die Darstellung eines häuslichen Verhältnisses ganz

eigenthümlicher Art, welches einen solchen Eindruck auf mich gemacht hat, daß gar nicht selten noch jetzt, nach mehr als fünfzig Jahren, Scenen aus demselben mich in Träumen aufregen.

Das große und weitläufige Haus, welches wir bewohnten, war, wie ich schon erwähnte, bis auf wenige Zimmer unbenutzt. Das ganze dritte Stockwerk stand verschlossen. Von Zeit zu Zeit ging jedoch die Mutter mit einem großen Bunde Schlüssel hinauf, um nachzusehen, ob Wind und Wetter an den Fenstern keinen Schaden angerichtet hätten, auch um die Möbeln von dem von Außen eindringenden Staube reinigen zu lassen. Ein solcher Gang der Mutter war für uns Kinder ein Fest; wir folgten nach, um die langen Reihen spärlich und alterthümlich möblirter, mit Grpshöden versehener Zimmer zu durchwandern, vorzüglich jedoch gespannt auf den Anblick der letzten Kammer in dem westlichen Flügel des Hauses. Schwerlich wird es jetzt noch eine Vorrathskammer der Art in meiner Vaterstadt geben, und schon damahls war sie vielleicht einzig in ihrer Art. Dieses Zimmer enthielt nämlich Alles, was in frühern Zeiten zu der feierlichen Aufstellung einer Leiche und deren Bestattung erforderlich erschien. Große schwarze, mit weißseidenen Borten besetzte Laken, schwarz überzogene Gueridons, ein großes Crucifix von Zinn, schwarze,

mit Eisen beschlagene, am obern Theile mit zwei Spigen versehene Stäbe, auf welchen die Träger des Sarges diesen von Zeit zu Zeit, zu ihrer Erholung, ruhen lassen konnten, das Familien-Wappen, auf Blech gemahlt, wie es an den Sarg befestigt zu werden pflegte, versilberte, mit Todtenköpfen verzierte Wandblaker und mehr Gegenstände der Art, deren Betrachtung uns mit Schauer erfüllte. Ueberdieß hingen an den Wänden einige Armbrüste, altes, aus der Vorzeit herrührendes Waffengeräthe und Stiefel von gelbem Corduan, von denen, wer weiß bei welchem feierlichen Aufzuge oder welcher Mummerei vor Jahrhunderten Gebrauch gemacht seyn mochte. Die zum Leichenpompe nöthigen Gegenstände waren noch bei den Bestattungen meiner väterlichen Großältern gebraucht, und wir zweifelten damahls nicht, daß sie einst unsere Aeltern und uns selbst zum Grabe nach der St. Martinskirche begleiten würden. Was uns aber jenes Zimmer besonders schauderhaft, und doch so anziehend machte, war die Sage, daß eben von ihm aus der große Spuk ausgehe, der von Zeit zu Zeit nach Mitternacht im Hause Statt finden sollte. Von diesem Spuk wurde uns nun von einer alten Wartefrau, die seit länger als fünfzig Jahren im Hause diente und die uns Kinder sämmtlich aufgezogen hatte, Folgendes erzählt: Von Zeit zu Zeit, gerade, wenn

die Glocke des nahen St. Petersthurms Nachts zwölf geschlagen, begönne ein Zug schwarzgekleideter Männer von der Todtenkammer (wie wir jenes Zimmer nannten) aus sich durch die Zimmer des dritten Stockwerks, über den Vorfaal, die Treppe hinunter, dann über den Saal des zweiten Stockwerks, nach einem in diesem befindlichen großen, ziemlich düstern Zimmer (welches wir, nach seinem häuslichen Gebrauch, die Plättstube nannten) in Bewegung zu setzen. Veraus ginge ein Marschall mit einem großen schwarzen Stabe, dann käme der alte Kanzler Heinrich von Strombeck, ein Buch tragend, ihm folgten drei Bürgermeister und sieben Rathsherrn, sämmtlich unsere Vorfahren, den Beschluß machte aber unser Aeltervater. Ungekommen auf der düstern Stube, setzten sie sich um einen dort stehenden, mit grünem Tuch behangenen Tisch und hielten Rath. Dann erhöben sie sich, zögen weiter die Treppe hinunter durch das Erdgeschoß in den Keller und sähen nach, ob der Schatz, welchen sie für künftige Nothfälle der Familie bewahrten, noch unberührt sey. Gingen sie nun wieder hinauf, dann versäume der Letzte im Zuge, unser Aeltervater, nie, an den Kiesel der Hausthür zu fassen, um sich zu überzeugen, daß er gehörig vorgeschoben, wie er in seinem langen Leben stets vor dem Schlafengehen zu thun die Gewohnheit gehabt

habe. Jetzt ginge der Zug wieder hinauf, und wenn es auf St. Peter Eins schlug, wären die Ahnen wieder auf ihrer Todtenkammer angelangt. Auf ihrem Zuge, welchen die Alte mehrmahls gesehen zu haben behauptete, wären sie ernst, aber freundlich, und eben sie wären es, welche uns Glück und Segen brächten.

Hatte nun gleich Niemand der Lebenden, außer jener Alten, den Zug gesehen, so versicherten doch die Domestiken, unzählige Mahl das Knarren der Thürangel gehört zu haben, und wir Kinder zweifelten an allem Diefen um so weniger, da es uns nicht unwahrscheinlich schien, daß unserere Vorfahren an ihrem alten Familiensitze auch noch von jener Welt aus Antheil nähmen. Wenn wir aber, theils um Versicherungen der Wahrheit zu hören, theils um unser Grauen zu verbergen, zu zweifeln schienen, dann kam folgende Beweisführung der Alten zum Vorschein: Sie habe einen Kutscher meines Großvaters gekannt, der ihr erzählt, einst sey er noch spät unten im Hause aufgewesen, als auf einmahl der Zug die Treppe heruntergekommen. Wie nun der Kanzler dicht bei ihm vorbeigegangen, so habe ihn dieser so freundlich angeblickt, daß er ein Herz gefaßt, und um dem alten Herrn seine Ehrerbietung zu bezeigen, ihm die Kellerthür geöffnet. Da habe ihm der Kanzler ein Goldstück in die Hand gedrückt, welches der Kutscher ihr, der

Erzählerin, mehrmals gezeigt. Wie gern hätten wir nun selbst diesen augenscheinlichen Beweis gesehen; aber wir mußten uns mit der Versicherung der Wahrheit begnügen. Mir war dieß Ganze nicht unangenehm, und wenn mir gleich ganz unheimlich wurde, wenn ich, selbst bei Tage, in die Rathsstube der Todten ging, so schmelzte doch der Gedanke meiner Eitelkeit, daß meine Familie den wunderbaren Vorzug hätte, daß ihre Altvordern noch jetzt Antheil an ihr nähmen. In der Gegenwart des Vaters durften wir der Todtenprocession nicht erwähnen; er wollte »von solchem abergläubischen Zeuge« nichts wissen: die Mutter aber glaubte wohl halb und halb daran, denn ich erinnere mich, daß, als sie einst spät noch bei einem kranken Kinde wachte, und ich auf dem Sopha an ihrer Seite lag, sie zu der alten Frau Schmid sagte: »Wie es da schon wieder über den Saal hingeht.« — Hörte ich nun gleich ziemlich früh auf, an die Wahrheit des Todten-Umzuges zu glauben, so blieb mir doch der Schauer vor Gespenstern selbst noch in spätern Jahren; und weil ich so viele Gespenster in Träumen gesehen, und in diesen selbst dem Zuge der Todten zugeschaut hatte, so bedurfte es einer gewissen Geistesanstrengung, mich davon zu überzeugen, daß dieß alles Fabelwerk sey, herzlich dabei bedauernd, daß das prosaische Leben durch solche Theilnahme der Todten

an unserm Seyn nicht bedeutender gemacht würde.

Selbst noch jetzt bin ich nicht ganz frei von dem Gespensterschauer, wenn ich aus einem Traume erwache, in welchem ich dem Todtenzuge der Vorfahren zuschaute, der immer ganz genau auf dieselbe Weise Statt hat, und stets damit beginnt, daß ich auf dem großen Vorsaale des ätterlichen Hauses kleine, wunderbar gestaltete, unheimliche Thiere laufen sehe, Gespenster, die den bald stattfindenden Todtenzug gleichsam verkünden.

Doch nicht allein die Todtenkammer zog uns Kinder in den leerstehenden westlichen Flügel des Hauses; heitern Feierlichkeiten schauten wir auch jährlich zweimal aus den Fenstern desselben zu. — Unbegreiflich ist es, wie man jetzt so ganz und gar dahin arbeitet, alles Poetische und Frohe aus dem Leben zu verbannen. Wie war es doch in meinen Jugendjahren in dieser Beziehung ganz anders! Das wunderbar gestaltete, uns auf den Schauplatz der Tausend und einen Nacht versetzende Kameel, umtanzt von lustigen Affen und von brummen- den Bären begleitet, wanderte noch, gefolgt von Schaaren fröhlicher Kinder, auf den Gassen, und erheiterte die immer stiller werdenden Messen. — Doch ein Kameeltreiber kann stehlen: fort mit solchem unnützen Pack! — Tausendmal zweckmäßiger ist es ja, wenn die kleinen Mädchen, statt jubelnd mit ihren Brüdern hinter einem

Kameele her zu laufen, von acht Uhr Morgens bis Nachmittags um sechs in der Töchterschule sich schief und ungesund sitzen, wo sie freilich auch die Naturgeschichte des Kameels gründlich zu studiren unter andern angehalten werden. — So sind denn auch die feierlichen Aufzüge aus meiner Vaterstadt verschwunden, wodurch die Handwerker ihr profaisches Leben erheiterten. Mit welchem sehnsüchtigen Verlangen erwarteten wir Kinder den Tag, an welchem die Gesellen der ehrbaren Schustergilde (die sich damahls ganz bescheiden »Schuhknechte« nannten) ihren feierlichen Umzug hielten. Der Tag war da, aber noch nicht die Stunde; endlich auch die Stunde, aber noch immer wollte der Zug nicht erscheinen, um, unserm Hause gegenüber, dem regierenden Bürgermeister (Hurlebusch) seine Ehrerbietung zu bezeigen. Endlich hören wir den Schall der Trommeln und Pfeifen: schon zieht der lange Zug, über den Bäckerkint, in die Scharrenstraße hinein. Seine Wohlweisheit, der Herr Bürgermeister, zeigen sich gravitatisch-mild am Fenster. Die Officiere der Schuster-Gilde, in braunen, mit Gold besetzten Röcken, bilden feierlich-ehrbar einen Kreis, in ihre Mitte den Fahnenträger aufnehmend, welcher jetzt unter dem Fenster Sr. Wohlweisheit seine Künste sehen läßt. Zuerst begrüßt er dreimahl durch tiefes Neigen des Paniers den Vorgesetzten der

Stadt. Dann rauscht das geschwungene Banner donnernd durch die Lüfte, und endlich erhebt es sich, himmelansteigend, um kunstreich wieder aufgefangen zu werden. Mit welcher Bewunderung schauten wir auf den Helden, und wie wurden wir gerührt, wenn wir darauf aufmerksam gemacht wurden, wie er, athemlos, seine Kräfte fast erschöpft habe.

Der Aufzug der Zimmerleute war mit weniger Geräusch verbunden. Unter Musik zog die lange Reihe der mit blankgeputzten Ketten bewaffneten, mit reinlichen Schurzellen geschmückten rüstigen Männern dahin, jede Art mit einer eingehauenen Zitrone geziert. — Alles dieses kommt mir jetzt wie ein Traum vor. — Das Heitere schwindet immer mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben. Man will lieber den Reden in einer ernstern Ständerversammlung zuhören, als den frohen Processionen heiterer Bürgersöhne zuschauen.

In Band I. Seite 181.

Auch die verwittwete Herzoginn Philippine Charlotte, welche jetzt (1833) gerade vor hundert Jahren mit dem Herzoge Karl I. vermählt wurde, habe ich noch gekannt, und bin öfter von ihr zur Tafel gezogen

worden. Sie starb erst 1801, im fünfundsiebzigsten Jahre ihres wohlthätigen Lebens. Selbst in diesem hohen Alter konnte man in ihr noch einige, wiewohl schwächere Spuren eines Geistes erkennen, welcher ihren Bruder Friedrich den Großen zum Ersten seiner Zeitgenossen machte: eines Geistes, von dem Vieles auf ihre Kinder übergegangen war, wie denn auch ihre Gesichtszüge auf das Bestimmteste an jenen großen König erinnerten. Freilich übte in den letzten Zeiten ihres Lebens das hohe Alter seine Rechte gegen sie aus, und indem sie versuchte, von Gegenständen zu sprechen, die lebenslänglich ihr Nachdenken beschäftigt hatten, kamen vielfach Zusammenstellungen zum Vorschein, die erkennen ließen, daß die frühere Klarheit in ihrem Innern nicht mehr vorhanden sey. So schwinden mit den Kräften des Körpers auch die des Geistes, denn dieser bedarf der Organe, um sich erkennbar zu machen; sinken diese, so scheint der Geist selbst zu sinken. Es mag fern, daß eben die Empfindung der Abnahme der Geisteskräfte die Herzoginn für die Zukunft beunruhigte, oder daß sie die Hoffnung, den Geist, befreit von unzulänglich gewordenen Organen, in erneuter Kraft bald emporzuschwingen zu können, recht lebendig in sich erhalten wollte: sie unterhielt sich von nichts lieber, als von der Unsterblichkeit der Seele und von dem künftigen Zustande des in uns

wirkenden wahrhaften Ich's \*). Dieses Gespräch wiederholte sich so oft, daß, ich gestehe es, mich wohl ein Schauer überlief, wenn ich von Neuem aufgefordert wurde, über diese in so tiefes Dunkel gehüllte Materie auch meine in das Einzelne gehende Meinung abzugeben, und dieses um so mehr, da auch meine Fürstinn, die Frau Aebtissinn, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seelen zu ihrer Lieblings-Unterhaltung gemacht hatte. Besser wußte sich in dieser Beziehung ein braunschweigischer Geistlicher, den die Herzoginn öfter sah, aus der Sache zu ziehen, als sie ihn einst in meiner Gegenwart ungefähr folgendermaßen anredete:

»Sage Er \*\*) mir doch einmahl, mein lieber \* \* \*, denn er muß doch dieses wissen, werden wir fürstlichen

\*) Um ein für alle Mahl dieses Gesprächs entheben zu fern, schrieb mein mütterlicher Oheim, der Abt Häfeler, der in vorzüglicher Gunst bei Ihrer Königl. Hoheit stand, sein schönes Buch, welches den Titel »Inlins, oder über die Unsterblichkeit der Seelen« (Braunschweig, 1792) führt, und behauptete nachher, nicht mehr von dieser Materie zu wissen, als er hier dargelegt habe.

\*\*) Ihre Königl. Hoheit redete selbst Personen aus den höhern Ständen mit »Er« an; nicht aus Stolz und Geringschätzung, sondern nach der Gewohnheit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Im Anfange desselben schrieb noch Leibniz an seine Freunde in dieser Art.

Personen in jener Welt denn mit Leuten aus den ungebildeten Ständen an einem und demselben Orte seyn? Oder bleibt Jeder unter seines Gleichen, wie hier üblich ist? Ich versichere Ihm, mein Bruder, der hochselige König — der übrigens, was ich beklage, nicht viel auf Unsterblichkeit zu halten schien — würde sich in einer gemischten Societät schlecht vergnügen, und ich glaube, daß er lieber auf Unsterblichkeit verzichtete, wenn er dort, statt mit Voltaire und Männern der Art umzugehen, mit gemeinen Soldaten verkehren sollte; dergleichen stände ihm gewiß nicht an. Ich weiß es, besonders in meinem Alter muß man der Eitelkeit entsagen, auch bin ich, wie Er weiß, niemahls hochmüthig gewesen: aber ich gestehe Ihm offen, daß es auch mir nicht behagen möchte, im Himmel so neben allerhand Leuten zu sitzen, von deren Treiben und Thun ich wenig weiß.« — Wie lächelte da die anwesende Fürstinn-Lebtsinn so fein und schlau, aufmerkend, wie sich der Herr Pastor \*\*\* vernehmen lassen möchte! — »Königliche Hoheit,« antwortete dieser ganz unbefangen, doch durch seinen Ernst ein wenig Ironie durchblicken lassend, »die Schrift sagt nichts Einzelnes und Bestimmtes über unsern Zustand in jenem ewigen Leben. Das alte Testament, welches uns mehr von Königen und Großen, als das neue, berichtet, erwähnt von deren Zustande und Verhältnissen

in der Ewigkeit gar nichts, wie denn die beglückende Lehre von der Unsterblichkeit nicht einmahl mit Bestimmtheit in jenem Theile der Bibel vorausgesetzt wird. Sogar Zweifel werden in dieser Beziehung sichtbar, z. B. in dem Prediger Salomo, wo es, Kapitel 3, Vers 20, heißt: »Wer weiß, ob der Geist des Menschen aufwärts fahre, oder der Odem des Viehes unterhalb unter die Erde fahre?« Zweifel, über welche die Christus-Religion uns weit emporhebt. Diese lehrt uns, wir werden belohnt werden nach unsern Werken und werden beglückt seyn durch das Anschauen Gottes. Da nun die Fürsten und Großen dieser Welt (welche die heilige Schrift mehrmahls Götter der Erde nennt) von einer allweisen Vorsehung gewürdigt wurden, im höhern und umfassendern Maaße Großes, Edeles und Gutes thun und wirken zu können, da ihre Frömmigkeit hienieden selbst schon als Beispiel so sehr wirksam erscheint: so mag ich nicht zweifeln, daß sie, nach ihren irdischen Werken und deren Wirken, auch in jenem Leben ausgezeichnete Belohnung empfangen, und daß sie in einen Zustand versetzt werden, der, wenn man Ewiges mit Zeitlichem vergleichen darf, ihrem irdischen Zustande nicht unähnlich ist, so wie wir aus der Schrift schließen, daß die himmlischen Geister, die wir Engel nennen, auf verschiedene Stufen gestellt sind, deren Rangordnung die jüdische Theologie jedoch genauer

v. Crompton's italian. Reise. I. 29

als die christliche unterscheidet. — Diese seine Lehre schien Ihre königliche Hoheit zu befriedigen, und wir suchten das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken.

Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand besuchte seine ehrwürdige Mutter, welche in dem Hause auf dem Langen-Hofe wohnte, in welchem jetzt die Meyersche Buchhandlung sich befindet, regelmäßig an gewissen Wochentagen Abends, und begegnete ihr mit einer Verehrung und Aufmerksamkeit, die man musterhaft nennen kann.

Auch das Testament der Herzoginn enthielt Beweise ihres schönen und wohlthätigen Herzens, nämlich Bestimmungen über bedeutende Stiftungen für die Armen zu Braunschweig und Wolfenbüttel, die Wittwen der Professoren zu Helmstedt, und Legate für eine Menge befreundeter Personen. — Auch die Reste dieser ehrwürdigen Fürstinn habe ich zur Gruft begleitet.

## Verbesserungen.

- Seite 41. Zeile 6. Statt in der »Sonne« lies bei (dem Gastwirth) Sonne.  
 — 231. Zeile 6. Statt mir lies mich.  
 — 232. Zeile 7. Statt Negligée lies Negligé.  
 — 261. Zeile 17. Statt Conkursen lies Concursen.  
 — 272. Zeile 2 von unten. Statt und lies um.

## Verbesserungen

in den »Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit.«

- Erster Theil. Seite 39. Zeile 16. Statt Ledebour (zu Dorpat) ist zu lesen: von Spies zu Bamberg.  
 — In der zweiten Auflage ist dieser Fehler bereits geändert.

Folgende Irrthümer finden sich auch in der 2ten Aufl.:  
 Theil I. S. 39. Z. 14. Statt Wegscheiter l. Wegscheider.  
 — — S. 84. Z. 7 v. unten. Statt Nicolay l. Nicolai.  
 — — S. 198. Z. 13. Statt Hohlweg l. Hollweg. —  
 Der Sohn dieser geistreichen Dame ist der jetzige Professor der Rechte Bethmann-Hollweg zu Bonn.

Der Herr von Glossius, Professor der Rechte, Ritter und Collegien-Rath zu Dorpat, schreibt mir unter dem 13ten Januar 1836. »Indem ich Ihnen einen Jugendfreund ge-



nennen“ — nämlich Ledebour, welchen ich irrig in dem Staatsrath von Ledebour zu Dorpat zu finden glaubte — »gebe ich Ihnen zum Ersatz unsern hiesigen Professor der Mathematik, Staatsrath und Ritter Johann Martin Bartels, geb. zu Braunschweig am 12ten August 1769, welcher auf dem Coll. Carol. zu Braunschweig, in Helmstedt und Göttingen studirte, dann Lehrer der Mathematik zu Meichenu in Graubünden, hierauf zu Kasan war, und seit 1821 hier zu Dorpat ist. — Sehr wohl erinnere ich mich des vortrefflichen Bartels, den ich billig hätte nennen sollen.

---